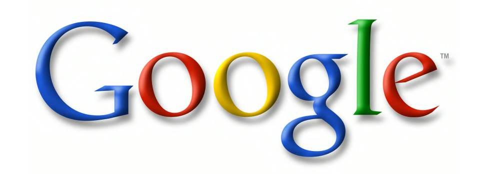


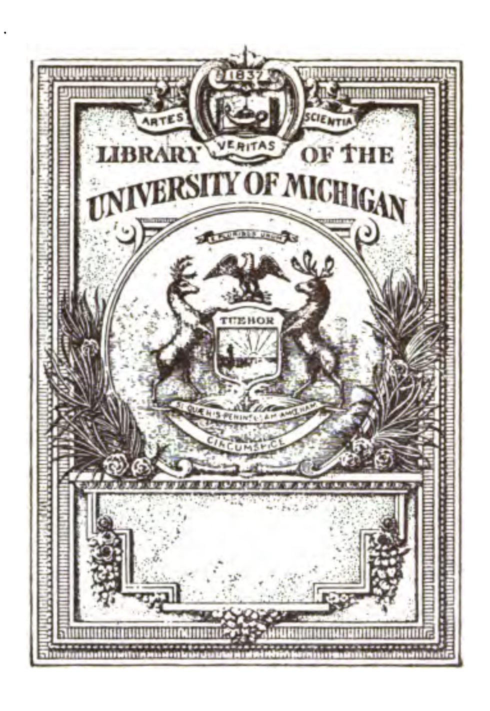
Goethes Schweizer Reisen

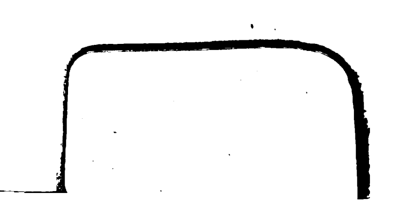
von

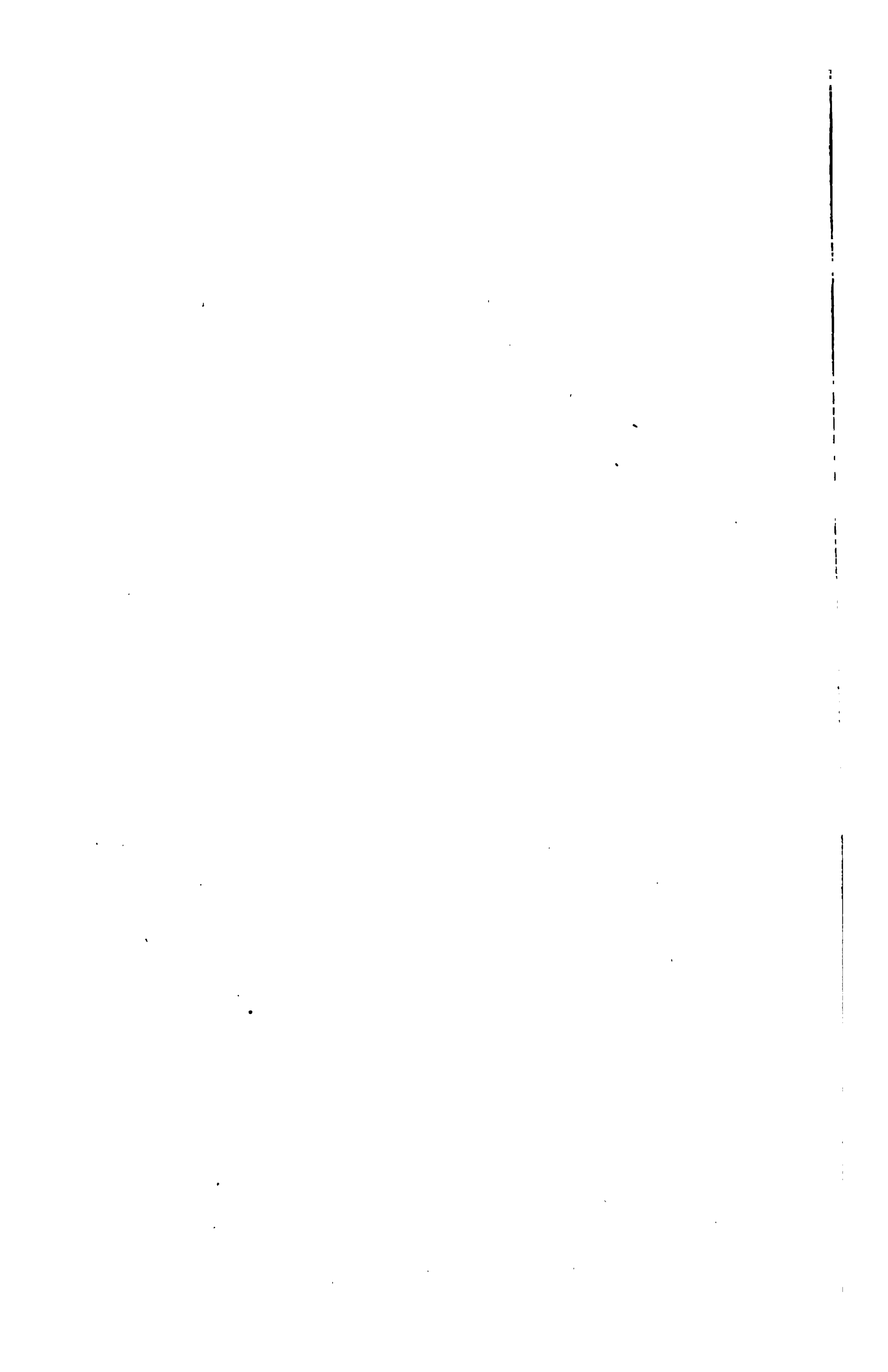
WILHELM BODE

1922

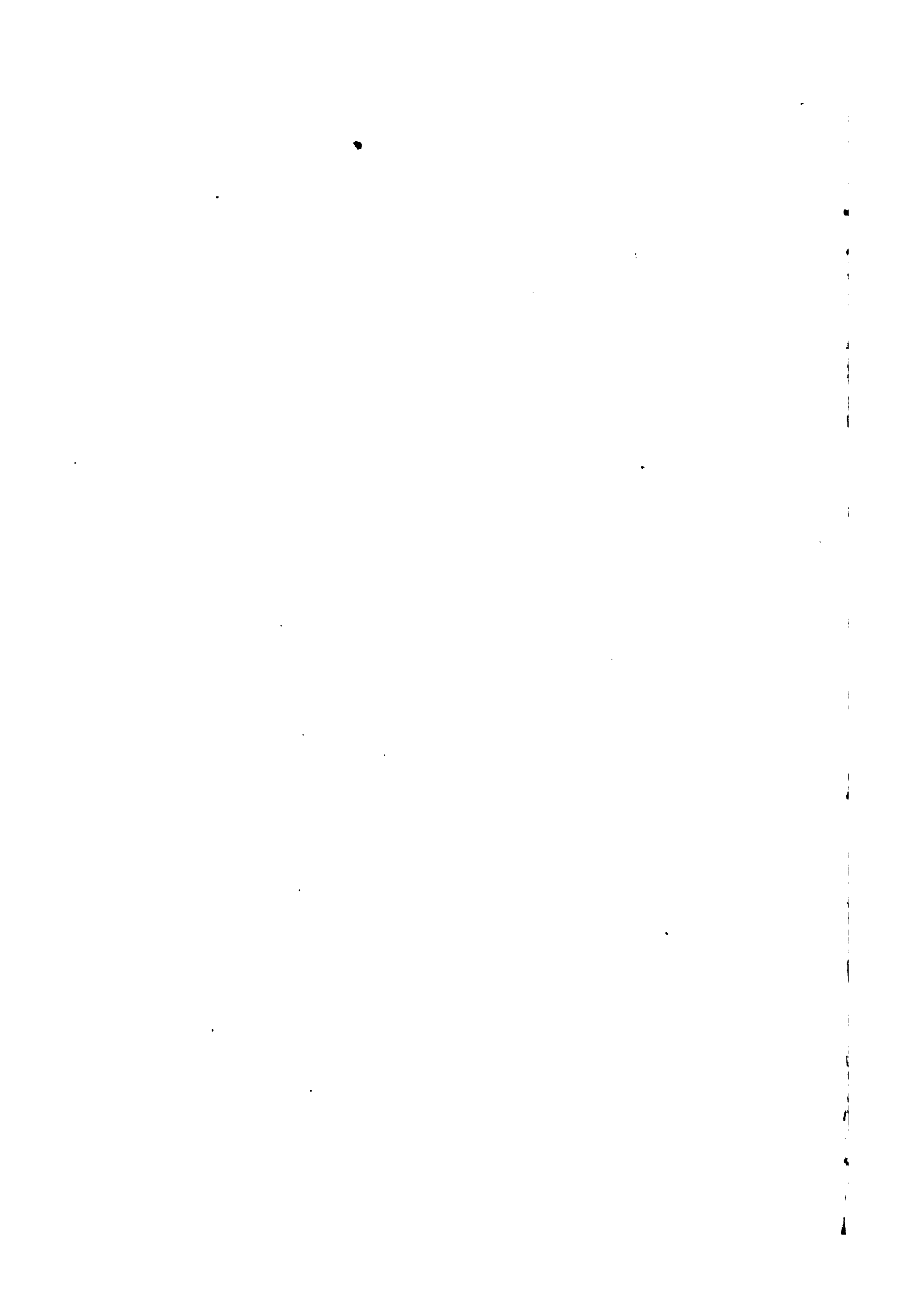
H·HAESSEL/VERLAG/LEIPZIG


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE









Goethes Schweizer Reisen

Von

Wilhelm Bode

*



H. Haessel / Verlag / Leipzig 1922

Einbandentwurf von Prof. Hermann Delitsch, Leipzig
Satz, Druck und Einband von Spamersche
Buchdruckerei und Buchbinderei
in Leipzig

Vorwort

Reisen im Geiste: sie haben doch auch große Vorzüge vor dem Herumführen unseres leiblichen Menschen von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit! Und vor allem: wenn wir zugleich in einer vergangenen Kultur uns bewegen wollen, da versagen Dampfschiff und Eisenbahn, Kraftwagen und Flugzeug; nur Versenkung in ein ruhiges Lesen und Bilderbetrachten führt da zum Ziele. Zu solcher Reise in die Vergangenheit lade ich ein. Unser Reisegefährte ist Goethe.

Wer meine früheren Bücher kennt, weiß, was er zu erwarten hat. Für die Anderen sage ich, daß es mir immer auf Wahrhaftigkeit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Anschaulichkeit ankommt. Nachdem ich selber klar sehe, hoffe ich Andere in dies klare Sehen und Wissen hineinziehen zu können. Ich halte die Einzelheiten des Lebens für das wirkliche Leben; ich fasse also die Einzelheiten ins Auge und halte von kurzen Übersichten so wenig wie von Wortschällen. Von meinen Lesern fordere ich Zeit und Stille der Seele.

Der Inhalt eines solchen Buches ist aus hundert oder zweihundert Schriften zusammengeflossen. Goethes Briefe und Tagebücher boten mir selbstverständlich das Beste; seine späteren Erinnerungen haben schon viel geringeren Wert. Vieles von Dem, was seine Zeitgenossen über ihn, über seine Freunde, über die Zustände der alten Schweiz berichten, konnte ich verwerten. Von den alten Landes- und Reisebeschreibern waren mir Fäsi, Ebel und Meiners am hilfreichsten, dazu einige französische Bücher ohne Verfassernamen: Délices, État, Tableaux de la Suisse usw. Als Vorgänger hätte ich, streng genommen, nur den J. Herzfelder zu nennen, der vor dreißig Jahren auf Grund des damaligen Wissens ein Schriftchen ‚Goethe in der Schweiz' herausgegeben hat. Andere behandeln nur Teile (etwa L. Hirzel: Zürich) oder bieten nur Einleitungen zu Goethes eigenen Niederschriften (Eugenie Benisch-Darlang); oder aber sie schildern nur die erste

Reise, wie Max Morris in einer Jahresgabe der Goethe-Gesellschaft, zu der Karl Kötschau Goethes Zeichnungen hinzufügte. Von solchen Vorgängern lernte ich gern. Gleichzeitig mit mir verfaßte Dr. Hans Wahl, der sich in wenigen Jahren schon so große Verdienste um das ihm anvertraute Goethe-Nationalmuseum erworben hat, ein Buch mit gleichem Titel: ‚Goethes Schweizer Reisen'; er stellte sich aber die Aufgabe ganz anders. Er bietet auf Grund der besten Kenntnisse und Unterlagen das von Goethe herrührende Urkundliche über die drei oder vier Reisen und gibt 19 goethesche Zeichnungen und eine Karte, auf die er, Hans Wahl, die Reisewege eingetragen hat.

Derselbe Gelehrte hat auch mein Buch mit großer Freundlichkeit gefördert und mir außer Bildervorlagen ein Tagebuch von Karl August zugänglich gemacht. Anderes noch Unbekannte fand ich in verschiedenen Aktenbänden des hiesigen Haus- und Staatsarchivs, deren Einsicht Herr Archivdirektor Dr. Tille gestattete. Zwei noch unbekannte Bildnisse steuerte das hiesige Museum bei (Herr Prof. Köhler und Freiherr v. Schenk).

Zu meinem oben bezeichneten Ziele: richtige und deutliche Vorstellungen zu vermitteln, würden viele Abbildungen erwünscht sein. Der Verleger widersprach nicht, aber ich geriet mit der Zeit in die bekannte Reichtums-Bedrängnis. Ich brachte so viele schöne und lehrreiche alte Vorlagen zusammen, daß ich es aufgeben mußte, sie alle in diesen einen Band hineinzufügen. Wir entschlossen uns zuletzt, dieses erzählende Buch nur mit den persönlichen Bildern zu bereichern – es sind 45 Bildnisse und fünf goethische Zeichnungen – und daneben ein ergänzendes Bilderwerk zu schaffen: ‚Die Schweiz, wie Goethe sie sah'. Dies andere Buch besteht aus rund 130 Tafeln und ist durch eine ausführliche kulturhistorische Einleitung ein in sich geschlossenes Werk. Aber freilich gehören beide Bücher so zusammen wie zwei gute Ehegenossen, die wohl einzeln leben können, aber erst miteinander die volle Kraft gewinnen.

Weimar, im September 1921

Dr. Wilhelm Bode

Inhalt

I. Goethes Reise von 1775 1

Erste Berührung mit Schweizern. 1. – Bei Lavater bis zum 15. Juni. 8. – Bei Kleinjogg. 18. – Bei den Zunftverwandten. 25. – Auf dem See. 15. Juni. 30. – Kloster Einsiedeln. 15.–16. Juni. 33. – Schwyz, Rigi und Vierwaldstätter See. 16.–19. Juni. 38. – Auf den Gotthard. 20.–23. Juni. 45. – Unter den Freunden in Zürich. 25. Juni–6. Juli. 54.

II. Die Reise von 1779 65

Zwischen der ersten und zweiten Reise. 1775–79. 64. – Von Basel bis Biel. 2.–4. Oktober. 73. – Die Petersinsel. 5. Oktober. 78. – Nach Murten und Bern. 6. und 7. Oktober. 80. – Ins Berner Oberland. 8.–14. Oktober. 83. – Bern. 15.–19. Oktober. 96. – Waadtland und Lausanne. 20.–23. Oktober. 107. – Auf den Jura. 24.–26. Oktober. 114. – Genf. 27. Oktober bis 2. November. 124. – Savoyen. 3.–6. November. 140. – Wallis. 7.–10. November. 150. – Rhonegletscher und Furka. 11. und 12. November. 165. – Der Gotthard. 12.–14. November. 171. – Abwärts. 14.–17. November. 178. – In Zürich. 18. November bis 2. Dezember. 182. – Winterthur, Konstanz, Schaffhausen. 2.–8. Dezember. 197.

III. Zwischenpause und Durchreise. 1780–88 204

Dauernde Verbindungen. 1780–86. 204. – Italienische Reise. 1786–88. 211. – Durch Graubünden. Mai–Juni 1788. 212. – Neue Verhältnisse zu den Schweizern. 214.

IV. Die Reise von 1797 222

Der Rheinfall. 17. und 18. September. 222. – Amyntas. 19. September. 227. – Wiederum in Zürich. 19. und 20. September. 229. – Stäfa. 21. bis

28. September. 233. – Gebirgsreise. 28. September bis 8. Oktober. 240. – Tell und Euphrosyne. 9. bis 17. Oktober. 251. – Die letzten Tage in Stäfa. 17.–22. Oktober. 254. – Abschied von Zürich. 22. bis 26. Oktober. 259.

V. Nachklänge. 1797–1832 265
Umsturz, Lavater und Pestalozzi. 264. – Schweizerisches in Goethes Schriften. 267. – Meyer und Soret. 275.

Abbildungen

1. Bildnisse:

Bodmer 27, 186.
Boßhard 18.
v. Branconi, Antonia n. 114.
Geßner, Salomon n. 194.
Goethe 4, 9, n. 115, n. 139, n. 184.
Guser 21, 193, n. 194.
v. Haugwitz 56.
Hirzel n. 194.
Hotze 195.
Kaufmann 68.
Kayser 17.
Lavater 5, 11, 13, 183, n. 232.
Lavaters Familie 12, 13, n. 232.
v. Lindau 53.
Lips 197.
Meyer n. 274.
Passavant 37.
De Pian n. 194.
Sachsen-Weimar, Herzog Karl August n. 138, n. 185.
Schultheß, Barbara 15, n. 195, n. 233.
Schuppach, Michel 102.
Schuppach, Marie 103.
Soret n. 275.
v. Stolberg, Graf Christian 55.
v. Stolberg, Graf Friedrich 55.
Voltaire 135.
Zimmermann 66.
Ringer im Berner Oberland 91.

2. Zeichnungen Goethes:

Rigi, Kapelle Maria im Schnee n. 40.
Rigi, Gasthaus zum Ochsen n. 41.
Sturz der Reuß im „Drachental" n. 50.
Scheideblick nach Italien n. 51.
Reffträger 52.

Das Titelbildchen stellt das Gotthard-Hospiz dar.



I. Goethes Reise von 1775

1. Erste Berührungen mit Schweizern

Nach Italien würde er einst reisen: Das wußte Goethe von Kind auf; die Schweiz aber lockte ihn in seiner ersten Jugend keineswegs; auch war von ihr im Unterrichte oder in seinem Umgangskreise selten die Rede. Überdies hatte er in seinen ersten zwanzig Jahren wenig Trieb zu körperlichen Anstrengungen, also auch keine Lust zum Reisen um des Reisens willen. Er war ein steifer und anfälliger junger Gelehrter, nur erpicht, seinen geistigen Kräften neue Aufgaben zu stellen und sich durch größere geistige Leistungen, als Andere sie fertigbrachten, auszuzeichnen. In den drei Jahren, die er als Student in Leipzig verbrachte, machte er nur eine einzige Reise, und Das war — eine kleine Fahrt nach Dresden, um die dortigen Kunstwerke zu sehen. Er entwickelte sich von Kind auf zum deutschen Dichter; die deutschen Dichter aber kamen damals mit der nächsten Natur und mit sehr wenig Natur aus. Klopstock und Wieland waren zufällig beide als Jünglinge nach Zürich geführt worden: die Alpen lockten den Einen so wenig wie den Anderen! Wieland blieb bei seinen Büchern und in der Gesellschaft schmeichelnder Frauen; aber auch der frische, kräftige Klopstock wäre nicht einmal bis zum Vierwaldstätter See vorgedrungen, wenn ihn nicht sein bester Freund, ein Kaufmann, zu einer Handelsreise dahin mitgenommen hätte.

Eine schwere Krankheit brachte den jungen Stuben- und Büchermenschen Wolfgang Goethe an den Rand des Grabes. Er genas

nur langsam. Indem er seine Kräfte nun wieder versuchte, mutete er ihnen mehr und mehr zu. Er hatte jetzt die leibliche Gesundheit höher schätzen gelernt, erfreute sich an körperlicher Tüchtigkeit und bekam auch neue Augen für das Volkstreiben, die Natur und die ganze bunte Welt ringsum. Jetzt entwickelte er sich zum Wanderer, zum Reiter, zum Reisenden. Das geschah besonders in den anderthalb Jahren 1770/1771, die er in Straßburg verbrachte, um seinen Studien einen Abschluß zu geben. Im unteren und oberen Elsaß bewährte er sich zum ersten Male als ein Beschauer neuer Menschen, Länder und Dinge. Da er südwärts bis Kolmar gelangte, so erschienen vor seinen ausschauenden Augen mehrmals auch die fernen schweizerischen Berge. Menschen aus jenen Gegenden hatte er schon manche gesehen. Die schweizerischen Kaufleute erschienen auf den Frankfurter Messen, und schweizerische Jünglinge suchten die besseren deutschen Akademien auf; so hatte Goethe in Leipzig ein halbes Jahr einen Diethelm Lavater aus Zürich, einen angehenden Mediziner, zum Tischnachbarn gehabt. Nun sah er von weitem ein Stückchen Heimat dieser Helvetier. Auf den Gedanken aber, daß er dies Nachbarland oder gar die Eisgebirge aufsuchen sollte, geriet er kaum. Eine Reise durch Frankreich, ein Aufenthalt in Paris war viel wahrscheinlicher; beschlossen blieb namentlich die große Fahrt nach Italien. Diese aber hatte sein Vater einst gemacht, ohne die Schweiz zu berühren.

Doch auch seine Reisen in die welschen Länder wurden vorläufig noch aufgeschoben. Der junge Lizentiat oder Doktor lebte in seiner Vaterstadt als ein Anfänger in Rechtsgeschäften. Viel mehr als von Prozessen war er jedoch von poetischen und schriftstellerischen Arbeiten, von der Malerei und den Wissenschaften erfüllt. Unter seinen neuen Freunden brachte der darmstädtische Kriegsrat Merck öfters die Rede auf schweizerische Dinge, denn er hatte ein Jahr oder zwei am Genfer See gelebt und sich namentlich seine Frau von dorther mitgebracht. Eben diese Bezirke am lemanischen See liebte Goethe nun aber auch schon als Leser Rousseaus, dessen Verkündigung der schönen, reinen, großen Natur auch auf ihn den größten Eindruck gemacht hatte. Es

dauerte also nicht lange, daß Goethe Lust bekam und sich bereit erklärte, mitzureisen, wenn Merck und Madame Merck das nächste Mal ihre Verwandten besuchen würden. Im Mai 1773 sollte es geschehen. Aber der Plan zerschlug sich.

Wenige Wochen später ward der Diakonus Lavater an der Waisenhauskirche zu Zürich, ein Bruder jenes Diethelm, den Goethe in Leipzig gekannt hatte, auf zwei theologische Flugschriften aufmerksam, von denen die erste, die sich als Brief eines schwäbischen Landgeistlichen an einen jüngeren Amtsbruder ausgab, so recht nach seinem eigensten Sinne war. Als er sich bei dem Drucker der Schriften nach dem Verfasser erkundigte, erhielt er ein neues Drama zugesandt und erfuhr, daß jener Theologe und der Urheber dieses dramatisierten ‚Götz von Berlichingen' und der junge Advokat Dr. Goethe in Frankfurt eine Person seien. Diesen Wundermann mußte Lavater genau erforschen! Es kam zu einem raschen und bald sehr herzlichen Briefwechsel.

Lavater, um acht Jahre älter als Goethe, war schon weithin berühmt, vornehmlich durch die Echtheit, Wärme und Kraft seines Christentums, wie es sich in seinen bereits zahlreichen Schriften und Gedichten aussprach. Der Wunsch, glauben zu können, ist immer häufiger als das Glaubensvermögen; Viele waren jetzt dem jungen Prediger in Zürich dankbar, daß sie von seiner Wärme mit erwärmt wurden und von seiner überfließenden Gotterfülltheit mitzehren konnten. Namentlich gewann ihm sein großangelegtes Werk ‚Aussichten in die Ewigkeit' eine nicht geringe Zahl von Freunden. Wie sehr sich der Ruhm und die Segenswirkung Lavaters, der ja in seiner Vaterstadt nur ein bescheidenes Amt verwaltete, außerhalb schon ausgebreitet hatte, zeigte sich sehr deutlich, als er sich im Juni 1774 seiner schwachen Brust und häufigen Hustens halber auf eine Reise nach dem Bade Ems begab: es war fast ein Triumphzug, denn fast auf jeder Station erwarteten ihn Bewunderer, Brieffreunde, Neugierige und suchten durch eine Berührung mit ihm, durch einige Worte aus seinem Munde neuen Mut zu erlangen. Lavater aber bestand diese Prüfung sehr wohl; er blieb der demütige Diener seines geliebten Heilands und wußte doch Große und Kleine, Gut-



Goethe 1774

Stich von Lips nach dem Gipsmedaillon von S., einem Schüler Nahls.

willige und Unartige gar klug zu behandeln. Sein Gesicht, seine Erscheinung ließ an den milden Mond denken; es war aber auch viel Sonniges in seinem Wesen. Er hatte nichts Gesalbtes oder Muckerhaftes an sich; sondern zeigte sich als ein lebhafter, geistreicher, munterer Mann; in vertrautem Kreise liebte er den



Lavater

Aus den Physiognomischen Fragmenten

harmlosen Scherz wie einer. Widerspruch konnte er gut vertragen; jede aufrichtige Seele war ihm lieb, ob sie seine Ansichten teilte oder nicht. Und so natürlich und fröhlich er sich zeigte, immer behielt man von ihm den Eindruck, daß er würdig gewesen wäre, unter den Zwölfen zu wandeln.

In Frankfurt hielt er sich mehrere Tage auf; er war dort Goethes oder seiner Eltern Gast. So innig gewannen sich nunmehr die bisherigen Brieffreunde lieb, daß Goethe mit ins Emser Bad fuhr und in den nächsten Wochen dort und auf einer weiteren Reise in die niederrheinischen Gegenden soviel als möglich mit Lavater zusammenlebte. Da ward dann auch viel von der Schweiz gesprochen, von den Vorzügen der Stadt Zürich, vom See, von den hohen Bergen der Urkantone, und man konnte Lavatern glauben, daß er die Gastfreundschaft Goethes herzlich gern in seiner Heimat zu erwidern wünschte. Ein Besuch in Zürich gehörte von nun an zu Goethes Plänen. Wenn es ihm im alten Frankfurt unbehaglich wurde, und Das kam oft genug vor, wuchs sein Verlangen, den Bruder in Zürich bald wiederzusehen.

In der festlichen Zeit nach dem neuen Jahre 1775 ließ sich Goethe in das gesellschaftliche Vergnügungstreiben seiner Vaterstadt hineinziehen, was bisher nicht seine Art gewesen, und dabei stieß es ihm zu, daß er sich in die junge, schöne Tochter eines reformierten Kaufmannshauses verliebte. Elisabeth Schönemann erwiderte seine Gefühle; aber es sprachen doch auch ernste Gründe gegen diese Verbindung; die beiden Liebenden selbst bereiteten einander nicht immer Seligkeit, sondern auch manche Quälerei; eigentlich waren sie beide noch zu unfertig für einen Ehebund; das Mädchen war noch zu jung und Goethe gleichfalls, denn er wandelte in seinem sechsundzwanzigsten Jahre noch sehr im Unklaren über den Weg und das Ziel seines Lebens. Da kamen ihm Stunden und Tage, wo er sich von der schönen Lilli — so nannte er sie lieber als Liese — gern losgerissen hätte, um ganz frei und aller Pflichten ledig in die rätselhafte Welt hinauszustürmen. Aber Entschlüsse fassen fiel ihm schwer, und jetzt erst dieser Entschluß, von einer doch auch sehr verlockenden Geliebten zu entfliehen!

Allem Schwanken machte ein Brief aus Hamburg ein Ende. Darin schrieben die beiden jungen Grafen Stolberg, daß sie sich demnächst mit ihrem Freunde Kurt v. Haugwitz in Frankfurt begegnen würden, um zu Dreien eine Reise durch das südliche

Deutschland und die Schweiz zu machen. Sogleich stand es bei Goethe fest, daß er diese Edelleute ein Stück des Weges begleiten müsse, mindestens bis Emmendingen im Breisgau, wo seine Schwester und sein braver Schwager Schlosser seit kurzem eine neue Heimat gefunden hatten, wo ihnen auch ein erstes Kindchen in der Wiege lag, dem der junge Oheim gleichfalls einen Besuch schuldig war. Von Emmendingen wäre es dann nicht mehr weit zur Schweiz und zu Lavater. Aber freilich: von Zürich aus war es auch nicht mehr weit auf den Gotthard, und von dort oben führte der Weg nach Italien hinunter. Wo sollte Goethe haltmachen, wenn er einmal eine Reise nach Süden antrat? Auch Das ließ er einstweilen in der Schwebe. Die Edelleute hatten eine wirkliche Schweizer Reise vor; sie meinten „das heilige Land der Freiheit und der großen Natur"; auch waren sie so deutsch gesinnt, daß sie die ihrem Stande zukommende Bildungsreise viel lieber in Ländern deutscher Zunge begannen als unter den verhaßten Welschen. Goethe sah sich in einer ganz andern Lage und geistigen Verfassung; aber eine Strecke Weges mit diesen überschäumenden jungen Edelleuten zurückzulegen mußte eine Lust sein.

Die gemeinsame Reise wurde am 15. Mai angetreten. Die vier Freunde waren gleich gekleidet, nämlich in jener englisch-niedersächsischen Tracht, die Goethe seinem Werther beigelegt hatte: blauer Frack mit gelben Knöpfen, ledergelbe Weste und Hose, Stiefel mit braunen Stulpen, grauer runder Hut. Darmstadt, Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Straßburg waren die ersten Stationen. Bis Straßburg waren die Vier immer zusammen. Am 27sten langte Goethe in Emmendingen an; die Edelleute folgten ihm dahin erst nach einigen Tagen und setzten dann wieder nach einigen Tagen ihren Weg nach Basel fort, während Goethe noch bis zum Pfingstmontag, dem 5. Juni, bei seiner leider sehr kränklichen Schwester blieb. Dann fuhr er allein über Freiburg und den Schwarzwald nach Schaffhausen.

❀ ❀

❀



Goethe 1774/75
Radierung
nach einer verschollenen Zeichnung
Schmolls

2. Bei Lavater bis zum 15. Juni

Am 7. Juni trat er in die Schweiz ein und stand „vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins." Am nächsten Tage erreichte er Lavaters Heimat.

Goethe hatte kürzlich zwei ganz neue, von Fürsten künstlich geschaffene Städte: Mannheim und Karlsruhe, mit zwei ganz alten, langsam herangewachsenen Handels- und Gewerbsstädten: Frankfurt und Straßburg vergleichen können; Zürich mutete nun wieder wie eine echte deutsche Reichsstadt an; es war eine uralte, langsam entstandene Siedlung von Handwerkern, Geistlichen und Kaufleuten an einem schiffbaren Flusse, eingeschlossen von Mauern, Toren und Türmen, ein Gedränge von engen Gassen. Aber diese Stadt war im Innern bergig und lag zwischen nahen Bergen; erst recht aber zeichnete sie der große See aus, der nach ihr benannt wird. Die Lage, die Umgebung waren also ganz schweizerisch und für Goethes Augen ein Neues.

Aber nicht die Stadt, die Landschaft, die fernher schimmernde Alpenwelt, und die ganze freie Schweiz hatten ihn hieher gezogen, sondern ganz allein der Mensch Lavater. Goethe und Lavater genossen leiblich und seelisch ein großes Wohlgefallen aneinander, fast so wie Liebende verschiedenen Geschlechts. Sie begegneten sich auch recht gut in ihrer Religion und Weltanschauung, denn Beide glaubten an das Genie, an die Erleuchtung aus dem Unbewußten, an den Gott in uns; sie hielten sich also nicht an Dogmen und Theorien der Priester und Schriftgelehrten, erhofften das Heil auch nicht von angehäufter Wissenschaft und angestrengter Grübelei, sondern „der Geist wehet, von wannen er will" und „welche der Geist Gottes treibet, Die sind Gottes Kinder." Lavater schaute beständig nach Menschen aus, die ungewöhnliche seelische Kräfte offenbarten, die in dieser schlechten Gegenwart noch an die Wundertäter des Alten und Neuen Testamentes erinnerten. Sobald er Goethes gewahr geworden, hatte er ihn als einen vom Genie Besessenen verehrt, als eine dem Urquell nähere Seele, als eine Stimme, deren Sprache



Lavater
Kupferstich von Schmoll
nach einer Zeichnung von H. Lips

nicht selten auf göttliche Eingebung zu deuten schien. Lavater sah also zu Goethe hinauf, obwohl er der Ältere war und sich auch für viel verständiger halten mußte als diesen noch unsicher taumelnden Freund, obwohl er ferner unter den Menschen sich eines viel größeren Vertrauens erfreute als dieser plötzlich aufglänzende Dichter. Wie hätte Goethe gegen einen solchen Bewunderer und Liebenden unempfindlich und undankbar sein können? Und lag es nicht zutage, daß der religiös und sittlich festgegründete Lavater auch ihm, gerade ihm, dem Unsteten, viel zu geben hatte?

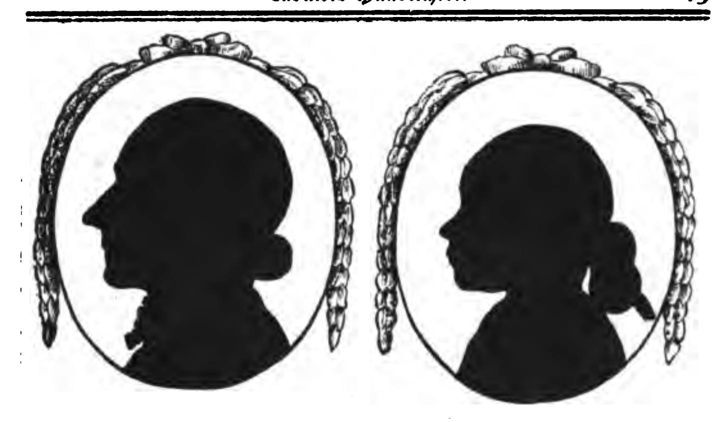
Aber die beiden Männer waren zu dieser Zeit noch stärker miteinander verbunden: durch eine gemeinsame Arbeit. Der Prediger und Schwärmer Lavater hatte nämlich eine große Neigung und entschiedene Begabung zur Deutung der äußeren Erscheinung des Menschen auf seine inneren Eigenschaften; auch hatte er eine geschickte Hand im Zeichnen und war ein Liebhaber von Bildnissen und anderen Zeichnungen und Gemälden. So ward in ihm der Gedanke groß, aus der Physiognomik, die jeder Mensch ein wenig betreibt, durch Sammlung vieler Bemerkungen und durch Aufsuchen oder Hervorrufen von neuen Erfahrungen eine brauchbare und gemeinnützige Wissenschaft zu machen; nicht etwa, damit die Gelehrsamkeit der Menschen um ein neues Fach bereichert werde, sondern weil er, der warmherzige Christ, für unser sittlich-religiöses Denken und Verhalten aus diesen Kenntnissen Segen erhoffte. Er veranlaßte nun seine zahlreichen Freunde allerorten, ihn mit Stoff zu versehen: mit Bildnissen, Deutungen, Berichtigungen, literarischen Hinweisungen. Als er nach einiger Zeit solchen Materials die Fülle hatte, begann er mit der Herausgabe von ‚Physiognomischen Fragmenten', die zwar viel weniger als ein Lehrbuch bedeuteten, aber auf der anderen Seite ein stattliches Prachtwerk darstellten, dessen Besitz den Wohlhabenden der Erde wünschenswert erscheinen mußte; ein Werk, das sich auch deshalb einschmeichelte, weil fast Jedermann von vornherein von diesem Fache etwas zu verstehen glaubt. Niemand nahm an diesen Studien Lavaters größeren Anteil als Goethe; ihn betraf die Sache schon von seinen dramatischen



Nette Lavater *Anna Lavater-Schinz*

und zeichnerischen Neigungen aus; er arbeitete auch aus Freundschaft und aus allgemeinem Tätigkeitsdrange gern mit. Das Werk erschien in Leipzig; Goethe besorgte die Drucklegung des ersten Bandes, schrieb Manches hinzu, strich Anderes fort, ohne daß er sich jedoch als Mitarbeiter nennen ließ. Während nun dieser erste Band im Publikum wirkte, war der zweite zwischen den Freunden zu besprechen; also hätte sich Goethes Fahrt nach Zürich auch schon aus der Notwendigkeit von wissenschaftlichen Beratungen und vielen gemeinsamen Bilderprüfungen begründen lassen.

Selbstverständlich litt Lavater nicht, daß sein Freund sich in dem Gasthofe zum Schwert einrichtete, wo er bei seiner Ankunft abgestiegen war. Sie mußten ja alle Viertelstunden beisammen sein, die der viel in Anspruch genommene Geistliche seinen Geschäften abstehlen konnte. Er bewohnte noch kein Pfarrhaus, weil er noch keiner regelrechten Gemeinde diente; eben in diesen Tagen wurde er an der Kirche des Waisenhauses vom Helfer zum ersten Prediger befördert. Bei seiner Verheiratung vor neun Jahren war er bei seinem Vater, einem alten Arzte, verblieben, und da wohnte er mit seiner kleinen Familie jetzt noch. Das Haus hieß „zum Waldreis" und lag in der Spiegelgasse,



Kaspar Lavater *Heinrich Lavater*

die von der Münstergasse zum Neumarkt führt. Von der Zinne dieses Hauses genoß man einer schönen Aussicht, Lavaters Freund Zimmermann hat sie in einem Buche gerühmt: „Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürichsee und seine reichen Ufer und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät."

Beide Eltern Lavaters lebten noch, und die alte Mutter hatte das oberste Regiment im Hause. Die junge Frau war als Mädchen unter mehr als zwanzig Geschwistern aufgewachsen, sie kannte das Leben nicht anders als ein Dienen. „Das allerliebste Kindermütterchen, das liebste Töchterchen und Schwesterchen" hatte Lavater sie in einem Briefe an Goethe genannt. „Nichts weniger als schön, aber voll Anmut und edler Jungfräulichkeit. — Ungelehrt, ungestutzt, ohne Koketterie und Prätension. — Ein gutes, herzgutes, sanftes, taubenähnliches, lang und zart und reinlich gebildetes, geduldiges, unschuldiges Herzenslämmchen." Zwei Kinder liefen in den Stuben herum, ein kleiner Kasparli war damals gestorben, als der Vater sich im Emser Bade erholte, ein neues „Herzenswürmeli" sollte demnächst seine Stelle einnehmen.

Auch mit den Freunden und Gehilfen Lavaters ward Goethe rasch vertraut. Den jungen Theologen Passavant, der eine Art Famulus im Hause war, kannte er schon von der gemeinsamen Heimat Frankfurt her. Ein hannöverscher Edelmann v. Lindau, der gleichfalls für Lavater las und schrieb, war ihm neu. Unter den Zeichnern und Stechern, die für die Physiognomik gebraucht wurden, rührte sich am meisten der erst siebzehnjährige Lips aus Kloten; Lavater hatte ihn ausbilden lassen; sonst wäre er dem Handwerk seines Vaters, eines Dorfbarbiers, gefolgt.

Seine Bekanntschaft mit dem Doktor Diethelm Lavater, der ein wackerer Arzt und Apotheker geworden war, konnte Goethe jetzt erneuern. Von den Geistlichen der Stadt hingen zwei jüngere Männer, Pfenninger und Häfeli, mit herzlicher Liebe an Lavater; auch einen andern Amtsbruder, Heß, der in der Bibelauslegung Eigenes zu sagen hatte, konnte man zu den Freunden rechnen Innig verbunden war Lavater dann noch mit einem Arzte in Richterswil am See, dem Doktor Hotze.

Namentlich wurde Goethe jetzt aber zur „Bäbe" geführt als zu einer Frau, die seine Schriften gut kenne und Alles, was er mache, so sorgsam im Herzen erwäge wie kaum ein andrer Mensch weit und breit. Diese Barbara Schultheß im Schönenhof war die Ehefrau eines Fabrikanten und Hauptmanns, achtundzwanzig Jahre alt, jetzt die Geburt ihres fünften Kindes erwartend. Eine Männin nannte sie Lavater, der sie als seine beste Freundin oder, wie er es ausdrückte, als „Warnerin und Stab" verehrte. „Sie spricht fast nichts und fühlt ohne Wortgepränge": so schildert er sie gegen Herder. „Sie ist nicht schön und nicht fein gebildet. Nur stark und fest ohne Grobheit. Sie ist streng und stolz, unausgebreitet. Eine treffliche Frau, eine herrliche Mutter. Auch ihr Schweigen ist belehrend." Als Goethe sich nun mit ihr unterredete, war er ihr in kurzer Zeit fast ebenso zugetan wie Lavater. Männer, die ihren Empfindungen und daher auch Schwankungen sehr unterworfen sind, verlangen nach Führung; sie sträuben sich aber, von andern Männern gemeistert zu werden, lassen sich dagegen den Rat und Tadel einer älteren



Barbara Schulthess
nach einer Silhouette
im Goethe-Nationalmuseum

Freundin gefallen oder suchen ihn geradezu. Und in der Regel haben auch nur Frauen genug guten Willen zum selbstlosen, geduldigen, freundlichen Aufnehmen aller Darbietungen und aller Launen und Leidenschaften solcher Männer. Von jetzt an stand also Barbara Schultheß unter den Wenigen, mit denen Goethe in seinem selbstgezogenen Kreise lebte und die er vor sich sah, wenn er seine Geistererscheinungen niederschrieb. Was sie dazu sage, begehrte er immer zu wissen.

Außer Passavant sah Goethe hier noch einen jungen Landsmann wieder, von dem er sich geliebt, ja verehrt wußte. Christoph Kayser, der Sohn des Organisten an der Katharinenkirche in Frankfurt, lebte seit wenigen Wochen hier, um sich in dem wohlhabenden Zürich sein Brot als Musiklehrer zu gewinnen. Er hatte schon daheim angefangen, Goethesche Gedichte zu komponieren, die ihm der Verfasser gab, noch ehe sie gedruckt wurden: „Ihr verblühet, süße Rosen" und die an Lilli gerichteten Verse: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich, ach, in jene Pracht?" Und Goethe hatte seinerseits angefangen, in diesem jungen, schüchternen, schwerfälligen, aber innerlich so heiß brennenden kleinen Musiker seinen künftigen musikalischen Verbündeten zu sehen, mit dem zusammen er große poetisch-musikalische Werke unternehmen könnte.

So sah sich Goethe hier in der schweizerischen Stadt fast wie in einer Heimat empfangen; ja, es schienen ihn mehr Freunde zu umgeben als daheim. Das Beste aber war die Freude, die er an seinem hiesigen Hausvater haben konnte. Denn er sah, daß dieser nach außen, nach dem Ausland hin so überaus geschäftige Lavater doch auch in seiner Familie und in seinem Amte nichts versäumte, vielmehr als Muster eines Geistlichen, eines Freundes, eines Gatten, Sohnes und Vaters gelten konnte.

Zwei Tage nach Goethe trafen die Grafen Stolberg und der Freiherr v. Haugwitz in Zürich ein; es war gerade der Sonntag, wo Lavater seine Abschiedsrede als Waisenhaushelfer hielt. Auch sie befreundeten sich rasch mit ihm und seinen Nächsten. Da ihnen Zürich sehr zusagte, so beschlossen sie, eine längere Zeit hier



Christoph Kayser

zu verbringen, und mieteten sich in einem Bauernhause am See, eine halbe Stunde von der Stadt, zwischen Weinbergen an der Siehl, eine Stube. Und dort bei ihrem Bauern Jochen Berly fühlten sie sich wohler als in dem prächtigsten Schlosse.



3. Bei Kleinjogg. 12. Juni

So oft es seine Zeit erlaubte, führte Lavater seine deutschen Gäste in der Stadt und im Lande herum. Am 12. Juni des Nachmittags zogen sie aus, um den berühmten alten Bauern „Chlijogg" zu besuchen, dessen Bild man schon aus den ‚Fragmenten' kannte.



Heinrich Boßhard

Ein anderer Bauer, Heinrich Boßhard von Rümikon bei Winterthur, begleitete sie. Dieser Mann hatte bis vor kurzem nicht nur in drückendster, sondern auch verachtetster Armut gelebt, in Lumpen gekleidet, oft dem Hunger preisgegeben, in der halb

verfallenen, schmutzigen Hütte seines Vaters. Sein eigener Fleiß zu ländlicher und Fabrikarbeit hatte nicht hingereicht, das Elend seiner Eltern zu vertreiben, jeden Geldverdienst rissen die Gläubiger an sich. Endlich bemerkten einige Fabrikherren in Winterthur, daß Heinrich, der nie in eine Schule gekommen war, wunderliche Kenntnisse besaß: in der alten und neuen Geographie, in allen Teilen der Bibel, auch in verschiedenen Sprachen. Als man ihn prüfte, staunte Jedermann über das Gedächtnis dieses verlumpten Bauern, der Predigten hersagen konnte, die er als Kind gehört, der ganze Bücher der Bibel auswendig wußte und, was das Stärkste war, in zwei verschiedenen Verdeutschungen. Nun fand Heinrich zuerst in der Nähe, dann auch in Zürich Gönner, denn es zeichnete ihn nicht bloß dies sonderbare Wissen aus, das mit der größten Unwissenheit gemengt war – zum Beispiel verstand er sich auf das gewöhnlichste Rechnen nicht – sondern auch sein bescheidener Sinn, seine Dankbarkeit für die kleinste Guttat und sein eifriges Streben nach eigenem, klarem Denken.

So kam es, daß er zufällig bei Lavater eintrat, als die Edelleute und Goethe auch da waren, und daß sie ihn aufforderten, mit ihnen zum Kleinjogg zu gehen.

Dieser Alte – sein Schriftname war Jakob Guyer – stammte von Wermetschwyl, einem Dorfe zwischen dem Greifen- und Pfäffiker See. Dort hatte er vor vielen Jahren mit einem Bruder, der sich ihm, dem Jüngeren, unterordnete, das Gütchen der Eltern übernommen, einen kleinen Besitz von 8000 Gulden Wert, auf dem aber 5000 Gulden Schulden ruhten. Dies Gütchen hatten dann die beiden brüderlichen Familien bewirtschaftet und ganz langsam in die Höhe gebracht. Zufällig wurde der Züricher Stadtarzt Dr. Hirzel auf Kleinjogg aufmerksam und lernte ihn dermaßen schätzen, daß er im Jahre 1761 ein Buch über ihn herausgab: ‚Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers' betitelt. Das Buch machte Aufsehen, ward vom Hauptmann Frey zu Basel ins Französische übersetzt, und nun sprach man auch in Frankreich von dem Socrate rustique, dem paysan philosophe, und die Engländer wurden gleichfalls aufmerksam.



Kleinjogg

Nach Zeichnung von Lips gestochen von Schmoll

Um 1769 wurde ein großes Lehngut, das vom Stand[1]) Zürich vergeben wurde, frei; es war verkommen und verdorben; die Ratsherren, zu denen auch Hirzel gehörte, boten es dem berühmten

[1] Stand: status rei publicae, état, Staat.

Kleinjogg zur Wiederherstellung an, und er übernahm es, ohne sein angestammtes Gütchen aufzugeben. In kurzer Zeit verdoppelte er auch hier die Erträge; nun konnte auch dieser Katzenreutihof, am Katzenbach, dem Ausfluß des Katzensees gelegen, als ein Mustergut gezeigt werden; es wirkte auf die Bauern der Gegend so belehrend oder beschämend, wie die Väter der Stadt im Sinne gehabt hatten, und Kleinjogg gehörte nun zu den Züricher Berühmtheiten. Ein großer Neuerer war er jedoch keineswegs; vielmehr verhielt er sich als echter Bauer gegen alle Bücherweisheit mißtrauisch. Seine Erfolge verdankte er eigentlich nur seinem Fleiße, seiner Liebe zur Sache und einigen gesunden Grundsätzen. Er hatte damit angefangen, daß er nur so viel Vieh behielt, als bei ihm recht gut gedeihen konnte, und nur so viele Äcker in Pflege nahm, wie er recht gut von Unkraut reinigen, reichlich düngen und sonst in ihrer Bodenbeschaffenheit verbessern konnte. Er war also von sich aus, wie die Gelehrten es ausdrücken, von der extensiven zur intensiven Kultur übergegangen. Dazu kam nun seine Lebensweise. Nie besuchte er Wirtshäuser und Lustbarkeiten und erlaubte es auch den Seinigen nicht. Sein Haus hatte die Weinschankgerechtigkeit; er verzichtete auf diesen leichten Gewinn, damit seine Kinder nicht verdorben würden. Auch als er berühmt wurde, blieb er im Auftreten der einfachste Bauer; sein Feiertagskleid, einen grauen Kittel von Zwilch, der mit eisernen Heften geschlossen wurde, hatte er mit seinem Bruder gemeinsam, denn nie verließen beide zusammen den Hof. Überhaupt herrschte zwischen den beiden Familien, die nun auf drei Generationen angewachsen waren, vollkommene Arbeits- und Gütergemeinschaft. Ihre Kinder heirateten nur, wenn der neue Tochtermann oder die neue Sohnsfrau bereit war, in diese Einigkeit und Gemeinschaft einzutreten. Alle Söhne und Töchter der beiden Stammväter waren tüchtige Menschen und fühlten sich glücklich. Knechte und Mägde hatte man auf dem alten Hofe nie gehabt; im neuen Lehngute fanden diese Angenommenen es sauer, mit den Kindern des Hauses Schritt zu halten.

Die Bedeutung einer solchen vorbildlichen Landwirtschaft war beträchtlich. Bisher hatten die Schweizer gemeint, ihr karger,

felsiger Boden könne ihnen unter keinen Umständen die nötige Nahrung geben, und sie wußten es nicht anders, als daß Schwaben ihre Kornkammer war. Wie aber, wenn die Machthaber in Schwaben bei Mißernten die Ausfuhr verboten? Kleinjogg zeigte nun, daß die Schweizer das Doppelte und Dreifache an Getreide hervorbringen könnten; auch war er einer der Ersten, die fremdländische Frucht der Kartoffel anzubauen und sie im eigenen Haushalt zu erproben. Zuerst aß man ihr Fleisch vorsichtig, nachdem man sie in der Schale abgekocht; dann stampfte man sie zu einem Brei, und danach versuchte man, Brot daraus zu backen, was in gehöriger Verbindung mit Roggenmehl auch gut gelang. Als nun im Anfang der siebziger Jahre die große Hungersnot über die Schweiz wie über ganz Deutschland kam, so daß in den meisten Bezirken zwei- oder dreimal so viel Menschen starben, als geboren wurden, und Unzählige bis zur Arbeitsunfähigkeit entkräftet wurden, da konnte bei aller Not auch in der Schweiz die Kartoffel als die Frucht gepriesen werden, die das schlimmste Elend verhütete; das Schicksal des Volkes hing jetzt nicht mehr völlig vom Gedeihen und der Ernte des Korns ab. In solchen vorsorglichen Wirtschaften wie Kleinjoggs hatten die sorgsam gepflegten Äcker aber auch in diesen Unglücksjahren noch ziemlich Korn getragen.

Dieser tüchtigste Bauer schien den Städtern, die ihn aufsuchten, auch ein geborener Philosoph zu sein. Seine Aussprüche, so einfach sie klangen, wurden mit Andacht aufgenommen. Er wußte ja nichts von Dem, was die gelehrten Philosophen treiben; er grübelte nicht einmal über geistliche oder sittlich-geistliche Dinge und über Bibelworte nach, was doch auch viele Landleute taten. Seine Gedanken bezogen sich immer auf sein eigenes Lebensgebiet; eben darum flossen bei ihm Denken und Tun in Eins zusammen. Sein Denken war also immer ein klares, sicheres, geprüftes, bewährtes; wie er Herr in seiner Haushaltung war, so stand er auch als Denker ganz frei und königlich da. Den Frommen schien er allerdings eben deshalb und weil er auf vieles Beten und Bibellesen keinen Wert legte, ein bloßer Erdenmann zu sein. Daß Christus uns erlöst hat, nahm er als eine voll-

endete Tatsache an, nämlich so, daß wir nichts hinzuzufügen brauchen. Zweierlei aber ist unsere Pflicht: den Platz und Beruf vollkommen auszufüllen, in den uns Gott gesetzt hat, und gegen alle Nächsten zu handeln, wie wir behandelt zu werden wünschen.

Kleinjoggs Ruhm, von Hirzel und Frey begründet, war durch Lavater noch in neue Kreise getragen worden, zum Beispiel zu Goethen. In seinen ‚Fragmenten' hatte er seine Freude ausgedrückt, daß dieser so lehrreiche Mann nicht im Dunkeln geblieben war.

Wenige Menschen hab' ich so scharf geprüft, von so manchen Seiten, in so verschiedenen Situationen beobachtet, und Keinen, nicht Einen durchaus sich so gleich, so fest, so zuverlässig, so lauter, so rein, so unbestechlich, so selbständig, so in sich lebend, so einfach, so ganz nur Das, was er ist, nur Das, was er sein will, so einzig in seiner Art gefunden, wie diesen in meinen Augen ganz unvergleichbaren Mann. – – –

So oft ich bei Kleinjogg war, so oft rufte seine Gegenwart und seine Wirksamkeit in mir eine Art von Gefühl auf, das noch in keines Menschen Gegenwart in meinem Herzen rege wurde. Nicht ein warmes enthusiastisches Gefühl. Es war, wie wenn ein dunkles Menschenideal in meiner Seele lebendig und beleuchtet werden wollte. So was Einfaches, Zartes, Unausdrückbares regte sich sanft in mir. Es war nicht Ehrfurcht, nicht Liebe, nicht Freundschaft. Es war eine stille Erweiterung meiner Seele. Ein sanftes Ahnden der unverdorbenen Menschheit, die vor mir stünde!

Diese ganze wahre Menschengestalt vor mir! Der ganze Mensch Bauer! Der ganze Bauer Mensch! So ohne Sorgen, ohne Anstrengung, ohne Plan. Ein Licht ohne Blendung. Wärme ohne Hitze. So inniges Gefühl seiner selbst: ohne Selbstsucht. Solch ein Glauben an sich: ohne Stolz. Nicht glänzender, nicht tiefer Verstand, aber so gesund, so unansteckbar vom Hauche des Vorurteils. So unbestechlich, so durch keine Labyrinthe verführbar. Immer in Arbeit und Ruhe. Voll edler Betriebsamkeit und einfältiger Gelassenheit. So immer in seinem Kreise. So eine Sonne in seiner Welt. So schön in seiner Tätigkeit. In seiner Unangestrengtheit, seiner Offenheit, so herrlich. So seine ganze Seele herausgebend und ohn' es zu fühlen, ohne daran zu denken, daß er gibt. So treffend Alles, was er sagt. Immer Gold im Erdenkloß. Oft Diamante auf dem Mist. Immer so ein Ganzes. Alles so fließend aus seiner Ganzheit, so rückfließend in sie . . .

Wenn wir Jemand zu einem schönen Frauenzimmer führen, sollten wir nicht vorher sagen, sie sei eine vollkommene Venus. Hatte nicht auch Lavater den kritischen Sinn der jungen Männer allzu munter gemacht? Gar zu begierig auf ein Wunder in Gestalt eines alten Bauern? Sie schritten fröhlich dahin, und ganz glückselig gab ihnen zunächst der andere seltsame Bauer Boßhard Rede und Antwort. In seiner Lebensgeschichte gedachte er später auch dieses Tages als eines der schönsten. Ihm war ja noch nie widerfahren, daß so vornehme Leute ihn wie ihresgleichen behandelten.

Diese Edeln begegneten mir recht freundschaftlich, und ich wußte vor Freude nicht, wo ich stand.

Kleinjogg führte uns in seinen Gebäuden herum, und am Tische unterhielten wir uns mit den weisen Reden dieses Landmanns . . .

Auf dem Heimweg weinte ich Freudentränen über mein namenloses Glück, von solchen Edlen geliebt zu werden. Ich bat den Gott meiner Jugend, der mir schon so oft aus dem tiefsten Elend ausgeholfen, um die Gnade, würdig zu werden der Liebe, mit der ich geliebet wurde.

Durchnäßt langten unsere Wanderer wieder in der Stadt an, aber es war ein erwünschter Regen nach langer Trockenheit gewesen. Gern dachte Goethe des Abends an diese Erweiterung seines Gesichtskreises, und besonders an den trefflichen Kleinjogg.

Ich ging ohne Ideen hin von ihm und kehre reich und zufrieden zurück. Ich habe kein aus den Wolken abgesenktes Ideal angetroffen, keinen moralisch-philosophischen Bauern, Gott sei Dank! Aber eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie die Erde hervorbringt, aus der auch wir entsprossen sind.

❋ ❋
❋

4. Bei den Zunftverwandten

Nach dem alten Meister der Bauern der noch ältere Schulmeister, der Patriarch der Züricher Gelehrten!

Bodmer war jetzt ein muntrer Greis von siebenundsiebzig Jahren. Nachdem er ein halbes Jahrhundert lang an der bescheidenen Akademie Zürichs Geschichte und Politik vorgetragen, war er erst kürzlich in den Ruhestand getreten. Nun lebte er um so ruhiger seiner Schriftstellerei. Drei Kinder hatte er mit seiner Frau gehabt; sie waren alle drei gestorben; um so mehr hatte sich Bodmers Väterlichkeit auf alle jungen Menschen erstreckt, die gute Leistungen versprachen. Fast alle Gelehrten der Stadt waren seine Schüler gewesen und behielten eine Art Sohnesverhältnis zu ihm; aber auch aus dem Reiche hatte er sich zweimal Jünglinge herbeigerufen, sie in sein Haus, an seinen Tisch, unter seine Flügel genommen, bis ihnen unter diesen Flügeln zu eng und warm wurde. Der Erste hieß Klopstock, der Zweite Wieland.

Bodmer war ein höchst wohlmeinender, rechtschaffener, aufgeklärter und mutiger Mensch, ein Republikaner, wie er sein soll, – aber solche ehrwürdigen und hilfsbereiten Väter und Lehrer haben doch auch etwas Drückendes für die nachfolgenden Geschlechter.

Sehr unbehaglich war seine Stellung in der deutschen Literatur geworden. Vor vielen, vielen Jahren hatte er sich als Ästhetiker und Kritiker großes Verdienst erworben; er war ein kleiner Lessing gewesen, ehe der größere auftrat, hatte mit seinem Freunde und Kollegen Breitinger, der jetzt gleichfalls noch lebte, den damaligen Geschmacksbonzen Gottsched bekämpft; er hatte auch schon auf Schätze der englischen Literatur aufmerksam gemacht, als sie noch Niemand beachtete, und auch sonst Gutes geleistet. Er konnte jetzt noch für den besten Kenner der gesamten deutschen Literatur gelten; sicherlich wußte kein Anderer über ihre ältesten Werke gleichguten Bescheid; aber er las auch das Neueste. Da er auch in den antiken und anderen Literaturen zu Hause war, so



J. J. Bodmer
Stich von Nordheim
nach einem Gemälde von A. Graff

hatte er immer etwas Eigenes zu sagen und konnte Jeden belehren. Aber sein Geschmack, seine Ansichten zeigten doch jetzt immer den sehr alten Mann. Bereits seit 1721 ließ er seine flinke Feder laufen: kein Wunder, daß ihm schon manche Jahrgänge neuer Schöngeister eine dauernde Ruhe gönnten! Das Schlimmste war, daß dieser sonst so brave Mann sich auch für einen Dichter hielt und daß er „der Natur zum Trotz", wie Wieland es ausdrückte, überaus fleißig das Papier mit Poesie beschrieb und gar nicht damit aufhören wollte.

Es war ein Wagnis, den Dr. Goethe, das echteste und neueste Genie, diesem überalteten Kunstrichter und Wasserpoeten gegenüberzustellen. Gern ging Lavater nicht mit Goethe und den Grafen Stolberg zu seinem alten Lehrer; aber ein Fernbleiben wäre eine Beleidigung gewesen.

Bodmer empfing sie freundlich. Er wohnte in einer Vorstadt am rechten Limmatufer, „am Schönenberg"; die Aussicht aus seinen Fenstern über die Stadt, über einen Teil des Sees und auf die Berge war ganz herrlich. So hatte Goethe doch gleich Etwas hier, das er freudig rühmen konnte. Aber auch die Lebhaftigkeit des alten Schulmeisters gefiel ihm sehr. Der Mann hatte seit vielen Jahren nur Wasser getrunken und war doch ganz Feuer! Schön sah er freilich nicht aus: ein Greislein mit kahlem Vorhaupt und grauen Augenbrauen, die bis in die Augen hingen, mit eingefallenen Backen, zusammengeschrumpften Lippen, die kaum noch die Zähne bedeckten; das schwarzseidene Käppchen auf der hohen hintergehenden Stirn über der scharfen Nase.[1]) Aber wie gesagt, es war viel Leben in dieser Ruine, und mit dem Stock, auf den er sich stützte, fuchtelte Bodmer zuweilen bedrohlich genug herum, sobald er in Eifer kam, was oft geschah. Schade, daß er Goethes Werke ebenso wenig hatte genießen können, wie der junge Mann die seinigen! Und es mußten auch sonst noch allerhand Gesprächsstoffe vermieden werden. Bodmer begriff auch gar nicht, wie Goethe, dieser Unchrist, dieser zügellose, wohl gar gottlose Mensch, und der mystische Schwärmer und

---

[1]) So hat ihn Heinse geschildert.

streng sittliche Prediger Lavater so innige Freunde sein konnten. Von Goethe erwartete der Alte trotz dem ‚Werther' und dem ‚Götz' als zukünftige Leistungen nur allerhand Possen. Als man ihm sagte, daß der junge Mann an einem ‚Doktor Faust' arbeite, meinte er, eine Farce lasse sich von einem Schwindelkopf leicht daraus machen.

Aber ihre Unterredung verlief höflich und freundlich, und der Alte kam nach einigen Tagen auch zum Waldreis angestapft, um den Besuch zu erwidern.

Es wären nach der Sitte der Zeit noch sehr viele andere Gelehrte, Schriftsteller und ansehnliche Persönlichkeiten zu besuchen gewesen; aber nur in einigen Fällen überwand man sich dazu; bei den Meisten ließ man es auf ihre Ungnade ankommen. Der Chorherr Breitinger konnte versäumt werden, weil er sich gar zu öffentlich als Feind Lavaters gezeigt hatte; seine zwei Bände ‚Kritische Dichtkunst' gehörten zu den vielen Lehrbüchern, die Goethe gern entbehrte. Der berühmteste Dichter der Stadt war Salomon Geßner; ihm mußte man zugestehen, daß er als Schriftsteller, Zeichner, Maler, Radierer immer Hübsches leistete. Von Haus aus war er Buchhändler; jetzt versah er das Amt eines Ratsherrn und verwaltete Besitzungen des Staates. Ein gesetzter, verständiger Mann, der mit den Künsten sehr geschickt spielte und seinen Mitphilistern recht glücklich die Idyllen vormalte, an denen sie sich gern erlaben, ganz so wie der Zuckerbäcker zu festlichen Gelegenheiten süße Leckereien für Zunge und Gaumen bereitet. Daß er und Goethe sich als Kunstgenossen anerkennen sollten, war nicht zu verlangen. Ja, mit dem jüngeren Maler, der dieser Stadt entsprossen, mit Lavaters Jugendfreunde Heinrich Füßli, hätte sich Goethe um so besser verstanden; von Füßli sagte man, daß er auf der Leinwand dasselbe Genie sei, wie Goethe als Dramatiker, Erzähler und Liederdichter. Aber Füßli hielt sich jetzt in Italien auf; man konnte eine Anzahl seiner Bilder nur bei dem jüngeren Heidegger betrachten.

Goethes Stellung zu den Zürchern ward von vornherein durch seine Bruderschaft mit Lavater bestimmt. Lavater hatte viel Anhang; seine Predigten wurden sehr besucht, und die gemeinen

Leute ehrten in ihm den etwas wunderlichen, aber aufrichtigsten und eifrigsten Diener Gottes und der Menschen. Die Gelehrten jedoch, die hier von jeher alle hintereinander her waren, konnten sich nicht darein finden, daß gerade dieser Mann, dessen wissenschaftliche Bildung nur bescheiden geblieben war, der als Dichter nur Schwaches leistete und dem auch die eigentliche Beredsamkeit abging, solche Erfolge und im Auslande einen so ausgebreiteten Ruhm sich erworben hatte. Es ärgerte sie immer wieder, daß so viele vornehme und namhafte Fremde dem Waisenhausprediger Lavater als der vorzüglichsten Merkwürdigkeit Zürichs nachfragten. Also spotteten sie um so mehr über ihn und erzählten Geschichten über seine Unwissenheit, Schwärmerei, Wunderversuche und Weissagungen. „Es scheint, als wenn die Zürcher alle an Lavaters Ruhme ersticken wollten" schreibt Zimmermann einmal über diese Gelehrten; „à la tête von allem diesem Nebel- und Krötengeschlecht ist der Kanonikus Breitinger, der von Lavater anders nicht spricht als: ‚Der verzweifelte Lappi'."

Lavater ertrug solche Neckereien und zuweilen recht bösartige Angriffe mit Engelsgeduld. Er ging als Mensch und Christ seinen guten Weg getreulich weiter, so daß wohl im Stillen mancher Gegner seufzte: „Ach, wer doch auch so sein könnte!"

Goethe aber gewann seinen freundlichen, unermüdlichen Wirt mit jedem Tage lieber.

❦ ❦

❦

felsiger Boden könne ihnen unter keinen Umständen die nötige Nahrung geben, und sie wußten es nicht anders, als daß Schwaben ihre Kornkammer war. Wie aber, wenn die Machthaber in Schwaben bei Mißernten die Ausfuhr verboten? Kleinjogg zeigte nun, daß die Schweizer das Doppelte und Dreifache an Getreide hervorbringen könnten; auch war er einer der Ersten, die fremdländische Frucht der Kartoffel anzubauen und sie im eigenen Haushalt zu erproben. Zuerst aß man ihr Fleisch vorsichtig, nachdem man sie in der Schale abgekocht; dann stampfte man sie zu einem Brei, und danach versuchte man, Brot daraus zu backen, was in gehöriger Verbindung mit Roggenmehl auch gut gelang. Als nun im Anfang der siebziger Jahre die große Hungersnot über die Schweiz wie über ganz Deutschland kam, so daß in den meisten Bezirken zwei- oder dreimal so viel Menschen starben, als geboren wurden, und Unzählige bis zur Arbeitsunfähigkeit entkräftet wurden, da konnte bei aller Not auch in der Schweiz die Kartoffel als die Frucht gepriesen werden, die das schlimmste Elend verhütete; das Schicksal des Volkes hing jetzt nicht mehr völlig vom Gedeihen und der Ernte des Korns ab. In solchen vorsorglichen Wirtschaften wie Kleinjoggs hatten die sorgsam gepflegten Äcker aber auch in diesen Unglücksjahren noch ziemlich Korn getragen.

Dieser tüchtigste Bauer schien den Städtern, die ihn aufsuchten, auch ein geborener Philosoph zu sein. Seine Aussprüche, so einfach sie klangen, wurden mit Andacht aufgenommen. Er wußte ja nichts von Dem, was die gelehrten Philosophen treiben; er grübelte nicht einmal über geistliche oder sittlich-geistliche Dinge und über Bibelworte nach, was doch auch viele Landleute taten. Seine Gedanken bezogen sich immer auf sein eigenes Lebensgebiet; eben darum flossen bei ihm Denken und Tun in Eins zusammen. Sein Denken war also immer ein klares, sicheres, geprüftes, bewährtes; wie er Herr in seiner Haushaltung war, so stand er auch als Denker ganz frei und königlich da. Den Frommen schien er allerdings eben deshalb und weil er auf vieles Beten und Bibellesen keinen Wert legte, ein bloßer Erdenmann zu sein. Daß Christus uns erlöst hat, nahm er als eine voll-

endete Tatsache an, nämlich so, daß wir nichts hinzuzufügen brauchen. Zweierlei aber ist unsere Pflicht: den Platz und Beruf vollkommen auszufüllen, in den uns Gott gesetzt hat, und gegen alle Nächsten zu handeln, wie wir behandelt zu werden wünschen.

Kleinjoggs Ruhm, von Hirzel und Frey begründet, war durch Lavater noch in neue Kreise getragen worden, zum Beispiel zu Goethen. In seinen ‚Fragmenten' hatte er seine Freude ausgedrückt, daß dieser so lehrreiche Mann nicht im Dunkeln geblieben war.

Wenige Menschen hab' ich so scharf geprüft, von so manchen Seiten, in so verschiedenen Situationen beobachtet, und Keinen, nicht Einen durchaus sich so gleich, so fest, so zuverlässig, so lauter, so rein, so unbestechlich, so selbständig, so in sich lebend, so einfach, so ganz nur Das, was er ist, nur Das, was er sein will, so einzig in seiner Art gefunden, wie diesen in meinen Augen ganz unvergleichbaren Mann. — — —

So oft ich bei Kleinjogg war, so oft rufte seine Gegenwart und seine Wirksamkeit in mir eine Art von Gefühl auf, das noch in keines Menschen Gegenwart in meinem Herzen rege wurde. Nicht ein warmes enthusiastisches Gefühl. Es war, wie wenn ein dunkles Menschenideal in meiner Seele lebendig und beleuchtet werden wollte. So was Einfaches, Zartes, Unausdrückbares regte sich sanft in mir. Es war nicht Ehrfurcht, nicht Liebe, nicht Freundschaft. Es war eine stille Erweiterung meiner Seele. Ein sanftes Ahnden der unverdorbenen Menschheit, die vor mir stünde!

Diese ganze wahre Menschengestalt vor mir! Der ganze Mensch Bauer! Der ganze Bauer Mensch! So ohne Sorgen, ohne Anstrengung, ohne Plan. Ein Licht ohne Blendung. Wärme ohne Hitze. So inniges Gefühl seiner selbst: ohne Selbstsucht. Solch ein Glauben an sich: ohne Stolz. Nicht glänzender, nicht tiefer Verstand, aber so gesund, so unansteckbar vom Hauche des Vorurteils. So unbestechlich, so durch keine Labyrinthe verführbar. Immer in Arbeit und Ruhe. Voll edler Betriebsamkeit und einfältiger Gelassenheit. So immer in seinem Kreise. So eine Sonne in seiner Welt. So schön in seiner Tätigkeit. In seiner Unangestrengtheit, seiner Offenheit, so herrlich. So seine ganze Seele herausgebend und ohn' es zu fühlen, ohne daran zu denken, daß er gibt. So treffend Alles, was er sagt. Immer Gold im Erdenkloß. Oft Diamante auf dem Mist. Immer so ein Ganzes. Alles so fließend aus seiner Ganzheit, so rückfließend in sie . . .

Allmählich wurden sie stiller und ernster. Die herrliche Landschaft entrang sich den Nebelschleiern und gewann Macht. Im Beschauen versinken wir leicht in uns selbst; das Denken wird zum halben Traum. Der betrachtende, sich selbst vergessende Mensch verwächst mit seiner Umgebung. Er wird ein Stück der Natur. Sie die große Mutter, und er das kleine Kind.

Ich saug' an meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Welt,
Und herrlich rings ist die Natur,
Die mich am Busen hält.

Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, Wolken angetan,
Entgegnen unserm Lauf.

Doch welches ganz andere Bild stand plötzlich vor Goethes Augen? Lilli schwebte ihm entgegen, lächelnd und grüßend!

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist!

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne.
Liebe Nebel trinken
Rings die türmende Ferne.

Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Zwei Stunden lang glitten sie so in ihrem Schifflein dahin; dann verlangten die rüstigen Glieder ihr Recht; die Männer ließen sich an Land setzen und gingen zu Fuß weiter, indes ihr Schiffer sie im Wasser begleitete. „Die Ufer des Zürcher Sees sind gar zu schön" erzählte Fritz Stolberg einer seiner Schwestern in den nächsten Tagen.

Hart am Wasser geht der Fußsteig, der immer von den schönsten Walnußbäumen beschattet ist. Nußbäume, die so hoch und dick wie die alten Eichen sind, viele davon beugen sich ins Wasser hinein und geben dem Badenden den kühlsten Schatten.

Zu Mittag aßen wir bei einem Landpfarrer, der uns sehr liebreich empfing und uns der Milch, der Butter, des Kalbfleisches, wie Abraham, reichlich vorsetzte. Auch Kuchen und sehr schöne Kirschen.

Von da gingen wir weiter, immer am See. Niedliche Häuser lagen uns zur Rechten, Weinberge erhoben sich über die Häuser, und über die Weinberge hohe Gebirge.



6. Kloster Einsiedeln. 15. und 16. Juni

In Horgen löste sich eine Gruppe von der andern. Die Zürcher kehrten zu ihren Geschäften in der Stadt zurück, Goethe, Passavant und die Edelleute dagegen fuhren nach Richterswil weiter, wo sie Lavaters Freund, den vortrefflichen Arzt Hotze, begrüßen konnten.

Dann verließen sie den See und strebten dem Kloster Einsiedeln zu. Auf schmalen, steinichten Fußpfaden ging es immer wieder über Berg und Tal, unzählige Bäche und Rinnsel waren zu überspringen oder durchzuwaten. Bald gingen sie zwischen den schönsten Wiesen hindurch, bald durch unfruchbare Einöden. Mehrere Stunden wanderten sie noch auf Zürcher Gebiet, dann kamen sie in das katholische Schwyz. Schindel-Leggi war ein Dorf, in dem sie sich erquicken konnten, über diesem Orte nahmen sie noch einmal Abschied vom Zürcher See, der hier zum letzten Male zu sehen war, und Goethe erfuhr wiederum, wie das schöne Mädchen, das in seinem Herzen wohnte, auch in diese Schönheit der Landschaft mit hineintrat:

> Wenn ich, liebe Lilli, dich nicht liebte,
> Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
> Und doch, wenn ich, Lilli, dich nicht liebte,
> Wär', was wär' mein Glück?

Noch eine rauhe Wegstrecke lag vor ihnen; aber sie war nun lustiger zu gehen, weil sie mit lauter wandernden Menschen bezeichnet wurde, wie andere Straßen durch Bäume. Alle diese Menschen kamen ihnen entgegen und Alle waren Pilger: Schweizer, Schwaben, Bayern, Elsässer, Lothringer, Franzosen, Italiener; Männer und Weiber. Denn heute war ja Fronleichnamstag; da hatten es sehr viele Wallfahrer so eingerichtet, daß sie gerade heute zum Gottesdienste oben an der Gnadenstätte gewesen waren; nun strebten sie zum Hafen am See und zu den Straßen, die in ihre Heimat führten.

Endlich, nach sieben Stunden, erreichten unsere Freunde den heiligen Ort und erblickten die prächtigen Gebäude inmitten der öden Hochebene. Sie traten in den Flecken ein. Standespersonen wurden in das Gasthaus des Klosters aufgenommen, und unsere Wanderer gehörten durch die beiden Grafen zu diesen Auserwählten.

Am andern Morgen ließen sie sich zu den Sehenswürdigkeiten führen. Die sehr stattliche Klosterkirche war vor fünfzig bis sechzig Jahren neu erbaut; sie hatte aber eine Vorgeschichte von acht oder neun Jahrhunderten. In diesem neuen Münster eingeschlossen befand sich das eigentliche Heiligtum: eine alte Kapelle, von außen mit schwarzem Marmor überzogen. In dieser Kapelle aber stand über dem Altare das berühmte wundertätige Marienbild, dreieinhalb Schuh hoch, nur von Holz, kein Kunstwerk, aber auf das kostbarste gekleidet und mit vergoldeten Strahlen und Wolken umgeben. Tageslicht drang kaum hierher; deshalb brannten jederzeit vierzehn ungeheure Wachskerzen, deren starker Dampf die heilige Gottesmutter immer noch schwärzer werden ließ. Ein vergoldetes Gitter verhinderte das allzu nahe Hinzutreten der Andächtigen und der Diebe. Über dem Eingang zur Kapelle las man auf lateinisch die Inschrift: „Hier ist volle Befreiung aller Sünder von Schuld und Strafe." Unter dieser Aufschrift sah man eine silberne Platte mit fünf Löchern; jeder Ablaß begehrende Pilger stieß seine fünf Finger hinein, ehe er die Kapelle betrat, und wenn ihn die Nachfolgenden nicht zu rasch verdrängten, betete er an dieser Stelle fünf Paternoster.

In den Stein unter dieser silbernen Platte sollte nämlich Gott selber mit seinen fünf Fingern gegriffen haben; er hatte ja auch selber diese Kapelle geweiht, anno 948, wie man ganz genau wußte.

Der Klosterschatz, der nachher besichtigt wurde, enthielt königliche Reichtümer, vornehmlich Meßgewänder für die Priester und Kleider für die heilige Jungfrau. Jede Woche bekam sie ein neues Gewand; die herrlichsten trug sie an den höchsten Feiertagen. Unter den Meßkleidern war eins mit 180000 Perlen von nicht geringer Größe besetzt; auch wurde eine Monstranz aus purem Golde gezeigt, fast zwei Ellen hoch, mit mehr als tausend Perlen, 303 Diamanten und mehr als tausend Saphiren, Smaragden, Rubinen geschmückt. Goethe durfte ein Krönchen in die Hand nehmen, das der allerheiligsten Schutzherrin dieses Ortes gehörte: wie gern hätte er diese Zier auf Lillis Goldhaar gedrückt!

Wie zu erwarten, fehlte es in dieser Schatzkammer auch nicht an goldnen und silbernen Dankzeichen nach geschehenen Wundertaten, an nachgebildeten Gliedmaßen, Kindern usw. Auch nicht an „gräßlich schön aufgeputzten Gerippen und Gebeinen von Heiligen beiderlei Geschlechts; unter diesen Gerippen fand sich die heilige Adelheid, Gemahlin jenes ersten Kaisers Otto, der das Heilige Römische Reich Deutscher Nation begründet hat; auf ihrer Brust war ein Türchen angebracht, das man öffnen und alsdann in das Innerste der Heiligen hineinschauen konnte.“

Das ganze Kloster bestand aus vier großen Gebäudegruppen, links und rechts von der Kirche und mit ihr auf einer Erhöhung gelegen. 230 Personen speisten täglich im Kloster. Gegen hundert wohlgenährte Mönche lebten hier nach der Regel des heiligen Benediktus. Sie hatten drei Bibliotheken, eine Druckerei, ein Kunstkabinett, ein Münzkabinett, eine Naturaliensammlung, denn die Pflege der Wissenschaften war eine Besonderheit ihres Ordens. Für die Naturalien, namentlich auch für die Gesteine, waren Goethes Augen noch nicht geöffnet; von den Bildern prägte sich ein Kupferstich Martin Schöns, den Tod der Maria vorstellend, in sein treues Gedächtnis.

Sah man sich dann auch im Flecken Einsiedeln um, so schien es, als ob hier alle Häuser Wirtshäuser seien, alle Einwohner von den Fremden lebten und sich im Übrigen einer frommen Betrachtung widmeten, die von Müßiggang schwer zu unterscheiden war. Das Anbetteln der Reisenden war ja auch in den Bezirken fleißiger Landleute durchaus Sitte, ganz ohne Scham taten es die Kinder und jungen Leute, um zu einigem Gelde zu kommen: wozu hätte denn Gott sonst auch die Fremden geschaffen? Einsiedeln aber war gänzlich auf die Gaben der auswärtigen Frommen und Neugierigen begründet. Der Protestant konnte also hier vielerlei Glossen machen und sich zum Beispiel über den Brunnen vor der Domkirche vergnügen, dessen Wasser aus vierzehn Röhren floß. Denn aus einer dieser Röhren hatte Christus getrunken, und die armen Gläubigen mußten nun die Mäuler an sämtliche vierzehn Ausgüsse halten, um den rechten nicht zu verfehlen. Er konnte aber auch die freundlichsten und feierlichsten Eindrücke an dieser Stätte sammeln.

Die katholische Religion erscheint hier in Allem, was sie Inniges, Feierliches und Aufrichtendes hat. Das stille, andachtsvolle Hin- und Herwandeln von Menschen aller Orten, die hier gleichsam wie in einem See der Andacht zusammenfließen. Jeder trägt, Das sieht man, wenigstens eines Jahres Schuld auf dem Herzen. Und dann der Ort, die schöne Wüste, das prächtige religiöse Gebäude, der Reichtum, die Feier und Pracht im Innern, die Demut und gänzliche Hingebung der Zusammenkommenden, ihr Beten, ihr Knien, ihr Verlangen, ihr Beruhigen, ihr sicherer Glaube. Das Bild der heiligen Jungfrau an allen Orten aufgestellt, immer herrlich, schön, glanz- und liebestrahlend, mit dem süßen Bilde der Liebe und Unschuld in ihren Armen ...

Manche berühren nur mit den Händen die Mauern der heiligen Kapelle und finden sich unwürdig, hineinzugehen. Andere knien an der Tür oder auf dem Vortritt, sie liegen ruhig zu Scharen da, ohne an den Vorbeiwandelnden hinaufzusehen, indes ein ewiges Hinein- und Herausdrängen an den Toren selbst ist, auf deren weiten Stufen Haufen von Pilgrimen, Fremden und Armen zerstreut liegen.

Auf dem Platz vor der Kirche ist ein Brunnen von Marmor, mit dem schönen Bildnisse der Mutter Gottes geziert. Die reiche Quelle fließt aus vielen Röhren, in deren Wasser Weiber und Mädchen die Füße baden, weil sie ihm eine wundertätige Kraft zuschreiben.

So sah Goethes Freund Karl v. Knebel die Sachen hier an, als er nach Einsiedeln kam. Auch die Grafen Stolberg waren trotz ihrer Liebe zum Gottesmann Luther geneigt, die Schönheit des katholischen Wesens zu empfinden, und Goethe selber hatte an naiver Frömmigkeit stets Wohlgefallen.





Passavant
Zeichnung von Schellenberg

7. Schwyz, Rigi und Vierwaldstätter See
16.–19. Juni

Am Nachmittag dieses 16. Juni trennte sich die kleine Gesellschaft. Den Edelleuten war geraten worden, zu ihrer großen Reise ins Gebirge eine noch günstigere Jahreszeit abzuwarten; Goethe hatte weniger vor und wollte keine Zeit verlieren; Passavant begleitete ihn.

Es war ein schwerer, einsamer Weg diesen Nachmittag. In südwestlicher Richtung gingen die beiden jungen Männer das Tal der Alp aufwärts; Trachslaub und Alpnach hießen zwei elende kleine Dörflein unterwegs. Sie sahen fast keinen Menschen. Gegen acht Uhr standen sie auf der Höhe des Schwyzer Hakens den beiden Miten oder Mythen gegenüber und staunten nun zum erstenmal die Schneeberge in der Nähe an, denn die nördliche Seite dieser weithin sichtbaren Felsen bleibt das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Nun ging es noch anderthalb Stunden hinab nach Schwyz; aber auch das war ein anstrengender Weg: „von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte". – Müd und munter wurden sie zugleich durch dies Bergabspringen; im Gasthaus aber trug Goethe nach der ersten Erholung in sein Notizbuch ein: „Voll Dursts und Lachens; gejauchzt bis Zwölf."

Am andern Morgen sahen sie aus ihrem Fenster die Wolken am Schwyzer Haken hinaufziehen. Dann gingen sie in diesem Flecken herum, der doch der Hauptort des nach ihm benannten Kantons, des wichtigsten der Waldstätten oder Urkantone, war. Schwyz konnte freilich auch für einen großen Ort gelten, denn die 150 Häuser lagen weit auseinander. Es gab hier sogar „Paläste", nämlich Häuser aus Stein; sie gehörten den in fremden Kriegsdiensten reich gewordenen Vornehmen, oder es waren Amtsgebäude, Kirchen und Klöster. Alles sah wohlbehäbig aus; viele Gärten und Lusthäuser zeigten sich; die Bäume gediehen; besonders fielen mächtige Walnußbäume auf. Keine Besitzung war von Mauern umschlossen. Und die grünen Wiesen erinnerten daran, daß die Viehzucht und die Herstellung vorzüglicher Käse

die wichtigsten Nahrungsquellen des Landes waren. Hohe Berge schützten gegen Osten und Norden, am auffälligsten standen die scharfen Zähne der Mythen da. Ein freundliches Tal gegen Westen führt nach Brunnen; man sieht hier schon vom Vierwaldstätter See einen Streifen blitzen. Seitwärts war der Eintritt der Muotta in das Schwyzer Tal zu erkennen.

Viel Wissenschaft und Kunst durfte man in diesem katholischen Lande und Orte nicht suchen; aber eine Medaillensammlung gab es hier, die in den größten Städten ihresgleichen nicht hatte. Ein berühmter Meister dieses Fachs, von dem auch Lavater gern mit Verehrung sprach, Johann Karl Hedlinger, war hier geboren und als Achtzigjähriger hier auch gestorben, nachdem er den größten Teil seines Lebens an fremden Höfen und sonst im Auslande zugebracht. Seine Sammlung enthielt seine eigenen Werke, die er auf Bestellung der Mächtigen angefertigt, und dazu eine reiche Auswahl von älteren Musterstücken. Jetzt zeigte sein Neffe und Schwiegersohn, Landammann Hedlinger, das Ererbte den Liebhabern.

Um ein Uhr mittags griffen Goethe und Passavant wieder zum Stabe. Der Rigi war ihr Ziel. Zuerst ging's zum schönen Lowerzer See, der damals eine Stunde lang und eine kleine halbe Stunde breit war. Zwei rüstige Maidli fuhren die jungen Männer hinüber. Für Goethe waren diese rudernden Schönen ein neues Bild, und er vergaß es nie. Zwei Inselchen lagen in diesem See; auf beiden hatten früher Burgen gestanden; jetzt gab es auf der größeren ein angenehmes Landhaus, eine Kapelle und eine Waldbruder-Wohnung, auf der kleineren eine Einsiedelei mit einer Kapelle. Auf einer dieser Inseln stiegen sie aus, den Waldbruder zu sehen.

Solche Reisenden, die es gelüstete, die weite und höchst malerische Aussicht vom Rigi zu genießen – es waren bisher schon ziemlich viele Schweizer, aber sehr wenige Ausländer oben gewesen – gingen entweder von Lowerz oder Arth oder Küßnacht oder Vitznau hinauf. Für Goethe und Passavant war jetzt der erstere Pfad der nächste. Er begann sehr steil; doch ging man einige Male über kleine Ebenen. Allenthalben zeigten sich Wälder

und Weiden; wegen beider galt der Berg für sehr „fruchtbar." Zehn oder elf Dörfer lagen um ihn herum; sie betrieben im Sommer auf den Höhen etwa 150 Sennereien; die ganze Nutzung des Berges konnte man auf 100 000 Gulden schätzen.

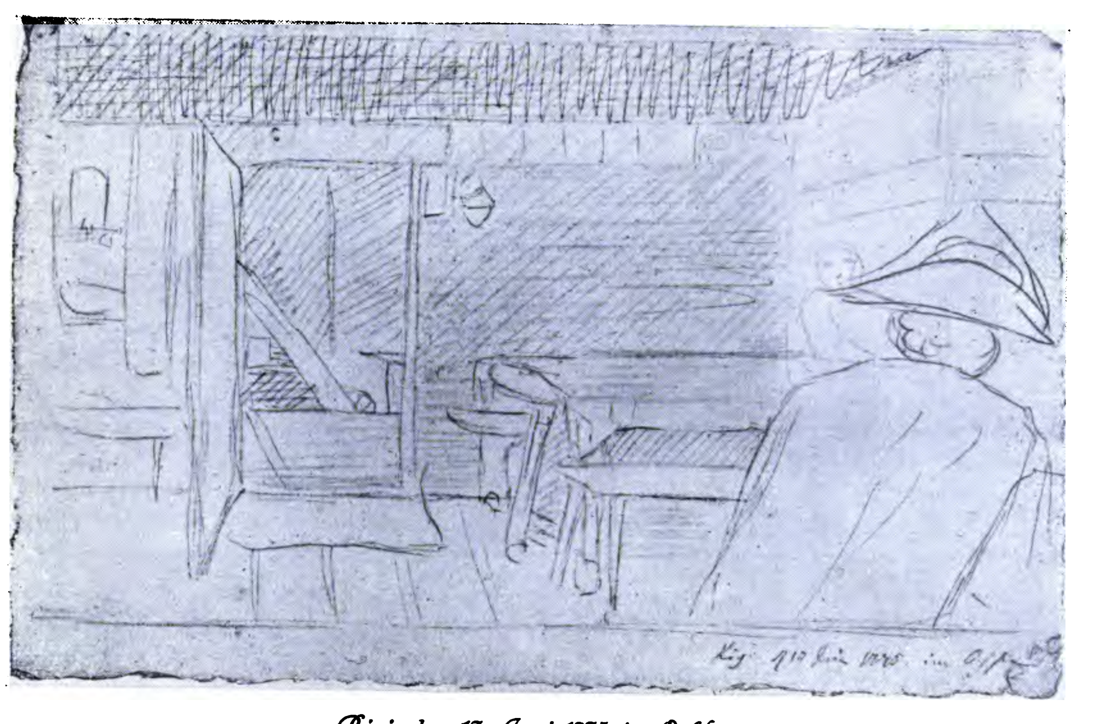
Drei Stunden hatten unsere Freunde zu steigen, ohne eine große Aussicht zu genießen; dann gelangten sie zum Klösterli. Es war halb Acht des Abends. An diesem Platze stand seit beinahe hundert Jahren eine Kapelle „zu Unsrer Lieben Frauen im Schnee." Neben ihr wurde im Sommer von einigen Kapuzinern ein Hospiz gehalten; drei Gasthäuser waren gleichfalls mehr für Wallfahrer als für andere Fremde bestimmt. Auch einige Gebäude der Hirten gehörten zu der kleinen Siedlung. Diese Nacht war für Goethe die erste, die er auf einem hohen Berge verbrachte.

Am andern Morgen, es war ein Sonntag und der 18. Juni, zeichnete Goethe von seinem Wirtshause aus die Kapelle und sah sich in der Nähe um. Er erfreute sich an den Wasserfällen, die hier allerorten von Felswänden oder sonst vom Berge herunterstürzten; die Aussicht in die Ferne wollte noch nicht viel besagen. Auch die Stube des Gasthauses wurde abgezeichnet.

Nach einem frühen Mittagessen stiegen die Freunde weiter hinauf, jetzt immer in westlicher Richtung, zum Kalten Bad. Das war ein von drei Felswänden und einer Einsiedlerhütte eingeschlossener viereckiger Platz, in dem ein hölzerner Badkasten stand; durch diesen Badkasten lief eine Quelle, die zwischen zwei Felsen hervorströmte. Von diesem sehr kalten Wasser wurde gesagt, daß es gegen Rücken-, Kopf- und andere Schmerzen sehr heilsam sei; die Landleute und fremde Bresthafte badeten sich darin mit den Kleidern und ließen dann die Kleider wieder an sich abtrocknen. Wie überall, so gab es auch von diesem Orte eine Sage: drei fromme Schwestern haben sich vor den Nachstellungen eines österreichischen Landvogts hierher geflüchtet, als sonst noch keine Menschen hierher kamen, und in dieser Felsengrotte, an diesem Quell bis an ihr Ende ein beschauliches Leben geführt. Das „Bad" hieß deshalb auch Drei-Schwestern-Brunnen. Die Aussicht war hier schon weit und schön: auf den Vierwald-



Rigi. Kapelle Maria im Schnee
Nach der Handzeichnung Goethes (18. Juni 1775)
(Vorlage im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar)



Rigi, den 17. Juni 1775 im Ochſen
Nach der Handzeichnung Goethes
(Vorlage im Goethe-Nationalmuſeum zu Weimar)

stätter und andere, kleinere Seen, auf die Kantone Luzern und Unterwalden.

Bis zum Rigi-Staffel hatte man nun noch eine starke Stunde und von da bis auf den Kulm eine halbe. Um ein Viertel auf Drei standen unsere Wanderer oben[1]). In Wolken und Nebel! Die Herrlichkeit der Welt, die Aussicht von hundert Stunden Umkreis, auf vierzehn Seen und unzählige Schneeberge, der Blick bis nach Schwaben hinein: Alles war von grauen Schleiern verdeckt. Doch zuweilen öffneten sich Spalten im Gewölke; dann zeigten sich helle Streifen dieser Herrlichkeit vor ihren dankbaren Augen.

Um acht Uhr des Abends hatten sie wieder ihren Gasthof im Klösterli erreicht. Sie saßen an einem Tische vor des Ochsen oder der Ochsen Türe, denn „zum Ochsen" war ihre Herberge benannt, und ließen sich an Eiern und gebackenem Fisch wohl sein. Wie still war es hier! Und gerade deshalb empfand man jeden Ton:

> Das Glockengebimmel
> des Wasserfalls Rauschen
> der Brunnenröhre Plätschern
> Waldhorn.

Am 19. Juni ging's gleich in der Frühe hinab zu dem wegen seiner wilden Schönheit und seiner Gefährlichkeit hochberühmten See der vier Gebirgsländer oder „Waldstätten" Luzern, Schwyz, Uri und Unterwalden. „Er macht überaus wunderbare Krümmungen und Busen": so beschreibt ihn Fäsi 1766.

An den weit mehreren Orten ist er mit hohen Bergen und steilen Felswänden eingeschlossen; gegen Luzern und Küßnacht ist er offen und bewässert das ebene Land ... Der Teil des Sees, der unter der Oberherrschaft des Kantons Uri stehet, ist am allertiefsten. Ringsumher ist er mit erstaunend hohen Felsen umzingelt, deren Bauart ganz sonderbar ist. Dieser Berge wegen hat man auf diesen Teil des Sees die seltsamsten Aussichten, welche die menschliche Einbildungskraft sich immer vorstellen kann. Die Spitze der Felsen bekommt man selten zu sehen,

[1]) Ob auf Staffel oder Kulm, ist nicht zu erkennen.

wegen den Wolken, so die meiste Zeit auf demselben ruhen. Nur an einigen Durchschnitten entdeckt das Auge erstaunend hohe, gar fruchtbare Alpen. Das auf denselben weidende Vieh stellet sich dem bloßen Auge nur wie Punkte dar, öfters können die Rinder vor allzu großer Höhe vom bloßen Auge nicht bemerkt werden.

Dieses entsetzliche Felsen- und Bergtal, in welchem der See liegt, hat eigentlich nur gegen Altorf und Luzern eine Öffnung, daß die Winde durch dieselbe ziehen können. Da aber die meisten Winde in diesem Tal ihren Ursprung erhalten, so müssen sie sich, weil die heftig drückende Luft nicht genugsamen Raum zu ihrem Ausgang hat, in dem Ort ihrer Geburtsstätte wieder entwüten und in Stöße und Wirbel verwandeln ... Oftmals wüten sie mit so erstaunender Macht, daß es zwei und drei Tage lang ganz unmöglich ist, den See zu befahren. Die Schiffe, welche während einem solchen Zeitpunkt das Unglück haben, auf dem See zu sein, stehen jeden Augenblick, bei jedem wiederholten Stoß des Sturms und der schäumenden Wasser in augenscheinlichster Gefahr, an den Felsen geschmettert zu werden. Sie wird dadurch sehr vergrößert, daß man den Sturm selten voraussehen kann ...[1])

Jedoch wird dieser See zu Fortschaffung der Kaufmannsware, welche aus Teutschland und der Eidgenossenschaft in Italien und aus diesem Lande wieder in die Eidgenossenschaft und das teutsche Reich über den Gotthard abgehen, streng befahren.

Damit hier alles Merkwürdige vereinigt werde, so berichteten auch die Chroniken der Gelehrten und die Sagen der gemeinen Leute von großen Dingen, die an diesen Ufern geschehen sind. Hier erwuchs und erblühte die schweizerische Eidgenossenschaft und Freiheit; in diesem Bezirk lebte der Volksheld Wilhelm Tell. Jeder Schweizer kannte diese Geschichten, an ihrer Wahrheit zweifelte Niemand, standen doch alle die Orte, Jahre und Tage, wo und wann das Eine und Andere geschehen, genau in den alten Schriften. Auch durch Volksschauspiele wurde seit Jahrhunderten diese große Zeit den jeweils Lebenden ins Gedächtnis gebracht, und in alten Liedern ward namentlich ihre deutlichste Gestalt besungen.

---

[1]) Die damalige Gefährlichkeit des Sees rührte namentlich auch daher, daß viele Reisende sich auf kleinen Nachen und oft durch betrunkene Schiffer, die man aus den Wirtshäusern herbeirief, von einem Ort zum andern fahren lassen mußten.

Wilhelm bin ich, der Telle,
Von Heldenmut und -blut;
Mit meinem G'schoß und Pfeile
Hab ich der Freiheit Gut
Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyrannei;
Einen festen Bund geschworn
Han unser Gesellen drei.

— — — — — — — — — — — —

Den Tellen sollen wir loben:
Sein' Armbrust hatte Wert,
Daß er im Grimm und Toben
Der Herren sich erwehrt!
Viel Schlösser hat er 'brochen,
Geschliffen auf den Grund
Und aus den fremden Jochen
Erlöst den Schweizerbund.

In Vitznau erreichten Goethe und Passavant den See, den sie schon von oben her bewundert hatten, und stiegen in einen Nachen, der sie zuerst nach einem Wirtshause bei Gersau brachte, wo sie ihr Mittagsmahl hatten. Gegen Zwei sahen sie sich „dem Grüdli über, wo die drei Tellen schwuren" und bald darauf „an der Tellen-Platte, wo Tell aussprang." Um drei Uhr langten sie in „Flüeli" an, „wo er eingeschifft ward", und zu Fuß waren sie dann um vier Uhr „in Altdorf, wo er den Apfel abschoß."

Altdorf im Tale der Reuß war der Hauptflecken des Kantons Uri; doch wurde die Landsgemeinde nicht hier, sondern auf den mit Kirschen und Nußbäumen bepflanzten Matten von Bezlingen gehalten. Man konnte Altdorf mit Schwyz vergleichen: ebenso katholisch, freundlich und fruchtbar; nur waren hier die Güter und Gütchen alle von hohen Mauern umgeben. An der Hauptkirche waren unten her einige eidgenössische, sonderlich aber des Wilhelm Tellen Geschichte abgeschildert. Neben dem Rathause erhob sich ein schöner bemalter Turm: hier hatte in alter Zeit eine Linde ihr grünes Dach ausgebreitet, und vor dieser Linde sollte des Tellen Söhnlein, sein Vater aber bei dem hundert Schritte davon entfernten Brunnen gestanden sein, als Tell auf Befehl

des unmenschlichen Landvogts den Apfel ab dem Haupt des Knaben schießen mußte und auch wirklich in der Mitte traf. „Der Brunn trägt noch dermal den Namen des Tellen-Brunnen" berichtet Fäsi; „er ist auch mit dem Bildnis dieses verehrungswürdigen Eidgenossen geziert."

Man kann nicht lange an solche alte Zeiten denken, ohne daß sich die mit uns Lebenden, selbst die entfernten Freunde, wieder vor unser geistiges Auge stellen. Goethe bekam plötzlich Lust zum Briefe-Schreiben. Wem aber sollte er von dieser Stätte aus einen Gruß senden? Lotte Kestner kam ihm in den Sinn: gegen sie war er nun schon lange stumm geblieben. Sie hatte ihm wegen ihres und ihres Gatten Abbild im ‚Werther' gegrollt; Das war nun vorüber, aber der Briefwechsel schläft auch wohl bei guter Gesinnung ein. Jetzt begann ihn der Dichter von neuem.

Tief in der Schweiz, am Orte, wo Tell seinem Knaben den Apfel vom Kopfe schoß: warum just von da ein paar Worte an Sie, da ich so lange schwieg? Gut, liebe Lotte, einen Blick auf Sie und Ihre Kleinen und das liebe Männchen aus all der herrlichen Natur heraus, mitten unter dem edlen Geschlecht, das seiner Väter nicht ganz unwert sein darf, ob's gleich auch Menschen sind hüben und drüben.

Ich kann nichts erzählen, nichts beschreiben. Vielleicht erzähl' ich mehr, wenn mir's abwesend ist, wie mir's wohl eh mit lieben Sachen gegangen ist . . .

❀ ❀
❀

8. Auf den Gotthard. 20.–23. Juni

Am 20. Juni gingen sie halb Sieben ab. Sie wanderten die alte Handelsstraße im Tale der Reuß hinauf zu dem Wirtshause und Dörflein „am Steg." Von hier an rechnete man den eigentlichen Gotthardsberg.

Nachdem sie sich hier wiederum an gebackenen Fischen gelabt und gestärkt und nachher durch ein rasches Bad in der kalten, stürzenden, tosenden Reuß erfrischt hatten, stiegen sie weiter. Bis Wasen konnte man drei Stunden rechnen; sie aber nahmen sich Zeit, erfreuten sich an den himmelanragenden Bergen und Felsen, an den Kaskaden des Bergstroms, an den Wasserfällen der von links und rechts zuströmenden Gewässer, die, wenn man sie von ferne sah, oft wie weiße Laken von den Höhen herabzuhängen schienen.

Immer größer und mächtiger wurden die Bilder. Immer unzulänglicher erschien die Ausdrucksfähigkeit des Menschen. „Bergauf, Schnee-Laue, Saumroß, Schneehöhlen, Steg, große Fichten, Abgrund": Das waren die Stichworte, die Goethe abends im Wirtshause rasch eintrug. „Ein Reihe Saumrosse zog vor uns her": so führte er diese Andeutungen später aus.

Wir schritten mit ihr über eine breite Schneemasse und erfuhren erst nachher, daß sie unten hohl sei. Hier hatte sich der Winterschnee in eine Bergschlucht eingelegt, um die man sonst herumziehen mußte, und diente nunmehr zu einem geraden, verkürzten Wege. Die unten durchströmenden Wasser hatten sie nach und nach ausgehöhlt; durch die milde Sommerluft war das Gewölb innen abgeschmolzen, so daß sie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das Hüben und Drüben natürlich zusammenhielt. Wir überzeugten uns von diesem wundersamen Naturereignis, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

In Wasen war die Herberge teuer und schlecht. Der Wirt hätte den Reisenden gern auch noch Strahlen aufgehängt; so nannte man hier die Kristalle, an denen diese Gegend sehr reich war. Aber Goethe fühlte nicht einmal Neigung, sie viel zu beschauen.

Auch am nächsten Morgen, den 21. Juni, begann die Wanderung um halb Sieben. „Allmächtig" und „schrecklich": so bezeichnete Goethe die Eindrücke, die ihm jetzt die Umgebung machte. Pfarrer Fäsi schildert sie uns im einzelnen:

Von Geschenen bis zur Teufelsbrücke reiset man immer der Reuß nach die Schöllenen hinauf: eine Strecke von anderthalb Stunden, die Straße bleibt aber acht bis neun Schuhe breit. Eine gräßliche und wegen der vielen Lauwenen gefährliche Gegend! Das Auge erblicket nichts als eine ungeheure enge Wildnis. Die Waldungen sind gänzlich verschwunden, man hat nicht einmal die mindeste Spur von einem Gesträuche, das allhier wachsen könne. Die unersteiglich steilen, oben mit ewigem Schnee bedeckten Felsen, die dem Reisenden über das Haupt hinhangen, an welchen, ja zum Teil unter welchen sich allernächst die Straße hinzieht, die über die Felsen dieses Tobels herabstürzende Reuß, samt den vielen über die Felswände herunterfallenden Bächen sind die einzigen Geschöpfe, welche man in dieser öden Gegend erblicket. Das, was Dieselbe auch zur Sommerszeit noch schwermütiger macht, ist der Mangel der Sonne, nur in der Mittagsstunde allein beleuchtet sie durch ihre erquickenden Strahlen dieses enge Tobel, aber die öfteren Krümmungen des Weges verursachen, daß man auch in der Mittagsstunde Dieselbe einmal über das andere verliert, aber dann sogleich wieder erhält.

In dem Frühjahr reißen sich die in dem Winter gespaltenen und verfrornen Felsenstücke leicht los, sie rauben nicht selten dem Vorbeireisenden das Leben. Von Geschenen bis zur Teufelsbrücke stehet man bis 23 Kreuze zum Andenken der Erschlagenen aufgestellt.

So bezeugt auch Knebel, der mit dem Priester von Göschenen hier ging, daß der Weg immer schroffer, öder und fürchterlicher werde.

Man glaubt endlich: Dies sei der Zugang zu der Hölle selbst. Nichts als nackter, brauner, zersplitterter Fels, in ungeheuern Massen, in deren tiefen Löchern und Klüften nur Drachen und Greife zu herbergen scheinen. Kein andres Tier, kein lebender Vogel ist da, auch gewahrt man weder Gras noch Staude. Der Geistliche erzählte mir, daß gemeine Leute, die der Wallfahrt halber nach Maria-Einsiedeln vorbeireisen, öfters hier aus Angst auf die Knie niederfielen, um zu beten, daß sie doch aus diesen Gegenden möchten erlöst werden.

In der immer mehr verengten Schlucht kam man endlich auf schmalem Pfade um einen glatten Felsen herum: da lag die Teufelsbrücke vor den Augen! Unheimlich anzusehen, unheimlich auch darüberzuschreiten. Sie war nur neun Schuhe breit, und oft tobte der Wind hier so stark, daß er Menschen und bepackte Tiere herunterzuwerfen drohte, was auch schon öfters geschehen war. Immer aber ging man hier durch Wasserstaub, denn gleich oberhalb der Brücke stürzte der Strom mit fürchterlichem Getös über Felsen fünf bis sechs Klafter herab; man sah von diesem Gestöber um die Brücke herum ganze Wolken.

Goethe war jetzt, in seinem sechsundzwanzigsten Jahre, noch kein vollkräftiger Mann; lange Strapazen kannte er noch nicht und war ihnen wenig gewachsen. „Not und Müh und Schweiß": so gings ihm bis zur Teufelsbrücke, und dann auf der noch steileren Straße ein Stückchen weiter. „Schwitzen und Matten und Sinken bis ans Urner Loch hinaus."

Dies „Urner Loch" war ein Stollen, durch einen Felsen geschlagen, um den Weg abzukürzen; es war der erste Stollen oder „Tunnel" überhaupt, den Goethe sah; die Bewohner des Urseren-Tals hatten ihn im Jahre 1701 brechen lassen. Die Länge betrug etwa achtzig Schritte; die Höhe war so, daß ein Reiter hindurch konnte, und die Breite genügend für zwei bepackte Tiere, die hier einander begegneten. Aus den Felsenritzen troff das Wasser herab, so daß es hier beständig regnete; in der Mitte der Höhlung kam von oben her, durch eine Öffnung, etwas Licht in das Halbdunkel.

Ganz anders wurde den Wanderern sogleich zumute, wenn sie aus diesem dunkeln und nassen Loch wieder ins Freie gelangten; da lag ein liebliches Tal plötzlich vor ihnen! Nach schrecklichster Wildnis der Anblick des Paradieses! Denn so stark wirkt ein unerwarteter Gegensatz.

Das Urseren-Tal ist fast vier Stunden lang und höchstens eine halbe Stunde breit. Vier Dorfschaften lagen darin: Urseren oder an der Matt, Hospital oder Hospental, Zum Dorf und Realp. Es ist die Reuß, die das Tal durchfließt; aber hier zeigt sie sich als ein stilles, sanftes Flüßlein, das sich auf Silbersand

spielend dahinschlängelt. Hohe Berge, Felsen und kahle Klippen schlossen zwar auch dies Tal ein; nur ein einziges kleines Fichtenwäldchen zeigte sich, aber Weidenbüsche fanden sich doch auch auf dem grünen Teppich zwischen den bläulichen Steinwänden, und alle Matten waren reich mit den schönsten und kräftigsten Kräutern bewachsen; zahlreiches Vieh gedieh hier, und der fette Käse, der von diesen Urnern bereitet wurde, war bis Spanien und andere ferne Länder berühmt. Vom Verkauf des Käses und des Viehes selbst lebten die Talleute; aus den Reisenden, die an dieser Kreuzung von Gebirgsstraßen vorbeikamen, zogen sie auch schon einigen Gewinn. Es waren zwischen zwei- und dreitausend Menschen: gesund, stark, frei, höflich, aufgeklärt, weder mit dem Reichtum, noch mit drückender Armut bekannt. Sie hatte Haller vor Augen, als er die Älpler rühmte:

Denn hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget
Und der erhabnen Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Lands vereint.
Wahr ist's, daß Lybien uns noch mehr Neues gibet
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Untier sieht;
Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nötig, fehlt und nur, was nutzet, blüht.
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände
Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.

Entfernt vom eiteln Tand der blendenden Geschäfte,
Wohnt hier die Seelen-Ruh und flieht der Städte Rauch.
Ihr tätig Leben stärkt der Leiber reife Kräfte;
Der träge Müßiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf und stillet ihr Gemüte;
Die Lust macht sie gering und die Gesundheit leicht,
In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuert,
Kein geiles Eiter fäult, kein welscher Koch versäuert.

Wie neu belebt fühlte sich Goethe, als er im ersten Dorfe ein freundliches Gasthaus betrat. Der vortreffliche Käse und ein

feuriger Wein stellten ihn völlig her. Ja „sauwohl" ward ihm, und Projekte gingen ihm durch den Kopf. Jetzt fühlte er sich nah am höchsten Punkte dieser Berge: was dann? Er hatte schon gegen Bodmer geäußert, daß er vielleicht, wenn er einmal auf dem Gotthard sei, auch weiter nach Mailand gehen könnte. Und eigentlich bestieg kein Verständiger diesen unwirtlichen Berg, der nicht auf der anderen Seite hinunterstrebte. Von den nächsten Stationen konnte ihm hier oben der Wirt erzählen, von all den Orten mit den wohlklingenden italienischen Namen, von den schönen Inseln im Großen See. Der Wirt gefiel ihm. „Schreibt mir Euren Namen in mein Buch!" bat Goethe, und der Wirt, der zugleich Amtmann des Tales war, schrieb: „Tallaman Caspar Antony Meyer Drey Königswird in Ursern an der Math."

Nach einigen Stunden Mittagsrast fühlten sich Goethe und Passavant fähig, das letzte Stück Wegs zum Gipfel zurückzulegen; auf drei Stunden wurde es geschätzt. Nach halb Vier gingen sie ab. Zuerst nach Hospital; hier vereinigten sich die beiden Quellen der Reuß, die eine vom Gotthard, die andere von der Furka kommend. Zu steigen war nun nicht mehr viel, aber Einsamkeit und Wüste zu ertragen. Nichts sah man als übereinander geworfene graue Felsstücke und breite, lange Täler voll wilder Ruinen, das Gestein vielfach mit einem trockenen, verwitterten Moos überzogen. Alles schweigt hier außer den Winden; auch das Brausen der Ströme hat nun aufgehört. Doch einen Wasserfall hörte Goethe noch einmal rauschen, und dieser Wasserfall schien, als man ihn erreichte, einer der herrlichsten. Nur das Klingeln von Saumrossen, die vor ihnen zogen, erinnerte zuweilen an die Welt der Menschen und Tiere. Sonst aber fühlten sie nur die Einsamkeit, das Grauen der Einsamkeit. Bei einem der Täler dachte Goethe: „Das mag das Drachental genannt werden." Und in sein Merkbuch schrieb er Worte wie: Schnee, nackter Fels, Moos, Sturmwind, Wolken, Nebel-See. „Öde wie im Tale des Todes, mit Gebeinen besäet." Das waren heute den ganzen Tag unvergeßliche Eindrücke!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.

Der Nebel war in der Tat über sie gekommen, da drang ihnen das Unheimliche ihrer Straße noch tiefer in die Seele. Wo sie jetzt gingen, dauert der Winter neun Monate, und an manchen Stellen liegt der Schnee 20, ja bis 40 Fuß tief. An einigen Orten sind die „Gusseten" gefährlich: die Schneewirbel und -gestöber, zu andern Zeiten und an andern Stellen drohen die Lauinen. Wenn diese Gefahr am größten ist, unterbleibt am besten jeder Verkehr, muß die Reise aber durchaus geschehen, so müssen die Reisenden ihren Tieren alle Glocken und tönenden Sachen abnehmen und selber im tiefsten Schweigen bei den gefährlichen Stellen vorübereilen, weil sehr oft von dem geringsten Schall die überhängenden Schneelasten stürzen. Gewöhnlich kamen jährlich drei oder vier Reisende hier durch Lauinen um[1]).

Endlich wurden im Nebeldunst dunklere Schatten als Gebäude erkennbar: das ersehnte Hospiz. Ein Hund sprang ihnen bellend entgegen. Eine Frau, die als Köchin hier oben diente, trat aus der Tür heraus. Von den beiden Patres, die dies Hospiz versahen, war eben keiner da.

Viele Reisenden fühlten sich betrogen, wenn sie das ersehnte Ziel erreichten, denn der berühmte Gotthardsberg erwies sich als ein — Talkessel, ein rauhes und nacktes Felsental von einer Stunde Länge, das auf allen Seiten von Felsenhörnern umgeben ist: erst von deren Spitzen hätte man die Welt unter sich gehabt. Acht bis zehn kleine Seen belebten diese Einsamkeit ein wenig. Mit um so größerem Dank ruhten die Augen auf den bescheidenen Gebäuden, die Schutz und Gesellschaft versprachen. Rechts am Wege stand das Klösterchen der beiden Kapuziner, links ein schlechtes Spital für Saumtiertreiber und andere gemeine Leute, auch ein Haus, worin Kaufmannswaren einstweilen aufbewahrt werden konnten, war da. Das Klösterchen bestand

[1]) J. G. Ebel, Anleitung. Zürich, 1804.



Erster Sturz der Reuß im „Drachental"
Nach der Handzeichnung Goethes (21. Juni 1775)
(Vorlage im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar)



Scheideblick vom Gotthard nach Italien
Nach der Handzeichnung Goethes (22. Juni 1775)
(Vorlage im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar)

aus einem niedrigen, steinernen Wohnhause, einem Vorratshause und einer angebauten Kapelle. Die geräumige Stube im Hause war mit Holz getäfelt und aschgrau ausgemalt. An den Wänden sah man Schildereien, die die Tellen- und andere Schweizer Geschichten darstellten. Das Hausgeräte war reinlich, die Küche gut; die Nahrungsmittel kamen aus Italien herauf. Den Reisenden ward für Kost und Herberge nichts abgefordert; sie gaben beim Abschiede, was sie für schicklich hielten.

Als eben die Nacht hereinsank, kam Pater Lorenzo von einer kleinen Reise zurück. Er setzte sich zu seinen Gästen und plauderte mit ihnen; wir wissen nicht, ob in italienischer oder lateinischer Zunge. Nein, einsam werde es ihnen hier gar nicht, versicherte der Mönch; es werde ja soviel Handel über diesen Berg getrieben; davon sehe und erlebe er sein Teilchen. Und er steige auch zuweilen zu den Städten hinunter, seltener nach Luzern, öfter nach Mailand, dem Sitz seiner Oberen, die dies Hospiz vor hundert Jahren gegründet hatten. Die Straße hier bestand übrigens viel, viel länger, seit 1230, wo noch die alten Kaiser gern zwischen Deutschland und Italien hin und her zogen.

Luzern und Mailand: diese Namen erinnerten unsere jungen Freunde wieder an ihre große Frage: Zurück oder weiter ins neue Land?

Am andern Morgen blickten sie sich in der Nachbarschaft um, und Goethe versuchte eines der Hochgebirgsbilder zeichnend festzuhalten. Es war eine Aussicht nach Süden, mit dem Weg, der nach Airolo hinabführt; ganz vorn auf einer Kuppe bildete er sich selbst und Passavant ab. „Scheideblick nach Italien, vom Gotthard, den 22. Juni 1775" schrieb er unter das Blatt. Also Scheideblick! Er konnte sich nicht entschließen, noch weiter in die Fremde zu ziehen, noch mehr Raum zu setzen zwischen sich und der schönen Lilli in Frankfurt. Sie trat morgen ihr achtzehntes Lebensjahr an: was hatte sie ihm in diesem neuen Jahre zu geben oder zu nehmen? — — —

Der Rückweg war gemächlicher. Goethe nahm sich nun auch mehr Zeit zum Zeichnen. Das Urner Loch von beiden Seiten, die Teufelsbrücke, der Teufelsstein und Anderes kamen auf das



Nach einer Handzeichnung Goethes

Papier. Auf einer der kleinen Landschaften brachte er auch den Gepäckträger an, der sie auf dieser Wanderung geführt oder begleitet hatte; der Mann hatte ihre Sachen in einem hölzernen Reff, wie es auch die herumziehenden Händler auf ihrem Rücken zu tragen pflegten.

Auf dem Vierwaldstätter See ließen sie auch diesmal die Stadt Luzern beiseite; ihr Nachen bog rechts ab in den Küßnachter Arm. Bei Küßnacht suchten die beiden Freunde die aus der Tellsage bekannte hohle Gasse auf; eine alte Kapelle stand dort an der Stelle, wo Tells Pfeil den Landvogt getötet hatte. In jedem Jahre einmal wurde hier eine feierliche Messe gehalten. Rohe Bilder waren hier zu betrachten; zwei Inschriften las man:

> Brutus erat nobis, Uro Guillelmus in Arvo
> Assertor Patriae, Vindex, Ultorque Tyrannûm.
> Hier ist Geßlers Hochmuth von Tell erschossen,
> Und der Schwyzer edle Freiheit entsprossen;
> Wie lang wird aber solche währen?
> Noch lang, wenn wir die Altn wären!

Bald war der Zuger See erreicht; auch das angenehme Städtchen Zug lernten sie an diesem Tage noch kennen.

Über den Albisrücken führte eine Fahrstraße. Oben ward eine jener Hochwachten unterhalten, von denen aus die Schweizer sich Flammenzeichen geben und in kürzester Frist ihren Landsturm gegen eindringende Feinde aufbieten konnten. Hier lebte jetzt in einem Wachthause wie ein Einsiedler jener Baron v. Lindau, den wir unter Lavaters Freunden bemerkten. Goethe und Passavant traten zu ihm ein und schilderten ihm ihre Reise. Die Aus-



Julius Heinrich v. Lindau

sicht hier oben war noch einmal eine der weitesten, wie es ja bei Hochwachten zu sein pflegte.

Hinunter nach Zürich ging es dann durch fruchtreiche Felder und Wiesen, die von üppigen Hecken eingeschlossen waren. Nun lagen die so merkwürdigen „kleinen Kantone" hinter ihnen, sie wanderten wieder im großen, stadtbeherrschten Züribiet. Viele große Kirschbäume waren jetzt reich beladen. Die schönsten Landhäuser kündeten von beneidenswerter Wohlhabenheit. Und um den ganzen See gaben sich die freundlichen Dörfer durch ihre zerstreuten Häuser gleichsam die Hände.

❋ ❋ ❋

9. Unter den Freunden in Zürich. 25. Juni bis 6. Juli

Am 25. Juni mögen Goethe und Passavant von ihrer raschen Bergfahrt zurückgekommen sein.

Am folgenden Tage wohnten sie mit den drei Edelleuten einer Sitzung der ‚Physikalischen Gesellschaft' bei, weil Lavater dort einen Vortrag hielt. Überschrieben hatte er ihn: ‚Vermischte physiognomische Beobachtungen, Fragen und Grundsätze.'

Diese neue Wissenschaft gab ihnen auch sonst viel zu reden. Am lebenden Menschen hatte bisher Lavater seine Studien immer nur im Fluge und verstohlen getrieben; es kam zwar oft vor, daß ihn Jemand aufforderte, seine Züge zu deuten: jedesmal aber weigerte er sich standhaft, und selbst der Kaiser Joseph bekam von ihm weder Schmeichelhaftes noch Verdrießliches zu hören. Bei Bildern dagegen ging er frei aus sich heraus, weil Bilder verzeichnet oder sonst irreführend sein können: hier deutet man das Bild, nicht den Menschen. Jetzt machte er mit den beiden Grafen Stolberg einmal eine Ausnahme; sie saßen ihm förmlich, wie man einem Bildnismaler stundenlang sitzt. Er fertigte dann Aufsätze über Beide an und beschrieb alle Einzelheiten: Blick, Oberlippe, Nase, Augenlider usw. Und aus der Beschreibung floß die Deutung, aber freilich nahm Lavater seine zutreffende und fast weissagende Wesensschilderung dieser Jünglinge nicht bloß aus Linien und Farben, sondern auch aus Allem, was er über sie von Goethe gehört und was er selber mit ihnen bereits erlebt hatte. Diese deutschen Reichsgrafen waren sehr merkwürdig durch die Echtheit ihrer Naturliebe und die Echtheit ihrer Freiheitsliebe. Zwischen Schaffhausen und Zürich hatte Friedrich schöne Verse geschrieben, die ihm sein Entzücken an der neuen Landschaft eingeben hatte:

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Lenke mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!



Die Grafen Stolberg

1 und 3: Friedrich Leopold;
2 und 4: Christian

Wenn ich dann ermüdet bin
Sink' ich dir am Busen hin,
Atme reine Himmelsluft,
Hangend an der Mutter Brust.

O wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für!
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Auf demselben Wege begab er sich mit Bauern ins Gespräch und fing an, zu ihnen von der schweizerischen Freiheit zu reden. „Kinder," fragte er, „wenn einer käme und euch um eure Freiheit bringen wollte, würdet ihr so brav sein wie eure Väter?" Und seine Augen leuchteten, als sie alle „Ja! Ja!" schrien und als ein Alter, seine Axt erhebend, mit herzlicher Stimme ausrief: „Mit dieser Axt schlüg' ich ihn tot!"

Gar wohl fühlten sich jetzt die Brüder in ihrem Bauernhause am See. Um der Natur noch näher zu sein, saß Fritz am liebsten auf einer Höhe, wo er im Gebüsch eine Höhle gefunden hatte, und las im Homer oder im Ossian, wenn er nicht träumend über den blauen Spiegel des Sees und die lachenden Ufer die Augen schweifen ließ. Sein Bruder und Haugwitz hatten sich ähnliche Plätzchen erwählt. „Wenn Jemand uns besucht," erzählte Fritz einer seiner Schwestern, „muß er aus dem Hause laut schreien; dann laufen wir aus den Höhlen und spähen. Ist es ein Freund, so wird er herzlich bewillkommnet und soll mit Milch und Früchten bewirtet werden. Käme ein Menschengesicht, so kröchen wir in unsere Höhlen, welche Menschengesichtern unersteiglich sind."

Die Schweizer mochten diese vornehmen Schwärmer ganz gut leiden; es kam aber auch vor, daß man sich gegenseitig mißverstand. Zum Beispiel badeten die Stolberge im See oder in irgendeinem lockenden Bergwasser, wie sie daheim als Klopstocks Schüler an der dänischen und holsteinischen Küste getan. Schwimmen konnten sie nicht, wie auch Goethe es nicht konnte; um so mehr Lärm machten sie an ihren seichteren Wasserplätzen, so daß man weithin auf die nackten Männer aufmerksam wurde.



Freiherr Kurt v. Haugwitz

Nach F. Schmidt

Mit der Freiheit ist es aber ein eigen Ding: vielleicht hat man ihrer in allen Ländern gleichviel, nur zeigt sie sich in anderen Gestalten. Die Zürcher waren politisch frei; um so enger lebten sie in alten Vorurteilen und Sittenzwang. Sie ergrimmten also über die schamlosen Fremdlinge, die nackt im Wasser patschten und schrien; sie entrüsteten sich gegen ihren Landsmann Lavater, der schon vorher Manchem nicht gefallen hatte: wie konnte er mit solchen unerzogenen oder verwilderten Menschen als Freund umgehen? Es wurden mehrere Geschichten von unanständigen Scherzen

und frechem Mutwillen dieser Gäste erzählt. Unter Anderem ward weiter gesagt, daß Lavater sie einmal im See badend angetroffen habe, als er sie besuchen wollte; er habe sich dann ans Ufer gesetzt und mit ihnen geplaudert. Unterdessen waren Bauern auf die nackten Kerle aufmerksam geworden und eilten herbei, sie mit Steinwürfen zu vertreiben. Als sie aber auch einen Priester am Ufer erblickten, hielten sie inne und redeten unter einander: die Menschen im Wasser möchten wohl Wiedertäufer sein und der Priester spreche auf sie ein, um sie zu bekehren.

In summa aber fühlten sich die Grafen hier sehr glücklich. „Dem, der Freiheit empfindet," schrieb Friedrich am 27. Juni, „ist die Schweiz so heilig als Dem, welcher die Natur fühlt. Die physische und moralische Natur sind hier gleich schön und gehen Hand in Hand." Als er damals mit nach Einsiedeln gewesen war, hatte er es als ein Glück genossen, daß er einen der kleinen Kantone betreten, „die noch ganz unumschränkt frei sind," während in Zürich ja die Landleute unter den Gesetzen und Vögten der Stadtbürger standen. Das Bauernland Schwyz war ihm ein Muster, wie wir Deutschen sämtlich leben sollten.

Alles wird auf den Landgemeinden entschieden, da Jeder, der über zwanzig Jahre alt ist, seine Stimme hat. Abgaben ist ihnen ein ganz unbekanntes Wort. Sie leben patriarchalisch, meist von Viehzucht. Bei ihnen sind die Sitten noch in ihrer alten Reinheit, und die Greise sehen so ehrwürdig aus mit ihren langen weißen Haaren und Bärten, daß man sich ganz in die Zeiten hineindenkt, wo wir noch so glücklich waren, von ihnen gerichtet zu werden.

Wann war Das gewesen? Für die Niedersachsen, zu denen die Stolberge sich rechneten, bis zu jenem dreißigjährigen Kriege, in dem der Franke Karl der Große die freien Sachsen unter sein Joch zwang, also bis zum Blutbad bei Verden im Jahre 782. Hatte es Sinn, über dies Verbrechen jetzt noch zu reden? Ja, denn die Deutschen mußten wieder freie Männer werden! Der junge Fritz Stolberg glaubte an einen baldigen ungeheuren Freiheitskampf, und den Tyrannen, der dann gestürzt werden mußte, nannte er mit dem alten gehaßten Namen Karl. Er und sein Bruder

würden ihr Leben daran setzen, wenn das große Aufraffen zur Rache und Befreiung kam:

Da sprengten hervor
Auf schäumenden Rossen
Zween Jünglinge, Stolberg ihr Name,
Reisige hinter ihnen her.

Schon sah er auch seinen und seines Bruders herrlichen Heldentod wie ein Geschehenes:

Stolberg fochten und sanken dahin
Den schönen Tod,
Den blutigen Tod,
Den Freiheitstod.
Keine feige Klag' erschall'
Bei der Helden frühem Fall!

Denn auch die Zwingherrn werden nun in den Tod getrieben: in einer großen Schlacht an einem großen Strome. Der begeisterte Stolberg redete diesen Strom an:

Bebend und bleich,
Wehend das Haar
Stürzte der Tyrannen Flucht
Sich in deine wilden Wellen!
In die Felsen-wälzenden Wellen
Stürzten sich die Freien nach:
Sanfter wallten deine Wellen!
Der Tyrannen Rosse Blut,
Der Tyrannen Knechte Blut.
Der Tyrannen Blut!
Der Tyrannen Blut
Färbte deine blauen Wellen,
Deine Felsen-wälzenden Wellen.

Hier und jetzt, über dem heiteren Zürichsee, schrieb der junge Mann das große aufgeregte Gedicht, das er einen ‚Freiheitssang aus dem zwanzigsten Jahrhundert' nannte. Unten in der Stadt ließ er es drucken, nicht für Buchhändler, nur für Freunde, für Vorläufer jener Zeit der herrlichen deutschen Erhebung.

Oft mögen Goethe und Lavater den Kopf geschüttelt haben, wenn Friedrich so in Wärme geriet. Sie beide waren in Republiken groß geworden; sie wußten, wie wenig Bürgschaft die republikanische Staatsform für Freiheit und Fortschritt bietet. Lavater war von jung auf ein echter Patriot; Goethe hatte sich um vaterstädtische oder allgemeine deutsche Angelegenheiten kaum gekümmert. Beiden aber lagen die allen Menschen gemeinsamen Nöte und Bedürfnisse, zumal auch die religiösen, viel mehr am Herzen.

Von Goethes und Lavaters neuen Arbeiten wurde auch viel geredet. „Wir werden Goethe sehr vermissen" klagte Fritz Stolberg schon am 20. Juni. Wenn sie ihn nicht mehr bei sich hätten, so seien sie mit Haugwitz nur noch ein Dreiviertel, kein Ganzes mehr. „Er hat uns viele Manuskripte gelesen, welche alle würdige Brüder des ‚Götz v. Berlichingen' sind." — „Lavaters Physiognomik" fügte er hinzu, „wird die Weisen der Zeit beschämen. Unendlich viel Tiefe, Scharfsinn und jugement ist in dem Buch."

Was Goethe jetzt und seit einem Jahre für dies große physiognomische Werk tat, war der schönste brüderliche Dienst; auch liebten ihn Lavater und sein Wibele als einen Bruder, wie er es verdiente. Einmal gingen die beiden Freunde zusammen nach Oberried; dort hatte Lavater beim alten Pfarrer Däniker ein Zimmerchen, worin er ungestört arbeiten konnte, was ihm in der Stadt nie vergönnt war; den hübschen Namen „Kindbettstube" legte er dieser Zuflucht bei. Es war in jener Zeit Sitte, daß die Gäste sich bei ihren Freunden und auch wohl in den Gasthöfen durch Inschriften an den Wänden und Fenstern verewigten; Lavater zumal ließ in jedem Zimmer, wo er schlief, ein frommes Sprüchlein zurück, weil es doch einem Nachfolgenden zum Segen werden könnte. Hier im Pfarrhause über dem See schrieb nun Goethe einen beständigen Gruß für Lavater an die Wand:

Bist du hier,
Bin ich dir
Immer gegenwärtig.
Machst du hier,
Machst du mir
Deine Werke fertig.

„Du arbeitest für mich vor allen Andern, und ich für dich": Das war ihr Bündnis. Und Jeder setzte auf den Andern für die kommenden Jahre die größten Hoffnungen.

Mit Lavaters Nächsten blieb Goethe vertraulich, und zumal Barbara Schultheß, die Strenge und „Immergleiche", schloß ihn in ihr Herz. Auch jener Herr v. Lindau faßte das größte Zutrauen zu ihm. Christoph Kayser aber schrieb an seine Schwester, sie dürfe es ruhig wagen, den Goethe anzureden, wenn er wieder in Frankfurt zurück sei: „Es ist ein Gott, aber er ist noch ein besserer Mensch."

Nicht so gut aber wollte es sich mit den großen und kleinen Zürcher Gelehrten schicken. Für seine fünfundzwanzig Jahre war Goethe schon ein sehr zurückhaltender, schweigsamer und stolzer Mann: man konnte sich gar nicht vorstellen, daß so warmblütige Schriften von diesem kalten und steifen jungen Herrn Doktor ausgegangen seien. Schon vor einem Jahre, als Lavater in Frankfurt war, hatte Goethe einmal erklärt: „Sobald man in Gesellschaft geht, schließt man sein Herz zu, nimmt den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; Die, welche ihn stecken lassen, Das sind Dummköpfe." Danach handelte er jetzt. Er besuchte den alten Bodmer noch einmal, war artig genug, ging aber nicht aus sich heraus; er sprach wohl über Homer oder Klopstock, aber nichts über die literarischen Kämpfe der Gegenwart oder über sich selbst oder über die Werke des alten Dichters, der vor ihm saß. Und anderwärts war er erst recht stolz und ablehnend: die Gelehrten fühlten sich also mißachtet. „Goethe hat hier keine Freunde" urteilte Bodmer, als der junge Mann eben abreiste: „er ist zu hoch und entscheidend." Und der Chorherr Johannes Tobler machte, als er abgereist war, ein Gedicht hinter ihm her:

Wie wunderbar die Herren Genien sind!
Herr Goethe kam nach Zürich,
Spricht ein bei seinem Lavater,
Find't Buch und Tisch beim Waldreis wohl bestellt,
Geht 'paar mal aus, sieht mit dem Adlerblick,
Der auf den ersten Augenblick

Charakter, Kopf und Herz aufs Härchen kennt,
Die Zürcher Herrn Gelehrten,
Verreist alsdann und spricht zu sich:
„Ich kenn' sie jetzt.
Ei, ei, die Herren Geßner, Bodmer, Breitinger,
Steinbrüchel Kompanie,
Das Völkchen Zürcher, he!
Ist Das so ganz was Herrliches?
Die kenn' ich mehr als g'nug!"
– Und war verreist.

„Und ist er wirklich wieder weg?"
So fragten die gelehrten Herrn in Zürich.
„Was Das auch heißt!
Das heiß' ich auch gereist!
Dem war bei uns gar Niemand gut genug!
Auch steht der Übermut ihm an der Stirn geschrieben!
Indes ist's zu erraten,
Warum er hier im Waldreis steckenblieb:
Ihn ließ der herrliche Lavater nicht!
Der fürchtet: wo jetzt ein Fremder uns suchte,
Dem würden, ging er umher, die Augen geöffnet."

Ei, ei! Getroffen aufs Haar!
Gesehn, wie Goethe sah: ohn' erst die Augen zu brauchen!

Am 5. Juli traten die Edelleute ihre große Bergfahrt an, am folgenden oder dem zweitfolgenden Tage wandte sich Goethe heimwärts. Auf schweizerischem Boden ging die Reise noch über Baden und Brugg nach Basel. Als die dortigen Sehenswürdigkeiten nannte man wohl das Münster, die große Rheinbrücke und die Uhren, die sämtlich eine Stunde vor den Uhren der übrigen Welt vorgingen. Namentlich aber auch die Gemälde Holbeins; sie befanden sich in verschiedenen Gebäuden, besonders in dem ‚Zur Muggen' genannten Hause, das außer einer öffentlichen Büchersammlung, außer Münzen- und Naturalienausstellung auch ein Malerkabinett enthielt. Jetzt lebte in dieser Stadt ein berühmter Kupferstecher, den die Fremden aufzusuchen

pflegten, Christian v. Mechel; er besaß eine Kunstsammlung und Kunsthandlung.

Goethe verfehlte nicht, dem Ratsschreiber Isaak Iselin einen Gruß Lavaters zu bringen. Iselin, ein echter Menschenfreund, war weithin durch seine ‚Geschichte der Menschheit' und seine ‚Vermischten philosophischen Schriften' bekannt. Er vertrat darin die freundliche Lehre einer beständigen Entwicklung unserer Gattung zum Besseren. Er hatte Goethes Schriften gelesen und das Genie darin empfunden; er schüttelte aber den Kopf dazu und fragte: Was soll Das werden? Wie Goethe und Lavater Freunde sein konnten, begriff auch er nicht; nur da sie auf verschiedenen Feldern sich auszeichneten, war es einigermaßen verständlich, daß sie nicht gegeneinander prallten. Im persönlichen Umgang gefiel ihm Goethe an den zwei Tagen, wo er in Basel war, nämlich am 8. und 9. Juli, recht gut. Ja, er fand etwas Bezauberndes an dem jungen Manne.

Alles, was er sagt, trägt das Gepräge des Genies ... Indessen bin ich nicht zufrieden mit dem ganzen Gebrauch, den er von seinen Gaben macht. Ich glaube, daß die Begierde, sich auszuzeichnen, sein erster Antrieb ist, und weil ihm Andere bereits voraus sind auf der Straße, die zum Guten und Vollkommenen führt, so hat er einen der hunderttausend Umwege des Paradoxen eingeschlagen, wo ihm eine Menge Narren folgen wird ...

So schrieb Iselin (auf französisch) an seinen Freund Frey, der als Oberstleutnant in französischen Diensten stand, und ebenso bedenklich urteilte er gegen den Zürcher Staatsschreiber Salomon Hirzel über Goethe:

Er wird indessen eine neue Bahn öffnen. Es wird nun eine Zeit lang in Deutschlande Alles sich bestreben, Tätigkeit zu spielen, Stärke zu zeigen. Wer die größten Kräfte beweisen wird, wird der Größte sein. Und sich auf dieser Bahn bemerken zu machen, scheint Goethes vornehmste Absicht zu sein. Auch ist Niemand, der mehr imstande wäre, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Von Dem, was hinter uns her geurteilt wird, läßt ein gütiger Gott uns nur den allerkleinsten Teil vor Augen und Ohren kommen. Goethe war aber der Letzte, solchem Gerede nachzu-

Charakter, Kopf und Herz aufs Härchen kennt,
Die Zürcher Herrn Gelehrten,
Verreist alsdann und spricht zu sich:
„Ich kenn' sie jetzt.
Ei, ei, die Herren Geßner, Bodmer, Breitinger,
Steinbrüchel Kompanie,
Das Völkchen Zürcher, he!
Ist Das so ganz was Herrliches?
Die kenn' ich mehr als g'nug!"
– Und war verreist.

„Und ist er wirklich wieder weg?"
So fragten die gelehrten Herrn in Zürich.
„Was Das auch heißt!
Das heiß' ich auch gereist!
Dem war bei uns gar Niemand gut genug!
Auch steht der Übermut ihm an der Stirn geschrieben!
Indes ist's zu erraten,
Warum er hier im Waldreis steckenblieb:
Ihn ließ der herrliche Lavater nicht!
Der fürchtet: wo jetzt ein Fremder uns suchte,
Dem würden, ging er umher, die Augen geöffnet."

Ei, ei! Getroffen aufs Haar!
Gesehn, wie Goethe sah: ohn' erst die Augen zu brauchen!

Am 5. Juli traten die Edelleute ihre große Bergfahrt an, am folgenden oder dem zweitfolgenden Tage wandte sich Goethe heimwärts. Auf schweizerischem Boden ging die Reise noch über Baden und Brugg nach Basel. Als die dortigen Sehenswürdigkeiten nannte man wohl das Münster, die große Rheinbrücke und die Uhren, die sämtlich eine Stunde vor den Uhren der übrigen Welt vorgingen. Namentlich aber auch die Gemälde Holbeins; sie befanden sich in verschiedenen Gebäuden, besonders in dem „Zur Muggen' genannten Hause, das außer einer öffentlichen Büchersammlung, außer Münzen- und Naturalienausstellung auch ein Malerkabinett enthielt. Jetzt lebte in dieser Stadt ein berühmter Kupferstecher, den die Fremden aufzusuchen

pflegten, Christian v. Mechel, er besaß eine Kunstsammlung und Kunsthandlung.

Goethe verfehlte nicht, dem Ratsschreiber Isaak Iselin einen Gruß Lavaters zu bringen. Iselin, ein echter Menschenfreund, war weithin durch seine ‚Geschichte der Menschheit' und seine ‚Vermischten philosophischen Schriften' bekannt. Er vertrat darin die freundliche Lehre einer beständigen Entwicklung unserer Gattung zum Besseren. Er hatte Goethes Schriften gelesen und das Genie darin empfunden, er schüttelte aber den Kopf dazu und fragte: Was soll Das werden? Wie Goethe und Lavater Freunde sein konnten, begriff auch er nicht, nur da sie auf verschiedenen Feldern sich auszeichneten, war es einigermaßen verständlich, daß sie nicht gegeneinander prallten. Im persönlichen Umgang gefiel ihm Goethe an den zwei Tagen, wo er in Basel war, nämlich am 8. und 9. Juli, recht gut. Ja, er fand etwas Bezauberndes an dem jungen Manne.

Alles, was er sagt, trägt das Gepräge des Genies ... Indessen bin ich nicht zufrieden mit dem ganzen Gebrauch, den er von seinen Gaben macht. Ich glaube, daß die Begierde, sich auszuzeichnen, sein erster Antrieb ist, und weil ihm Andere bereits voraus sind auf der Straße, die zum Guten und Vollkommenen führt, so hat er einen der hunderttausend Umwege des Paradoxen eingeschlagen, wo ihm eine Menge Narren folgen wird ...

So schrieb Iselin (auf französisch) an seinen Freund Frey, der als Oberstleutnant in französischen Diensten stand, und ebenso bedenklich urteilte er gegen den Zürcher Staatsschreiber Salomon Hirzel über Goethe:

Er wird indessen eine neue Bahn öffnen. Es wird nun eine Zeit lang in Deutschlande Alles sich bestreben, Tätigkeit zu spielen, Stärke zu zeigen. Wer die größten Kräfte beweisen wird, wird der Größte sein. Und sich auf dieser Bahn bemerken zu machen, scheint Goethes vornehmste Absicht zu sein. Auch ist Niemand, der mehr imstande wäre, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Von Dem, was hinter uns her geurteilt wird, läßt ein gütiger Gott uns nur den allerkleinsten Teil vor Augen und Ohren kommen. Goethe war aber der Letzte, solchem Gerede nachzu-



Zimmermann

Als dann auch Zimmermann mit seiner Tochter aus der Schweiz zurückkehrte und, wie vor ihm Freund Lavater, bei Goethes Eltern Gastfreundschaft genoß, fuhr gerade der nunmehr zur Regierung gelangte Herzog von Weimar durch Frankfurt und erneuerte seine Einladung. Goethe sollte sich ihm bei seiner Rückkehr aus Karlsruhe, wo die Hochzeit stattfand, anschließen. Das Verhältnis des jungen Dichters zu Lilli Schönemann war unterdessen unerträglich geworden; schon deshalb entfloh er gern aus Frank-

furt, dessen Menschen und Zustände er auch im übrigen gründlich satt hatte. Als nun Karl August mit seiner Neuvermählten – Beide zählten nur achtzehn Jahre – wieder durch Frankfurt kam, ward Goethe von ihnen gebeten, erst noch den Wagen eines nachfolgenden weimarischen Kavaliers abzuwarten und dann mit diesem Herrn v. Kalb nach Weimar zu kommen. Er richtete sich also auf die Abreise ein, nahm überall Abschied, wartete auf den Herrn v. Kalb; doch Dieser kam nicht und kam nicht und ließ auch nichts von sich hören. Hatten etwa die Weimarischen dem jungen Possendichter in Frankfurt einen Schabernack spielen und ihren Wieland, den Goethe früher arg zerzaust hatte, jetzt rächen wollen?

Goethe empfand seine Lage so peinlich, daß er sich in Frankfurt nicht mehr zeigen wollte. In der dunkeln Frühe des 30. Oktobers reiste er ab. Wohin? Zunächst dachte er an seine „Zuflucht" in Lavaters Stadt. Von da konnte er ja über den Gotthard nach Italien weiter ziehen.

Aber er kam nur bis Heidelberg. Ein Postillon des Herrn v. Kalb holte ihn zurück und klärte die Mißverständnisse auf.

Am 7. November traf Goethe in Weimar ein. Am 26sten erschienen dort auch die beiden Grafen Stolberg. Sie hatten die Schweiz und das Hochgebirge gründlich durchreist, waren auch im Venedischen, Mailändischen, Piemont und Savoyen gewesen. Jetzt kamen sie frisch von Zürich, wo sie ein freudiges Wiedersehen mit Lavater, seinen Freunden und ihren biederen Bauersleuten gefeiert hatten. Wenn aber Lavater gerühmt wurde, stimmte jetzt auch die junge Herzogin aus eigener Kenntnis mit ein, denn auch sie war schon bei ihm gewesen.

Die Grafen reisten in ihre holsteinische Heimat weiter; Goethe faßte Wurzeln in Weimar. Mit Lavater blieb ein herzlicher Briefwechsel im Gange. Ein junger Schweizer, den er sehr empfahl, Christoph Kaufmann aus Winterthur, ward in Weimar mit offenen Armen aufgenommen; nach einiger Zeit war man jedoch froh, daß er auf andern Fluren sein Heil versuchte. Der junge Mensch war ein halb-ausgelernter Apotheker, der den Wunderarzt, viel lieber aber noch den Propheten einer neuen



Christoph Kaufmann
Nach Lips 1777

Lebensweise, den Verbesserer der Schulen und der ganzen Menschheit machte. Sein unverschämtes Auftreten schien eine große Kraft zu beweisen, und der Kraftapostel hatte bei Vielen Glück, wenn auch nicht auf lange Dauer.

Mit einem noch seltsameren Schweizer bekam Goethe bald danach ein sehr nahes Verhältnis: er wurde Pflegevater eines Hirtenbuben aus dem Berner Oberlande! Man erzählte sich von diesem Knaben, daß er einst zu Meiringen im Haslitale als ein

verlassener und verwilderter kleiner Knabe aufgefunden sei, wo er in einem Obstgarten an den Zitzen der weidenden Ziegen seine Nahrung suchte; danach habe man ihn Peter im Baumgarten genannt. Aber wahrscheinlich hat hier, wie in vielen Fällen, der Name erst die Geschichte hervorgerufen. In Wirklichkeit waren des Knaben Eltern nicht unbekannt; nur starben sie ihm früh, und eine Stiefmutter mag sich wenig um ihn gekümmert haben. Wie alle armen Jungen dortzuland, diente Peter als Hirtenbub. Eines Tages fiel er einem reisenden norddeutschen Offizier auf, sei es durch kluge Antworten, sei es, daß er diesen Reisenden vor einer Gefahr beschützte oder ihm gar das Leben rettete. Jedenfalls beschloß der deutsche Herr, sich dieses aufgeweckten Knaben anzunehmen und ihn zu einem tüchtigen Mann heranzubilden. Der Reisende war jener Herr v. Lindau, mit dem Goethe bei Lavater bekannt geworden war und der seitdem auf Goethe ein sehr großes Vertrauen setzte. Er war auch mit dem Herrn v. Salis befreundet, der zu Marschlins in Graubünden eine Erziehungsanstalt nach neuen Grundsätzen begründet hatte. Zu ihm schickte Lindau den Knaben. Bald danach entschloß sich Lindau, mit hessischen Mietstruppen nach Amerika zu gehen, und weil Das ein Unternehmen auf Leben und Tod war, so setzte er dem Knaben ein Erbteil aus und bat vier seiner Freunde, im Falle seines Todes statt seiner die Wohltat zu Ende zu bringen; diese Vier waren Salis, Lavater, Goethe und ein Inspektor Greren. Nicht lange war Lindau abgereist, so ward Salis dieses Knaben, der unter seine vornehmen Zöglinge schlecht paßte, müde und übergab ihn einem Elsässer oder Franzosen, der auf einer Reise durch die Schweiz solch einen Jungen gebrauchen konnte. Danach hielt sich Peter bald hier, bald dort auf, einigermaßen unter Lavaters Augen verbleibend. Als man nun auch Nachricht von Lindaus Tode erhielt, erklärte sich Goethe bereit, die Vaterstelle zu übernehmen. So erschien denn an einem schönen Sommertage 1777 vor Goethes Garten in Weimar ein zwölfjähriger brauner Schweizerknabe, der eine Tabakspfeife im Munde hatte und einen schwarzen Spitz Hänsli bei sich führte. „Der Junge ist nun mein" schrieb Goethe an Lavater.

Lange dauerte es nicht, so zeigte sich die ganze Schwierigkeit, aus diesem sehr lebensvollen Knaben, dem die auf ihn gewandte, so außergewöhnliche Fürsorge den Kopf verdreht hatte, einen zivilisierten und brauchbaren Menschen zu bilden. Goethe gab sich zuerst im eigenen Hause redliche Mühe mit ihm; dann schickte er ihn zu einem Förster nach Ilmenau, wo er vielleicht besser am Platze sein mochte als bei einem weimarischen Geheimrate. — —

Daß Goethe im Sommer 75 von Zürich aus jene Bergreise gemacht hatte, war für ihn von unschätzbaren Folgen. Sie hatte ihm ein Zuvertrauen in seine körperlichen Kräfte und seine Gesundheit eingeflößt, wie er es vorher nie gekannt hatte. Zwar von wunderbaren Leistungen in den Alpen sagte ihm seine Erinnerung nichts, aber in seiner Gesellschaft war er doch der Einzige, der zu jenen höchsten Regionen Europas emporgeklommen war, und eine Besteigung des Gotthards stellte man sich in Weimar noch viel gefährlicher und anstrengender vor, als Goethe sie schilderte. Er galt also für einen der ersten Bergsteiger. Wieland hatte in seiner besten Jugend acht Jahre in Zürich und Bern gelebt: ihm war es nie eingefallen, mit Alplern und Saumtiertreibern zu jenen unwirtlichen Einöden vorzudringen. Nun kam als ein Wichtiges hinzu, daß der junge Herzog, der in seiner Kindheit von der Mutter und den Ärzten wie ein Wickelkind behütet worden war, nach seiner Befreiung von den Erziehern sein Heil im geraden Gegenteil suchte: also in einem Leben außerhalb der Stuben, im Herumschlagen mit Wind und Wetter, in starken körperlichen Anstrengungen, im Wagemut gegen alle Gefahren. Goethe glaubte an dieselbe Kur oder Lebensweise; die beiden Freunde wetteiferten miteinander in solchem Naturleben und in harten Zumutungen an ihren Körper. Ihre Umgebung kämpfte gegen ihr Treiben an, weil der Herzog Gesundheit und Leben dabei aufs Spiel setzte; um so hartnäckiger lebten sie nach ihrem neuen Glauben.

Einmal ereignete es sich, daß der Herzog im Dezember ins Eisenachische zog, um dort eine Woche oder zwei einen Bezirk seines Landes von schädlichem Wilde zu säubern; Goethe hatte keine Lust, dem Jägervolk so lange Gesellschaft zu leisten; er

entschuldigte sich also, und Das sah so aus, als ob er lieber neben dem warmen Ofen bliebe, als die Unbill des Winters im Freien zu ertragen. In Wahrheit ritt er aber ganz allein dem Harze zu und in dessen Bergen aufwärts, und schließlich stieg er am 10. Dezember 1777 auf die Kuppe des Brockens, was zur Winterszeit noch Niemand gewagt hatte! Nun fühlte er sich noch viel sicherer und traute sich zu, von seinem Körper mit Willenskraft Alles zu erzwingen, was Andere, die Starkgeborenen und in der Knabenzeit Geübten, leisteten, oder auch ein wenig mehr.

Daß Goethe und sein Herzog das Reisen liebten, hatte noch einen zweiten Grund: es war ihnen in Weimar bei Hofe und der nicht ganz vermeidbaren Etikette und Pflichtenverknüpfung nicht sehr wohl. Sie entschlüpften gern den Hofleuten wie den alten Staatsdienern und verschwanden zu kurzen oder langen Fahrten. Im Winter fast so oft wie im Sommer. Gute Gründe oder Anlässe zu solchen Entfernungen fanden sich immer. Man mußte die zerstreuten Teile der beiden Herzogtümer Weimar und Eisenach kennenlernen und selber nach dem Rechten sehen; man mußte den Nachbarn und den Entfernteren nützliche Verbesserungen ablernen. Große Hoffnungen setzten der Herzog und Goethe auf ein ehemaliges Silberbergwerk, das sie bei Ilmenau wieder in Gang setzen wollten; indem er sich damit viel beschäftigte, geriet Goethe tief in die bergmännischen Wissenschaften der Steinkunde und Erdbildung; mit jedem Jahre drang er jetzt in allen Zweigen der Naturforschung, die ihm vor kurzem noch, wie fast allen deutschen Gelehrten, sehr fern gelegen hatten, weiter vor. Nun gewann er ein ganz neues Verhältnis zu den Gebirgsländern; ja, sein Reisen ward jetzt überall ein Forschen, ein Umsichschauen des Wissenden und Lernenden.

Fast vier Jahre hatte Goethe seine Eltern nicht wiedergesehen, als er sich endlich zu einer Reise nach Frankfurt entschloß. Er bat den Herzog um Urlaub, und sofort bekam Dieser große Lust, ihn zu begleiten, um in jener Stadt die Meßfreuden zu genießen, auch bei den vielen Fürstenhöfen der Nachbarschaft vorzusprechen, wo die Verwandten seiner Frau und gute Bekannte von ihm saßen. Eine Rheinfahrt ließ sich anschließen, und die berühmte

Bildergalerie zu Düsseldorf zu besichtigen, war man gleichfalls begierig.

Am 12. September 1779 ward die Reise angetreten: der Herzog, Goethe und v. Wedel, dazu der Kammerdiener Wagner, der Reitknecht Blochberg, Goethes Hausmeister Philipp Seidel, der aus Frankfurt mit ihm gekommen war und sich nun auf seine Heimat freute, Goethes zweiter Diener Sutor, und Wedels Jäger Hermann. Moritz v. Wedel war des Herzogs Liebling schon, ehe Goethe am weimarischen Horizont auftauchte, und blieb es auch neben Goethe. Kein Genie, aber auch kein Streber, sondern einfach ein guter Junge, vergnügten Wesens und auch bereit, sich necken zu lassen, der allerbeste Gesellschafter auf Reisen. Dazu sehr schön von Ansehen. Er hatte die Jägerei erlernt, und sein fürstlicher Gönner hatte ihn bereits zum Oberforstmeister erhoben. Auf dieser Reise verwaltete er die Kasse und hatte die Aufsicht über die Pferde, denn man nahm für Jeden ein Pferd mit, weil ein großer Teil des Weges geritten werden sollte. Die eigenen Wagen blieben zu Hause.

Kassel war das erste Ziel, von da ging es über Marburg und Gießen südwärts. Das Wetter hätte man sich nicht besser wünschen können. Halbwegs zwischen Friedberg und Frankfurt fiel plötzlich ein Gedanke vom Himmel: wie wenn der Engel Gabriel ihn gebrachte hätte. Der Gedanke: „Wir könnten doch auch in die Schweiz reisen!"

Vier Tage blieben die jungen Männer in Frankfurt, wo ihnen bei Goethes Mutter gar wohl wurde, von da schrieben sie nach Weimar die Neuigkeit: Wir gehen in die Schweiz.

❦ ❦

❦

2. Von Basel bis Biel. 2.–4. Oktober

Am ersten Oktober zogen sie über die Grenze und in die alte Stadt Basel hinein; der weitbekannte Gasthof zu den Drei Königen nahm sie auf. Von seiner offenen Galerie, die im Sommer als Eßsaal diente, hatte man den schönsten Blick auf den Rhein, der unten vorbeifloß, auf die breite, hölzerne Brücke, auf Klein-Basel und einige Gegenden des Elsasses, des Breisgaues und der Markgrafschaft Baden. Zwei Nächte und einen Tag blieben sie. Die Stadt hatte etwas sehr Altertümliches, und zwar besonders durch die Sitte, die Außenseite der Häuser mit Malereien und Aufschriften zu zieren; man glaubte, lauter Gasthöfe zu sehen, denn an jedem Hause zeigte sich sein Namen abgemalt: ein weißes Pferd, ein roter Ochs, eine goldne Sonne usw. Zuweilen war ein frommer Spruch mit dem Hausnamen verbunden:

> Auf Gott ich all mein Hoffnung bau
> Und wohne bei der schwarzen Sau.

Die neueren Häuser waren dadurch merkwürdig, daß die Fenstergitter in den untern Geschossen in lebhaften Farben angestrichen waren, so daß man an Papageienkäfige erinnert wurde. In neuester Zeit bauten sich die reichen Kaufleute schöne Steinpaläste. Manche von diesen Kaufleuten zeichneten sich auch durch ihre Kunst- und Naturaliensammlungen aus, z. B. Gedeon Burckhardt vom Kirschgarten, der vor zwei Jahren in Weimar gewesen war: mit ihm hatten die Reisenden jetzt Geldgeschäfte und besprachen ihre weitere Reise.

Dieser wohlhabende Kaufmann hatte sich von jener Reise aus Frankfurt am Main den Maler Franz Schütz mitgebracht, der trotz seiner sechsundzwanzig Jahre mehr ein Kind als ein Mann war. Goethe hatte den Vater, der gleichfalls Maler war, von jeher gekannt und konnte sich nun über den Sohn verwundern. Franz Schütz hatte die sonderbarsten Eigenschaften und Talente. Für sich selbst sorgen konnte er nicht; wenn er Geld unter die Finger bekam, vertrank er es; Andere mußten ihn mit Speise,

Kleidung und Obdach versehen. Dafür war er der belustigendste Gesellschafter, halb freiwillig ein Narr, halb unwillkürlich. Auf der Straße schnitt er Gesichter wie der beste Komödiant, so daß die Leute stehenblieben. Zu Hause zeigte er sich sehr musikalisch. Wenn er die Violine spielte – er nahm sie oft mit ins Bett, um sich in den Schlaf zu geigen – so begleitete er sich dabei mit dem Munde so, daß man auch ein Waldhorn zu hören glaubte. Als bei einem Konzerte das Horn ausgeblieben war, spielte er die Hornpartie ohne weiteres mit dem Munde! War er in seinem Zimmer dem Zeichnen und Malen hingegeben, so konnte man draußen hören, was er gerade vorhatte. Waren es Handwerksburschen, so johlten und schrien sie durcheinander; war es ein Hund, so bellte, oder ein Schwein, so grunzte Franz Schütz. Mit dem Wasserfall rauschte er, und ein Gewitter erst gab ihm hart zu schaffen. Goethe kaufte seinem Landsmanne eine große Kreidezeichnung ab, den Staubbach darstellend: wie mochte Franz dabei gezischt und geschäumt haben! Und noch ein zweites Blatt, das die Reuß unterhalb des Gotthard darstellte.

Am 3. Oktober ritten sie südwärts; von mehreren Wegen wählten sie das Tal, das sich die Birs durch das Juragebirge gebrochen hat. Anfangs war es ein freundliches Hügelland: Burgruinen, geschichtliche Erinnerungen, Dörfer, Schlösser, Sägemühlen, Glashütten und immer ritt man am Flusse entlang, der bald einen glatten Spiegel zeigt, bald rauschend und sprühend über Felsen herunterstürzt oder zwischen ihnen sich drängt. Allmählich hat sich das Tal verengert, die Dörfer und Weiler werden seltener; immer mehr Felsen wachsen aus den Hügeln hervor oder zeigen für sich allein ihre manigfaltigen Formen; sie erinnern an Wände, Mauern, Festungen und Türme. Hier fühlt man sich schon im Gebirge und bekommt einen neuen Begriff von dem weithin sich erstreckenden Jura. Ein Kohlenmeiler in dieser Schlucht erinnerte unsere Reisenden an die vergnügten Tage und Nächte in den Wäldern bei Ilmenau. Zwischen Liesberg und Delsberg, in dem Weiler Saugern (Soyhières) hielten unsere Reisenden Mittag.

Dies Örtchen bedeutete eine Sprach- und Völkergrenze, denn südwärts lebten die Nachkommen der alten Burgunder, die eine welsche Mundart redeten. Politisch war es hier ein sonderbarer Bezirk; das Land gehörte dem Bischof von Basel, der ein deutscher Reichsfürst, aber auch mit einem Teile der schweizerischen Kantone und überdies mit der Krone Frankreich verbündet war. Sonderbarerweise waren diese bischöflichen Untertanen zum größeren Teile reformiert, und sogar Wiedertäufer hatten hier eine Zuflucht gefunden.

Bei Delsberg weitet sich das Tal noch einmal aus und gibt Raum für das uralte Städtchen, ein paar Klöster und sogar auch Getreidefelder und Bauerndörfer. Von hier führt ein Weg nach Pruntrut, der Residenz des geistlichen Landesfürsten.

Bald aber beginnt, wenn man der Birs weiter folgt, das enge Münstertal, so genannt nach einem alten Klostersitze Münster in Granfelden, Moutier en Grandvaux. Hier hat die Natur, um dem Fluß einen Weg zu bahnen, „zween der höchsten Berge von der Höhe bis an die Fläche herab durchgebrochen", wie Fäsi es ausdrückt. „In diesen beiden Schlünden können die Reisenden die inneren Teile des Gebirges mit ebenso vieler Bewunderung als Vergnügen betrachten; jede Seite gleichet im Profil ganz genau der anderen; die von oben herabsteigenden Wände und Felsenrippe, ebenso wie die gegeneinander spielenden Brunnquellen sind in ihrer Ordnung gleichsam symmetrisiert." Unten in diesen Klüften aber führte neben dem Flusse beständig eine wohl gebahnte, gut gehaltene Straße; sie trug unvermerkt dazu bei, daß man mit reinem Genießen an den so nahen Felsriesen die Augen schweifen ließ. „Eine schöne ruhige Empfindung" begleitete namentlich unsern Dichter durch diese Enge. „Große Gegenstände", schrieb er am Abend nieder, „geben der Seele die schöne Ruhe; sie wird ganz dadurch ausgefüllt, ahnet, wie groß sie selbst sein kann, und das Gefühl steigt bis gegen den Rand, ohne überzulaufen. Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch widerstieß, so wirkte sie, was sie sollte."

Ein junger Mann aus Basel war in der Gesellschaft, er war schon einmal hier gereist und gestand nun, daß ihm diese Natur zum zweiten Male einen geringeren Eindruck mache. Ist es ein Gesetz, daß das Neue stärker wirkt als derselbe Gegenstand, zum zweiten und öfteren Male gesehen? Wird beim öfteren Schauen das Große klein? Ist es damit so, wie mit den Wohnungen unserer Kindheit, die kleiner wurden, weil wir groß geworden sind? Goethe sah es ungefähr so an:

Wenn wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht Dies ein schmerzlich Vergnügen: eine Überfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Tränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist zum zweiten Male jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben: er hat aber gewonnen, was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerem Wachstum. Hätte mich nur das Schicksal in irgendeiner großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen!

Um das Große noch einmal ganz rein in sich zu trinken, stieg er am Ende der Schlucht vom Pferde und ging für sich allein eine Strecke zurück, betrachtend mit Auge und Seele, als Künstler und als Erforscher der Erdgeschichte:

Man ahnt im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag geschehen sein, wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen nach der Schwere und Ähnlichkeit ihrer Teile groß und einfach zusammengesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch Diese nur einzelne Erschütterungen gewesen, und selbst der Gedanke einer so ungeheuren Bewegung gibt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. Die Zeit hat auch nach ewigen Gesetzen bald mehr, bald weniger auf sie gewirkt. Sie scheinen innerlich von gelblicher Farbe zu sein, allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in Graublau, daß nur hier und da in Streifen und in frischen Spalten die erste Farbe sichtbar ist. Langsam verwittert der Stein selbst und rundet sich an den Ecken ab, weichere Flecken werden weggezehrt, und so gibt's gar zierlich ausgeschweifte Höhlen und Löcher, die, wenn sie mit scharfen Kanten und Spitzen zusammentreffen, sich seltsam zeichnen. Die Vegetation be-

hauptet ihr Recht, auf jedem Vorsprung, Fläche und Spalt fassen Fichten Wurzel, Moos und verwandte Kräuter säumen die Felsen. Man fühlt tief: hier ist nichts Willkürliches! Hier wirkt ein Alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz. Und von Menschenhänden ist nur der bequeme Weg, über den man durch diese seltsamen Gegenden durchschleicht.

Im ‚Weißen Roß' zu Münster endete dieses ersten Tages Reise.

Hinter den Wiesen dieses Dorfes beginnt ein neues Felsental, seinen Namen hat es nach dem Pfarrdorfe Court. Nach zwei oder drei Stunden erreicht man eine andere Sehenswürdigkeit; die Quelle der Birs. Aus Felsen schießt sie hervor und ist bei ihrem Ursprung schon so stark, daß sie nach wenigen Schritten drei Mühlräder treibt. Und diese Quelle sagt das Wetter voraus! Ist das Wasser klar, so bedeutet es schön Wetter, trübt es sich, so wird sich auch der Himmel trüben.

Sie kamen nach dem Dorfe Dachsfelden (Tavannes), und nun war das Felsentor nahe, Pierre Pertuis, petra pertusa, eine Höhle, die durch einen ganzen Felsen geht und einen großen Umweg erspart. Menschenhände hatten das von der Natur geschaffene Loch durch den Berg erweitert; eine alte Inschrift aus der Römerzeit, über deren Deutung die Meinungen der Gelehrten in gewohnter Weise auseinandergingen, bezeugte, daß ein gewisser Duumvir sich hier einst zu schaffen machte und seinen Namen verewigen wollte, aber gerade der Name verwitterte. Durch dieses Loch führte einst der Weg von Aventicum nach Augusta Rauracorum (bei Basel), oder auch: von Mailand nach Mainz. Daß diese Öffnung im Mittelalter wie ein Festungstor behandelt wurde, braucht kaum gesagt zu werden, sich gegen die lieben Mitchristen in Verteidigungszustand zu setzen und alle Stellen zu benutzen, von wo man ihnen Steine auf den Kopf werfen konnte, war das erste Bedürfnis unserer Vorfahren.

Goethe und seine Freunde stiegen beim Felsentor von den Pferden und kletterten in der merkwürdigen Gegend herum. Bald danach erreichten sie das kleine Örtchen Sonceboz, wo sie die Pferde füttern ließen, indes sie eine Sennerei besahen, die erste auf dieser Reise.

Kaum waren sie weiter geritten, so änderte sich das Landschaftsbild vollkommen. Von Basel an hatten sie sich zwischen Wänden bewegt; oft genug war auch vor und hinter ihnen der Blick beengt gewesen, so daß sie gleichsam aus einem Kessel in den andern schlichen; nun lag auf einmal weites Land vor ihnen: ein großes Tal, ein See, Städte, Dörfer, Landgüter, Weinberge, fruchtbare Felder, allerschönste Matten, nahe und ferne Höhen, im letzten und höchsten Hintergrunde eine Kette weißer Berge, an deren Enden man Luzern und Genf sich denken konnte.

Bald ward Biel erreicht; der Gasthof hieß ‚Zur goldnen Krone'. Seiltänzer waren im Städtchen: solche Heimatlosen erinnern den Reisenden in aller Welt an seine eigene Heimat, wo er dieselben Künste vielleicht von denselben Menschen sah.



3. Die Petersinsel 5. Oktober

Am 5. Oktober eilte man in der Frühe zum Gestade des Sees, um mit dem Ratsschiffe zur Petersinsel zu fahren. Diese Insel hat kaum eine halbe Stunde Umfang, und in zehn Minuten durchmißt man ihre Breite; aber sie bietet landschaftlich und wirtschaftlich alles Schöne und Gute. Nach Süden steigt die Insel, deren höchster Punkt 120 Fuß über dem See sich erhebt, sanft herab und ist hier mit Kornfeldern, Wiesen und Viehweiden bedeckt; nach Osten liegt am steilen Ufer ein Weinberg, darüber ein Obstgarten, und noch höher ein Eichenwald, durch den eine schöne Allee führt. Hier oben stand inmitten der Baumgänge ein Saal; er diente zur Zeit der Weinlese zu den Festen der ringsum wohnenden Landleute. Die Aussicht bietet eine Fülle von mannigfaltigen Bildern. Bis zur Reformation wurde die Insel von Kluniazenser-Mönchen bewohnt; seitdem gehörte sie dem Krankenhause in Bern; die Äcker wurden großenteils an Bauern der nächsten Ufer verpachtet; und im ehemaligen

Kloster wohnte nur noch der bernische Schaffner, der auch Gäste bewirtete. Bei ihm konnten jetzt unsere weimarischen Freunde ein fröhliches Mittagsmahl genießen und sich eben jetzt am schönsten in Weintrauben „auf drei Jahre" satt essen. Gekommen aber waren sie hierher, weil diese Insel und dieses Haus vor vierzehn Jahren die Zuflucht des armen Rousseau gewesen waren. Er hatte damals Frankreich verlassen müssen, und seine Landsleute in Genf hatten ihn gleichfalls wegen seiner ketzerischen Schriften vertrieben. Über zwei Jahre war ihm dann hier in der Nähe, im Neuenburgischen, also unter dem Schutze des aufgeklärten preußischen Königs, ein Aufenthalt möglich gewesen, bis ihn dort die aufgehetzten Bauern steinigen wollten. Als er von Motiers-Travers weichen mußte, dünkte ihm dies Inselchen im Bieler See der rechte Platz, wo er in Ruhe vor den Menschen sein Leben beschließen könnte. Der Schaffner und seine Frau nahmen ihn und seine Therese für die kleine Summe, die er zahlen konnte, willig auf, und Rousseau ergab sich nun einem seligen Müßiggange. Das Botanisieren war sein Hauptgeschäft. Er lernte ein kleines Boot mit einem einzigen Ruder lenken; nun fuhr er gern zu einer zweiten, viel kleineren, ganz unbewohnten und ungepflegten Insel. Dort erst, von aller Welt abgetrennt, fühlte er sich völlig zufrieden. „O Natur, o meine Mutter!" rief er aus, „hier stehe ich unter deinem Schutz allein; hier tritt kein listiger und schurkischer Mensch zwischen dich und mich." Aber die frommen Eiferer ruhten nicht. Zwei Monate lebte Rousseau in solcher seligen Weltferne und täglich erbat er sich als höchste Gnade vom Himmel, ihm diese Einsamkeit bis zum letzten Hauche zu gönnen; da kam eines Tages vom bernischen Statthalter in Nidau der Befehl, daß er die Insel und alles Gebiet Ihrer Exzellenzen zu Bern sofort zu verlassen habe. Auch die Berner wollten dem Ketzer, dessen Schriften von Henkershand öffentlich verbrannt wurden, keinen Unterschlupf gestatten! Mit blutendem Herzen verließ er sein Idyll und fuhr nach Biel. Einen Tag lang gab er sich der Hoffnung hin, dort geduldet zu werden; aber das Volk wandte sich auch in Biel gegen ihn und drohte, ihn totzuschlagen. Da machte er sich auf den Weg nach Berlin; er kam aber nicht dorthin, sondern nach England.

Das war 1765 gewesen; jetzt ließen sich die weimarischen Reisenden den höchst bescheidenen Raum zeigen, den eine hochwohlweise Obrigkeit einem der Berühmtesten der Zeit mit hartem Befehl entzogen hatte, und sie schrieben ihre Namen an eine Wand zu den vorigen Gästen. Es waren jetzt noch dieselben Schaffnersleute, und sie hatten Rousseaus Zimmer noch im alten Zustande erhalten. Die Wände waren nackt, ohne Tapete oder Bemalung; das Gerät bestand aus einem Bett mit grünen Vorhängen, einem gewöhnlichen Schrank, einem grün überzogenen Tisch und sechs Stühlen. Durch das einzige Fenster hatte man eine Aussicht auf den bebauten Teil der Insel, auf einen schmalen Arm des Sees und das gegenüberliegende Ufer. Einen großen Vorzug hatte dies sonst so ärmliche Zimmer: eine geheime Treppe, durch die Rousseau unbemerkt aus dem Hause schlüpfen konnte, wenn beschwerliche Neugierige ihn besuchen wollten.

Nach Biel zurückgekehrt, suchten die Herren den Maler Hartmann auf, der dort wohnte, besahen seine Bilder und kauften auch davon[1]).



4. Nach Murten und Bern. 6. und 7. Oktober.

Am andern Morgen ritten sie früh ab, den ganzen See an der östlichen Seite bis Erlach und Ins, wo sie sich zwischen drei Seen befanden, denjenigen von Biel, Neuenburg und Murten. Als sie nach La Sange den Weg fortsetzen wollten, verirrten sie sich in dem sumpfigen Gebiete und waren genötigt, auf die Hauptstraße zurückzukehren, wo sie doch auch erst in St. Blaise

---

[1]) 29 Blätter von ihm befinden sich im weimarischen Museum für Kunst und Kunstgewerbe. Es sind Feder-, Kreide-, Tuschzeichnungen und kleine Ölbilder: Ansichten aus der Nachbarschaft von Biel, aber auch aus dem Wallis und Berner Oberland.

ein Gasthaus fanden und den Hunger stillen konnten. Hier waren sie am Neuenburger See und erfreuten sich bei einiger Mittagssonne der Aussicht bis Iferten. Dann wandten sie sich wieder ostwärts. Im ‚Schwarzen Bären' zu Ins kehrten sie für die Nacht ein. Dieser Ort, der auf welsch Anet heißt, war ursprünglich eine Insel, denn das Sumpfland, das ihn umgibt, war See, ein Teil eines großen Sees, von dem der Murtener und Neuenburger übriggeblieben sind.

Der 7. Oktober war ein arger Regentag, und noch dazu ging es durch den alten Seegrund, also durch Moor und Moos; man mußte oft die Pferde führen und sehr darauf achten, daß sie nicht einsanken. Der Wirt von Ins begleitete die Reisenden, damit sie nicht noch einmal den Weg verfehlten. Das Vormittagsziel war das schlachtberühmte Murten. Als sich dieses befestigte Städtchen im Jahre 1475 den beiden stärkeren Nachbarn Freiburg und Bern unterstellte und eine Besatzung von ihnen aufnahm, da wollte der bisherige Herr des Ländchens, ein Graf v. Romont aus dem savoyischen Hause, sie diesen Eidgenossen wieder entreißen und reizte seinen Freund, den siegreichen Herzog Karl den Kühnen von Burgund, sie zu überfallen. Karl bedurfte auch gerade neuer Gebiete, weil er die Absicht hatte und im Begriffe stand, ein ganz großes Reich zu begründen. Mit 60000 Mann, Burgundern und Lohntruppen, zog er gegen das kleine Murten. Der Berner Adrian v. Bubenberg war Kommandant der kleinen Besatzung; mit nur 2000 Mann hielt er die Festung. Unter Eidschwüren gebot dieser zähe Mann, Jeden niederzuhauen, dem ein zaghaftes Wort entgehen würde, und zuerst ihn selbst, wenn sein Betragen zu diesem Befehl nicht mehr passe. Nach Bern aber schrieb er: ohne Gewißheit des Erfolges solle man nichts zu seinem Entsatze vornehmen. Allen Versprechungen und allen Drohungen des Feindes widerstanden diese Belagerten lange Wochen.

Endlich langten in Bern die Hilfsvölker aus Zürich an; in stockdunkler Regennacht zogen nun die vereinigten Banner gen Murten. Die Vorhut führte Johannes v. Hallweil von Bern, den Schlachthaufen Johannes Waldmann von Zürich, die Nach-

hut Kaspar v. Hartenstein von Luzern. Als sie dem Feinde nahe waren, nahmen sie alle den Kelch: als Zehrung auf den letzten Weg. Dann stürzten sie sich auf die ahnungslosen Feinde, und diese Feinde waren nur Soldaten, die nicht ihre Heimat verteidigten, sondern dem Ehrgeiz der Großen dienten. Die Sechzigtausend ergriffen vor der halb so großen Schar die Flucht, teils über Land, teils über den Murtener See. Unzählige ertranken im Wasser, mehr als Zwanzigtausend wurden auf dem Lande erschlagen. Karl war vielleicht der Einzige, den sein Pferd bis ans andere Ufer des Sees trug; an den Schweif des Pferdes haltend, hatte sich sein Kammerdiener mit hinüberziehen lassen; als der Herzog sich umblickte und diesen Einen als Überrest seines stolzen Heeres gewahrte, zog er in einem Anfall von Gram und Wut sein Pistol hervor und schoß den Diener nieder: als einen Elenden, der nicht wert sei, so viele Tapfere zu überleben. So erzählte man's.

Die Leichen wurden von den Siegern in breite Gräben zusammengeworfen; später wurden die Gebeine in ein besonderes Haus gebracht, welches man unweit der Stadt, auf einer Höhe an der Landstraße nach Wiflisburg erbaute. Dies Haus stand jetzt noch; 1755 war es erneuert und nach der Landstraße zu ausgeziert worden. Es hatte lateinische und deutsche Inschriften; die beste rührte von Albrecht v. Haller her:

Steh still, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr:
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Kennt, Brüder, eure Macht! Sie liegt in eurer Treu:
O würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!

Das Beinhaus hatte vergitterte Öffnungen, wodurch die Luft streichen konnte; aber auch ein Arm war durch die Eisen zu schieben, und so konnten sich die Reisenden hier alte Burgunderknochen zum Andenken mitnehmen. Auch Goethe steckte sich einen Hinterschädel bei.

Das Mittagsmahl nahm man im ‚Roten Löwen', der gleich am See lag. Nach dem Essen ward eine Beschreibung der großen Schlacht, von einem Mitkämpfer verfaßt, zu großer Erbauung vorgelesen. Vielleicht war es das Lied, das Veit Weber am Abend nach der Schlacht verfaßte.

Am Nachmittage klärte sich das Wetter auf, und unsere Freunde ritten nach Osten weiter, von der Sprachgrenze ab in rein deutsches Land. In das fruchtbare, wohlhabende Berner Gebiet. Sechs Stunden waren es von Murten bis Bern für den Fußgänger; die Reiter kamen noch vor Nacht im ‚Falken' an.



5. Ins Berner Oberland. 8.–14. Oktober

Bern war für diesmal nur als Nachtquartier gemeint. Am andern Morgen sahen sich die Reisenden ein wenig um; dabei kauften sie sich in einem Buchladen ein Heftchen von 20 Seiten: ‚Kurze Anleitung für Diejenigen, welche eine Reise durch einen Teil der merkwürdigsten Alpgegenden des Lauterbrunner Tals, Grindelwald und über Meiringen auf Bern zurück, machen wollen'. Das Büchlein war vor zwei Jahren erschienen, und ein hiesiger Pfarrer, Jakob Samuel Wyttenbach hatte es verfaßt; er war nun durch dies Büchlein in den nächsten Tagen der Ratgeber unserer Reisenden.

Früh aßen sie zu Mittag, dann gingen sie nach Thun ab. Dort war es gerade noch hell genug, die vielgerühmte Aussicht vom Kirchhofe neben der Kirche und der alten Burg aufzusuchen. Nachher gingen sie noch ein wenig an der Aar zum Seeufer spazieren. Mit einem biedern Bürgersmann kamen sie ins Gespräch. Er nannte sich Peter Kocher und war bereit, die Herrschaft am andern Tage in seinem verdeckten Schiffe über den See zu fahren und auch weiter in die Berge zu geleiten.

Als sie dann bei Licht im Gasthofe saßen – es war der ‚Schwarze Bär' – schrieb Goethe noch einen Brief an Lavater, ihm seine Nähe zu melden.

Wir sind im Begriff, auf die Gletscher, soweit es die Jahreszeit erlaubt, zu gehen. Dann soll's noch durch einen Umweg zu Dir ... Schreibe mir doch mit umlaufender Post nach Bern in den ‚Falken', ob etwa in Bern, Lausanne, Genf, Luzern, Zug usw. einige Menschen sind, die Du kennst und die zu kennen mir auch Freude machte. Ich will sie besuchen und von Dir grüßen und Dir ihre Grüße bringen ... Bisher sind wir glücklich gereist; bete auch, daß uns die himmlischen Wolken günstig bleiben und wir an allen Gefahren vorübergehen!

Recht günstig war der Himmel am andern Morgen nicht gerade, als sie über den See glitten: es regnete, oder, milder ausgedrückt, der Nebel fiel. Der Niesen und die andern herrlichen Berge waren also grau verhüllt. Man vertrieb sich die Zeit unter dem Dache des Schiffes, so gut es ging. Goethe las einen Gesang aus dem Homer vor; er hatte ihn in der Übersetzung bei sich, die der achtzigjährige Bodmer im vorigen Jahre herausgegeben hatte: leichtflüssige Hexameter und viel lesbarer, als was der alte Herr aus dem eigenen Busen schöpfte. In Merligen stieg man zum Frühstück aus; in Untersewen hielt man ein fröhliches Mittagsessen; ein Augenarzt oder Scharlatan, Tavaros genannt, saß dort im Wirtshause und unterhielt die Gäste bei ihrem Forellenschmause. Das Städtchen Untersewen, zwischen dem Thuner und dem Brienzer See an der Aare gelegen, war wegen seines Fischfangs weithin bekannt; Holzhäuser mit überhängenden Dächern bildeten die paar Straßen; Schnitzereien und Inschriften in deutschen Buchstaben verzierten die Balken; von großen Sägemühlen her hörte man das Geräusch des Wassers und der Räder.

Hier in Untersewen mieteten sich unsere Bergfahrer ein enges Leiterwägelchen für die Fahrt nach Lauterbrunnen. Zuerst rollten sie an dem ehemaligen Kloster Interlachen vorbei, das jetzt als Siechenhaus diente, dann zwischen Kirschen-Alleen durch ein fruchtbares Schwemmland, das Bödeli geheißen, und nun aufwärts in ein hohes Tal hinein, wo ein Bergstrom, die Lütschine,

nicht eigentlich floß, sondern stürzte, schäumte und brauste. Bei einem Wirtshause, wo diese Lütschine sich in zwei Quellflüsse teilt, wo also zwei Täler zusammentreffen, behielten sie ihre Richtung nach Süden bei. Bald aber litt es sie nicht mehr in dem stoßenden Wagen, der überdies dem Abhang des spritzenden, tobenden Flusses oft unbehaglich nahe kam. Zu Fuße schauten sie mit größerm Genusse die neue Welt des hohen Gebirges, wo sie den Jungfrauenberg, der dieses Tal beherrscht, und die andern unersteiglichen Spitzen entweder sahen oder doch sich nahe wußten. Das Wetter hatte sich immerhin gebessert.

Um halb Fünf lag das Lauterbrunner Tal vor ihnen. Das Dorf, nach dem es genannt ist, bestand aus weit zerstreuten Bauerngütern; ein leidliches Wirthaus war nicht vorhanden, und so erbaten sich alle Reisenden besseren Standes Herberge beim Pfarrer. Auch hatte der Pfarrer an solchen Gästen schon soviel verdient, daß er sein Haus geräumig und gediegen hatte aufbauen und einrichten können und nun imstande war, mehrere Gesellschaften zugleich in sauberen Betten unterzubringen; auch war seine Küche ganz vortrefflich. Wenn man auf der Galerie vor dem Hause saß, hatte man den Blick auf die Berühmtheit des Tales, die außer dem Jungfrauenberg die Fremden vornehmlich hierher lockte, nämlich auf den viel gemalten, viel beschriebenen Staubbach. Es ging nun vielen Reisenden mit ihm ganz so, wie mit dem Rheinfalle und andern höchst gepriesenen Dingen: sie hatten das Schauspiel noch schöner und großartiger erwartet. Aber es ist auch nicht immer das gleiche; viel kommt auf Jahreszeit und Tageszeit und auf die Beleuchtung an. Sonnenschein oder Mondschein lassen ganz andere Wirkungen hervortreten als trüber Tag. Und immer war auch das vorhergegangene Wetter bestimmend, ob es dem hoch herabstürzenden Bache viel oder wenig Wasser zugeführt hatte. Das Wichtigste aber bei allen sinnlichen und seelischen Eindrücken ist die Bereitschaft und der sonstige Zustand des Beschauers. Goethe gehörte immer zu den Menschen guten Willens, also zu den an Genüssen Reichen; er war auch hier geduldig genug, die Schönheit zu suchen und zu erwarten. Je länger er der beständigen Bewegung des

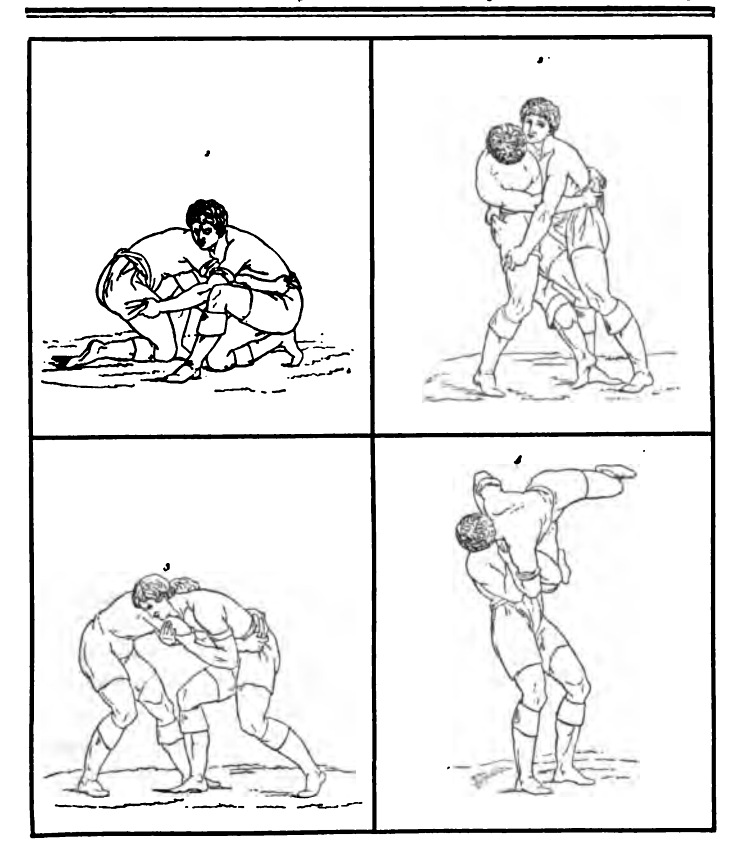
man das Ziel, Guttannen oder Guotanin, wie Philipp schrieb. Man hatte sich in Eckerstein Leute mit Schindelfackeln genommen und leuchten lassen. In Guttannen nahm sie der Hauptmann v. Negeli auf. „Schlechter Wein und schlechte Wirtschaft" war Philipps Urteil.

Am 13. Oktober gingen sie früh im Morgenlichte den Weg zurück, den sie gestern im Dunkeln gemacht hatten. Mit innigem Vergnügen an den Schönheiten der Natur schritten sie jetzt dahin; das Wetter war vom besten. Sie kehrten im selben Bauernhause ein, wo sie gestern gerastet hatten, und frühstückten noch einmal bei der schönen Familie, wie sie sie nannten. Goethe konnte sich gar nicht satt schauen an den hohen Felsen der Schlucht und danach am breiteren, heiteren Tale. „Unbeschreibliche Tage" nannte er bald darauf diese Wanderung im Haslitale. „In der höchsten Klarheit des Himmels, Wärme und Kühle, ein Grün über Alles, und Farben an den abstehenden, noch ganz beblätterten Bäumen!"

In Meiringen, wo das Mittagessen im ‚Wilden Mann' angesichts von drei prächtigen Wasserfällen und unter dem Donner des Reichenbachs gehalten wurde, mußte Goethe Peters, seines Sorgensohnes, denken, der hier einst seinen immer noch sehr rätselhaften Lauf begonnen hatte. Er fragte nach seinen Angehörigen; Niemand konnte ihm Bescheid geben. Aber als die fremden Herren an ihrem Abendziele, Tracht bei Brienz, anlangten, kam ihnen ein Schwager Peters nachgelaufen, um von diesem Versprengten Nachrichten zu erfragen und ein Brieflein für ihn mitzugeben. Er erzählte, daß außer seiner Frau, einer rechten Schwester Peters, noch ein rechter Bruder da sei, außerdem die Stiefmutter und Stiefgeschwister.

Zweierlei Schauspiele genoß man noch an diesem Abende: über dem weiten Haslitale die Schneeberge, beleuchtet von der scheidenden Sonne, die im Tale längst untergegangen war, und im Grase vor dem Wirtshause zwei Burschen, die für ein Trinkgeld das Ringen nach Schweizer Art zeigten.

Auch am nächsten Tage war der Himmel wieder wolkenlos; im hellsten Lichte glitt das Schifflein über den Brienzer See,



Schwinger im Berner Oberland

Nach Wyß von Normand fils

Aufgabe:
Den Gegner dreimal auf den Rücken zu werfen

dessen Schönheit denn auch den allergrößten Eindruck machte. Um Elf ward das Kloster Interlachen erreicht. Nun ging es zu Fuße zum selben Wirtshaus in Untersewen, wo sie vor einigen Tagen gegessen, es war sogar auch noch der schwadronierende Augendoktor da und wieder zu großen Reden bereit. Um halb Drei begann die Rückfahrt über den Thuner See, Goethe nahm seinen Homer zur Hand, und wie er auf seine Gefährten und die Ruderknechte blickte, konnte er sich ganz in den Odysseus hineinfühlen, den das Schicksal von einer Küste zur andern treibt, ehe es ihm die Landung in der Heimat gestattet. Dort auf jener Klippe, hinter jenem Busche: konnten da nicht die Sirenen ihr süß anlockendes Lied anstimmen? Und Goethe las laut:

Meine Lieben, mir hat die göttliche Circe geweissagt!
Was sie mir sagte, behalt' ich nicht bei mir selbst, es ist nötig,
Daß ihr es wisset, damit ist unser Schicksal verbunden,
Ob wir dem Untergang uns entziehn, das Schiff und uns retten
Oder verderben. Sie hieß mich zuerst, die blumigten Felder
Und den Gesang der Sirenen fliehn, sie sollt' ich alleine hören,
Jedoch um den Mast mit starken Stricken gebunden.
Wenn ich befehl' und bitt': ihr sollt mich der Bande befreien,
Sollet ihr, statt mich zu lösen, mit mehrem Bande mich binden.

So geschah es in der alten Sage, und Odysseus verstopfte allen Andern die Ohren mit Wachs. Und dann kamen sie der Insel der Sirenen ganz nahe. Dort schauten die Schönen wie immer nach neuen Opfern aus:

Die fliegende Barke,
Die am Gestad' hinstrich, fiel ihnen ins Auge. Sie tönten
Bald ein bezauberndes Lied: „O Held von göttlichem Lobe,
Komm an das Land, Ulysses! Verzieh' am Ufer! Verschmäh' nicht
Unsern Gesang! Hier ist noch Niemand vorübergesegelt,
Der nicht die Wonne unsers süßen Gesanges genossen,
Der von dem hohen Lied nicht neue Kenntniss' verlangt hat.
Hör' uns singen, was in dem blutigen Felde vor Troja
Durch der Götter Verhängen Trojan' und Grieche gelitten.
Alles ist uns bekannt, was auf Gottes Erde getan wird."

Also sagten die Mädchen, und lieblich tönte die Stimme.
Ihren Gesang zu hören, ergriff mich ein starkes Verlangen;
Ich befahl und winkte den Schiffern: sie sollten vom Mastbaum
Mich entbinden! Sie stemmten nur desto mehr sich am Ruder;
Perimedes und Euryloch kamen und banden mich fester . . .

Goethe aber und seine Freunde landeten alsbald in der Beatenbucht und stiegen mit vieler Mühe an hohen, steilen Felsen zu der Höhle empor, wo der heilige Beatus, der Bekehrer dieser Gegend, gewohnt haben soll. Goethe hatte an Tropfsteinen und anderen Höhlen-Herrlichkeiten im Harz Großartigeres gesehen; um so mehr aber genoß er den Blick von oben auf das herrliche Grün des Sees.

Als sie dann weiterfuhren, dunkelte es; der Mond kam hervor; der See ward bewegt und bildete allerlei schöne Wellungen und Kräusel auf der Fläche. Um Sieben erreichten sie Thun.

Goethe schrieb sogleich seiner Freundin in Weimar und war so froh, daß er von vier Tagen schönsten Wetters berichten konnte — denn über dem Ende vergißt man leicht den andersartigen Anfang.

Die merkwürdige Tour durch die Bernischen Gletscher ist geendigt. Wir haben leicht vorübergehend die Blüte abgeschöpft. An einigen Orten hätt' ich mit dem Bogen noch einmal schlagen können[1]; aber es ist auch so gut. Wär' ich allein gewesen, ich wäre höher und tiefer gegangen, aber mit dem Herzog muß ich tun, was mäßig ist. Doch könnt' ich uns mehr erlauben, wenn er die böse Art nicht hätte, den Speck zu spicken und, wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Müh' und Gefahr ist, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Not mit Müh' und Gefahr suchte. Ich bin auch einige Mal' unmutig in mir drüber geworden, daß ich heute Nacht geträumt habe, ich hätte mich drüber mit ihm überworfen, wäre von ihm gegangen und hätte die Leute, die er mir nachschickte, mit allerlei Listen hintergangen. Wenn ich aber wieder sehe wie Jedem der Pfahl ins Fleisch geben ist, den er zu schleppen hat[2], und wie er sonst von dieser Reise wahren Nutzen hat,

---

[1]) Joas und Elisa. Buch der Könige 2, 13.
[2]) Nach Paulus, 2. Kor. 12, 7.

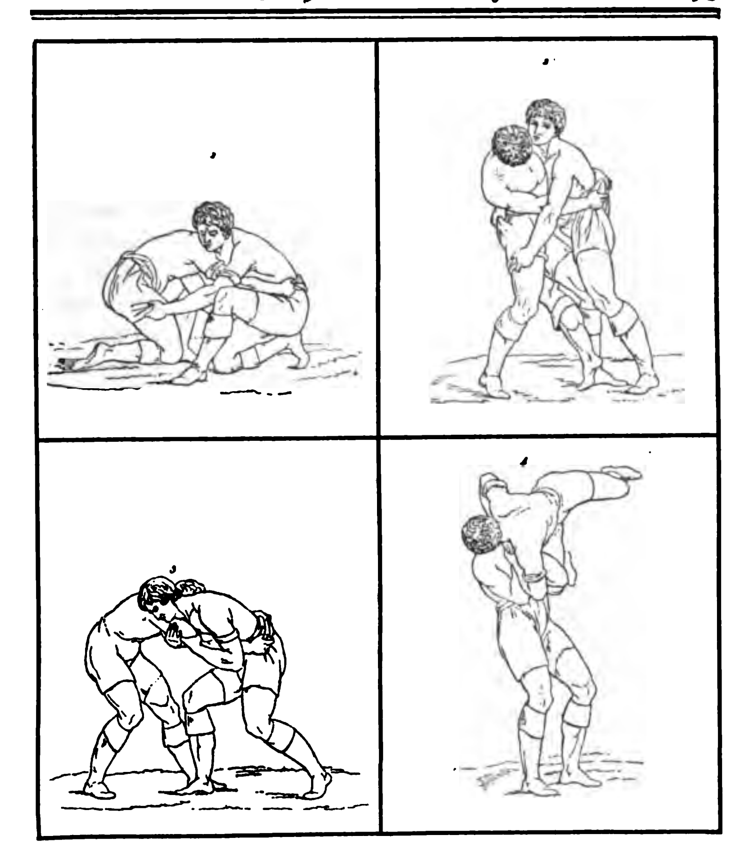
man das Ziel, Guttannen oder Guotanin, wie Philipp schrieb. Man hatte sich in Eckerstein Leute mit Schindelfackeln genommen und leuchten lassen. In Guttannen nahm sie der Hauptmann v. Negeli auf. „Schlechter Wein und schlechte Wirtschaft" war Philipps Urteil.

Am 13. Oktober gingen sie früh im Morgenlichte den Weg zurück, den sie gestern im Dunkeln gemacht hatten. Mit innigem Vergnügen an den Schönheiten der Natur schritten sie jetzt dahin; das Wetter war vom besten. Sie kehrten im selben Bauernhause ein, wo sie gestern gerastet hatten, und frühstückten noch einmal bei der schönen Familie, wie sie sie nannten. Goethe konnte sich gar nicht satt schauen an den hohen Felsen der Schlucht und danach am breiteren, heiteren Tale. „Unbeschreibliche Tage" nannte er bald darauf diese Wanderung im Haslitale. „In der höchsten Klarheit des Himmels, Wärme und Kühle, ein Grün über Alles, und Farben an den abstehenden, noch ganz beblätterten Bäumen!"

In Meiringen, wo das Mittagessen im ‚Wilden Mann' angesichts von drei prächtigen Wasserfällen und unter dem Donner des Reichenbachs gehalten wurde, mußte Goethe Peters, seines Sorgensohnes, denken, der hier einst seinen immer noch sehr rätselhaften Lauf begonnen hatte. Er fragte nach seinen Angehörigen; Niemand konnte ihm Bescheid geben. Aber als die fremden Herren an ihrem Abendziele, Tracht bei Brienz, anlangten, kam ihnen ein Schwager Peters nachgelaufen, um von diesem Versprengten Nachrichten zu erfragen und ein Brieflein für ihn mitzugeben. Er erzählte, daß außer seiner Frau, einer rechten Schwester Peters, noch ein rechter Bruder da sei, außerdem die Stiefmutter und Stiefgeschwister.

Zweierlei Schauspiele genoß man noch an diesem Abende: über dem weiten Haslitale die Schneeberge, beleuchtet von der scheidenden Sonne, die im Tale längst untergegangen war, und im Grase vor dem Wirtshause zwei Burschen, die für ein Trinkgeld das Ringen nach Schweizer Art zeigten.

Auch am nächsten Tage war der Himmel wieder wolkenlos; im hellsten Lichte glitt das Schifflein über den Brienzer See,



Schwinger im Berner Oberland

Nach Wyß von Normand fils

Aufgabe:

Den Gegner dreimal auf den Rücken zu werfen

dessen Schönheit denn auch den allergrößten Eindruck machte. Um Elf ward das Kloster Interlachen erreicht. Nun ging es zu Fuße zum selben Wirtshaus in Untersewen, wo sie vor einigen Tagen gegessen; es war sogar auch noch der schwadronierende Augendoktor da und wieder zu großen Reden bereit. Um halb Drei begann die Rückfahrt über den Thuner See; Goethe nahm seinen Homer zur Hand, und wie er auf seine Gefährten und die Ruderknechte blickte, konnte er sich ganz in den Odysseus hineinfühlen, den das Schicksal von einer Küste zur andern treibt, ehe es ihm die Landung in der Heimat gestattet. Dort auf jener Klippe, hinter jenem Busche: konnten da nicht die Sirenen ihr süß anlockendes Lied anstimmen? Und Goethe las laut:

Meine Lieben, mir hat die göttliche Circe geweissagt!
Was sie mir sagte, behalt' ich nicht bei mir selbst; es ist nötig,
Daß ihr es wisset; damit ist unser Schicksal verbunden,
Ob wir dem Untergang uns entziehn, das Schiff und uns retten
Oder verderben. Sie hieß mich zuerst, die blumigten Felder
Und den Gesang der Sirenen fliehn; sie sollt' ich alleine hören,
Jedoch um den Mast mit starken Stricken gebunden.
Wenn ich befehl' und bitt': ihr sollt mich der Bande befreien,
Sollet ihr, statt mich zu lösen, mit mehrem Bande mich binden.

So geschah es in der alten Sage, und Odysseus verstopfte allen Andern die Ohren mit Wachs. Und dann kamen sie der Insel der Sirenen ganz nahe. Dort schauten die Schönen wie immer nach neuen Opfern aus:

Die fliegende Barke,
Die am Gestad' hinstrich, fiel ihnen ins Auge. Sie tönten
Bald ein bezauberndes Lied: „O Held von göttlichem Lobe,
Komm an das Land, Ulysses! Verzieh' am Ufer! Verschmäh' nicht
Unsern Gesang! Hier ist noch Niemand vorübergesegelt,
Der nicht die Wonne unsers süßen Gesanges genossen,
Der von dem hohen Lied nicht neue Kenntniss' verlangt hat.
Hör' uns singen, was in dem blutigen Felde vor Troja
Durch der Götter Verhängen Trojan' und Grieche gelitten.
Alles ist uns bekannt, was auf Gottes Erde getan wird."

Also sagten die Mädchen, und lieblich tönte die Stimme.
Ihren Gesang zu hören, ergriff mich ein starkes Verlangen;
Ich befahl und winkte den Schiffern: sie sollten vom Mastbaum
Mich entbinden! Sie stemmten nur desto mehr sich am Ruder;
Perimedes und Euryloch kamen und banden mich fester . . .

Goethe aber und seine Freunde landeten alsbald in der Beatenbucht und stiegen mit vieler Mühe an hohen, steilen Felsen zu der Höhle empor, wo der heilige Beatus, der Bekehrer dieser Gegend, gewohnt haben soll. Goethe hatte an Tropfsteinen und anderen Höhlen-Herrlichkeiten im Harz Großartigeres gesehen; um so mehr aber genoß er den Blick von oben auf das herrliche Grün des Sees.

Als sie dann weiterfuhren, dunkelte es; der Mond kam hervor; der See ward bewegt und bildete allerlei schöne Wellungen und Kräusel auf der Fläche. Um Sieben erreichten sie Thun.

Goethe schrieb sogleich seiner Freundin in Weimar und war so froh, daß er von vier Tagen schönsten Wetters berichten konnte — denn über dem Ende vergißt man leicht den andersartigen Anfang.

Die merkwürdige Tour durch die Bernischen Gletscher ist geendigt. Wir haben leicht vorübergehend die Blüte abgeschöpft. An einigen Orten hätt' ich mit dem Bogen noch einmal schlagen können[1]; aber es ist auch so gut. Wär' ich allein gewesen, ich wäre höher und tiefer gegangen, aber mit dem Herzog muß ich tun, was mäßig ist. Doch könnt' ich uns mehr erlauben, wenn er die böse Art nicht hätte, den Speck zu spicken und, wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Müh' und Gefahr ist, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Not mit Müh' und Gefahr suchte. Ich bin auch einige Mal' unmutig in mir drüber geworden, daß ich heute Nacht geträumt habe, ich hätte mich drüber mit ihm überworfen, wäre von ihm gegangen und hätte die Leute, die er mir nachschickte, mit allerlei Listen hintergangen. Wenn ich aber wieder sehe wie Jedem der Pfahl ins Fleisch geben ist, den er zu schleppen hat[2], und wie er sonst von dieser Reise wahren Nutzen hat,

---

[1] Joas und Elisa. Buch der Könige 2, 13.

[2] Nach Paulus, 2. Kor. 12, 7.

ist Alles wieder weg. Er hat gar eine gute Art von Aufpassen, Teilnehmen und Neugier, beschämt mich oft, wenn er da anhaltend oder dringend ist, Etwas zu sehen oder zu erfahren, wenn ich oft am Flecke vergessen oder gleichgültig bin.

Es soll recht gut werden, denk' ich, und bisher hat uns das Glück gar unerhört begleitet. Kein Gedanke, keine Beschreibung, noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpunkten.

Wedel hat des Tags hundert tolle Einfälle, und wenn ihn nicht manchmal der Schwindel ankäme und ihn auf Augenblicke böser Laune machte, wäre kein Gesellschafter über ihm.

Von den Schönheiten, die Goethe in diesen Tagen gesehen, waren die Wasserfälle in ihrer Lebendigkeit fast die angenehmsten: Staubbach, Schmadribach, Reichenbach, die zahlreichen Stürze im Haslital, der Gießbach am Brienzer See. Und was hatte er sonst alles für Formen des Wassers gesehen! Schon seit Jahren suchte er dies Element dichtend zu bezwingen oder zu beschreiben oder seine Wirkung auf die Menschen zum Ausdruck zu bringen. Schon ehe er die Schweiz kannte, liebte er die Bächlein, die auf Felsentreppen hinunterhüpfen:

Seht den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick!
Über Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch
Jünglingsfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf den Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel!

So begann ein Zwiegesang zwischen Ali und Fatema, der für ein großes Mahomet-Drama bestimmt gewesen war. Ein anderes „Lied der lieblichen Geister in der Wüste" trug er schon lange mit sich, und auch darin war ein Wasserfall gemalt:

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und, leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leis rauschend,
Zur Tiefe nieder.

In diesen Tagen hatte er schier Alles gesehen, gefühlt und gedacht, was zum Schicksal so eines neugeborenen Baches gehört.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Und der Dichter schrieb nun auch die Gedanken über den Menschen hinzu, die ihm bei solchen Naturgemälden immer kamen, und seine Überzeugung, daß die eine Erscheinung zugleich ein Sinnbild vieler Erscheinungen sei:

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

— — — — — — — — — —

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

„Von dem Gesange der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört“ schrieb er jetzt an Frau v. Stein, „kann mich aber kaum beiliegender erinnern.“ Und er bat sie, diese Verse auch dem gemeinsamen Freunde Knebel zu senden.

6. Bern. 15. bis 19. Oktober

Goethe wäre gern auf der Aare nach Bern weitergeschwommen; aber es bot sich keine Gelegenheit, und die Wagenfahrt durch schöne Fluren und wohlhabende Dörfer war doch auch sehr angenehm. Mittags um Eins langten sie an; es war der 15. Oktober.

Ein Brief der Frau v. Stein lag im ‚Falken‘ und einer von Lavater. „Bei der entsetzlichen Dürre an lebenden Menschen“, schrieb dieser Freund, „kannst Du denken, wie's mir wohl tun wird, mich an Dir zu wärmen.“

Die Stadt Bern hatte den Reisenden schon bei der ersten Durchreise sehr gefallen. „Sie ist die schönste, die wir bisher gesehen haben“ urteilte Goethe sogleich. Hier war ein mäßiger Wohlstand allgemein; hier beleidigten oder betrübten keine Bilder schmählicher Armut oder üppigen Reichtums; ein stolzer, gesunder Menschenschlag ging hier seinen Geschäften nach. Man spürte die gefüllten Speicher und Geldkisten in den Bürger- wie draußen

in den Bauernhäusern. In Berlin hatten Goethe und der Herzog im vorigen Jahre viele prächtigen Gebäude gesehen, aber sie waren doch nur die feine Fassade eines sehr armen Volkes gewesen. Ganz anders muteten diese Sandsteinhäuser in Bern an.

Die Egalität und Reinlichkeit drinnen tut einem sehr wohl, besonders da man fühlt, daß Nichts leere Dekoration oder Durchschnitt des Despotismus ist. Die Gebäude, die der Stand Bern selbst ausführt, sind groß und kostbar, doch haben sie keinen Anschein der Pracht, der eins vor dem andern in die Augen würfe.

Die Straßen waren sämtlich gepflastert und so breit, daß an jeder Seite des Bächleins, das in ihrer Mitte floß und alle Unreinigkeiten fortschwemmte, zwei Wagen aneinander vorbeikonnten. Sehr angenehm waren die Arkaden oder Lauben neben den Straßen, unter den Obergeschossen; in ihnen konnte man bei dem bösesten Wetter trocken durch die ganze Stadt gehen; an diesen Gängen waren im Untergeschoß der Häuser die Kramläden und Kaufmannsgewölbe.

Von den staatlichen Gebäuden fiel manchem Fremden das große Kornmagazin am meisten auf; diese Kornhäuser, deren es im Lande draußen noch eine ganze Anzahl gab, sicherten die Einwohner vor Hungersnot oder Teuerung im wichtigsten Nahrungsmittel; sie machten die Anschläge der Wucherer zunichte und verhinderten ebenso eine Wohlfeilheit, bei der der Bauer nicht hätte bestehen können. Wenn nämlich auf dem Wochenmarkte das Maß Korn über zwanzig Batzen stieg, öffnete der Staat seine Magazine und verkaufte für achtzehn; sank aber das Maß unter fünfzehn Batzen herab, so fing der Staat an, aufzukaufen.

Außer diesen Kornkammern hatte der Stand Bern auch Schatzkammern, wo Berge von Silber- und Goldmünzen aufgehäuft und aufs redlichste verwaltet wurden, obwohl man die Buchführung mit Willen so einrichtete, daß Niemand die Endsumme wußte. Einige schätzten sie nur auf zwei, andere auf sieben oder zehn Millionen Taler. Außerdem hatte der Stand sechs Millionen Taler auf Zinsen ausgeliehen, teils nach England, zumeist aber an mittlere und kleine deutsche Fürsten: der weimarische Herzog

und sein Geheimer Rat merkten sich diese Hilfsquelle. Sie mochten sich wohl mit Seufzern den Geldstrom ausmalen, der beständig in diese schon so reiche Stadt floß. Mit kummervollem Gemüte verglichen sie auch die tadellosen Straßen, die durch das ganze bernische Gebiet führten, mit den Marterwegen in Thüringen und im ganzen nördlichen Deutschland. Fürwahr, man konnte verstehen, daß diese Schweizer einen Patriotismus im Herzen trugen, wie er in andern deutschen Ländern ganz unbekannt war, eine mit Stolz verbundene herzliche Liebe zur Heimat und ein eingeborenes Bedürfnis, einer solchen gedeihlichen Volksgemeinschaft zu dienen. Dieser Patriotismus war der Religion zu vergleichen; auch fehlte ihm die geschichtliche und mythologische Seite so wenig wie dem christlichen Glauben: Wilhelm Tell, Winkelried, die Murtener Schlacht, die Sempacher Schlacht usw. Auch Symbole gab es: die täppischen Bären hier im Zwinger gehörten dazu.

Die Stadt Bern besaß drei schöne Promenaden mit herrlichen Aussichten. Als Karl August und Wedel sich zum ersten Male dort ergingen, begegneten sie Goethen. Er war schon für sich unterwegs gewesen und hatte bereits einen jungen bernischen Patrizier bei sich, der ein Sohn des Stadtschultheißen Sinner war. Dieser erbot sich eifrig, die Herren jetzt auf den Wällen zu führen und ihnen alle Auskunft zu geben. Als sie ihm dann einige angesehene Männer der Stadt nannten, die sie besuchen wollten, erfuhren sie, daß Diese noch auf ihren Kampagnen seien, wo die Weinlese sie bisher festgehalten hatte. „Kampagnen" nannte man hier die Landhäuser und -güter der Städter.

Am nächsten Morgen zeigte ihnen der junge Sinner Etwas, was sie ohne ihn gewiß nicht gesehen hätten und nirgends anderwärts hätten sehen können. Nämlich den „äußern Stand." Wir erinnern uns, daß die Regierung von Bern — trotz einiger Mängel vielleicht die beste Regierung, von der die Geschichte zu berichten weiß — eine rein aristokratische war und völlig in den Händen einer kleinen Zahl von Herren lag, die sich aus den regierungsfähigen Familien der Hauptstadt ergänzten. Obwohl die Zahl dieser patrizischen Familien nicht eben groß war, ge-

langten doch immer nur ihre älteren Männer in die hohen und wichtigen Stellen, die jüngeren hatten also nichts zu tun und lebten als künftige Regenten eine Art Prinzendasein, da sie es nicht nötig hatten und unter ihrer Würde hielten, Handelsgeschäften oder anderem Erwerbe nachzugehen. Sie machten sich also allerlei Zeitvertreib, und unter ihren Spielwerken war das ernsthafteste eine Nachahmung der wirklichen bernischen Regierung und Verwaltung in allen ihren Formen und Besorgungen. Es war also in dieser Gesellschaft junger Leute ein Kleiner und Großer Rat abgeteilt, der auf genau dieselbe Art wie diese Einrichtungen der Alten seine Schultheiße, Seckelmeister, Venner, Heimlicher und andere Magistratspersonen wählte, der 66 erdichtete Vogteien besetzte und über eingebildete Gegenstände ratschlagte oder auch über dieselben, die jetzt im Ernste auf dem Tapete waren. Diese Gesellschaft hatte ihr eigenes Rathaus, ein prächtiges Gebäude, und betrieb die politischen Vorübungen bald mit größerem, bald mit geringerem Ernste. Unsere weimarischen Freunde wohnten also einer Sitzung bei und machten sich ihre Gedanken. Das Sonderbarste war, daß diese Komödienrepublik schon seit Jahrhunderten bestand und vom wahren Staate anerkannt und als Vorschule geschätzt wurde. Ihr Wappen stellte einen Affen dar, der auf einem Krebse reitet und sich einen Spiegel vorhält.

Vorher waren unsere Reisenden im Zeughause gewesen. „Das Herz im Leibe tut mir weh, wenn ich der Väter Rüstung seh'!" hatte Fritz Stolberg vor vier Jahren hier gedichtet. Diese Rüstungen der Vorfahren ließen, mit wenigen Ausnahmen, gar nicht auf größere und kaum auf ebenso große und breite Gestalten schließen, wie man sie jetzt im Lande sah. Um so mehr wunderte man sich, wie diese einstigen Kämpfer so schwere Eisenpanzer tragen, so große Schwerter und so lange Speere schwingen konnten, denn diese Waffen hatten für die Neueren ein schreckliches Gewicht. Das eben hatte Graf Stolberg gemeint:

Ich greife gleich nach Schwert und Speer,
Doch Speer und Schwert sind mir zu schwer!
Ich lege traurig, ungespannt,
Den Bogen aus der schwachen Hand.

Man sah hier unter andern alten Beutestücken die Stricke, mit denen die Burgunder ihre schweizerischen Feinde hatten fesseln wollen, dieselben Burgunder, die ein so schreckliches Ende fanden. Sehr reichhaltig war auch die neue Artillerie und das sonstige Gerät für künftige Kriege, Alles für das Volksheer bestimmt, das jetzt den friedlichen Berufen nachging, denn an eigentlichen Soldaten zählte der ganze Staat nur 360 Mann.

Auch eine Naturaliensammlung sah man noch diesen Vormittag. Der Pfarrer Sprüngli, der eine Viertelstunde vor der Stadt wohnte, besaß sämtliche schweizerische Vögel ausgestopft, 230 an der Zahl; in seiner Steinsammlung zeigte er alle Arten Marmor, die sich in Italien fanden. Goethe sah jetzt solche Sachen sehr gern.

Nach dem Mittagessen im ‚Falken' besuchte man den Schultheißen v. Sinner und den Landvogt Tscharner auf seinem Gute Kehrsatz; auch den Landvogt Kirchberger von Gottstadt und den Professor Wilhelmi lernte man kennen. Alle diese Männer erinnerten sich Wielands noch sehr wohl, der einige Jahre in ihrer Nähe gelebt hatte; Wilhelmi erzählte auch viel über seinen großen Freund Albrecht v. Haller – er war noch nicht zwei Jahre tot – und Kirchberger, obwohl erst ein Mann von vierzig Jahren, konnte von seinen Berührungen mit Rousseau berichten, dem er als ganz junger Mensch zu helfen versucht hatte; auch hatte er schon zu den Gründern der berühmten Helvetischen Gesellschaft gehört; von ihr aus war er mit Lavater befreundet.

Am 17. Oktober, einem Sonntage, begaben sich die weimarischen Herren nach Langnau, dem Hauptflecken im fruchtbaren, käse-berühmten Emmentale. Sie wollten dort den Michael Schuppach sehen, einen Bauern, der noch berühmter war als der Chlijogg bei Zürich. Dieser Micheli, der in einem stattlichen Hause auf einem schönen Hügel wohnte, ward nicht wegen seiner Landwirtschaft, sondern wegen seiner Macht über die Krankheiten von Tausenden aufgesucht. Er war in jungen Jahren Gehilfe bei einem Arzt gewesen, hatte dabei das Harnbeschauen und einiges Andere gelernt; nachher sahen ihn zuerst seine bäuerlichen Nach-

barn als ein großes Licht in Krankheitsnöten an, dann pilgerten die Leidenden aus der weiteren Umgegend zu ihm, und schließlich ward sein Haus ein Wallfahrtsort für die ganze bresthafte Schweiz und angrenzende Länder. Nicht selten fuhren die feinsten Wagen geraden Wegs von Paris nach Langnau und brachten die vornehmsten Personen zum médecin des Alpes. Der Boten aber mit Uringläsern kamen täglich wohl gegen hundert aus allen Richtungen der Windrose. Der große Micheli selber ging nie aus seinem Dorfe heraus, kümmerte sich nicht um Verfeinerungen und Gelehrsamkeit und blieb auch den feinsten Herren gegenüber ein stolzer dicker Bauer. Seine ganze Bücherei bestand aus operibus des großen Theophrastus Bombastus Parazelsus, lateinischen Schweinslederbänden von 1603. Darunter befand sich auch eine Abhandlung de Urinarum et Pulsuum Judiciis, item de Physiognomia, quantum medico opus est, eine deutsche Übersetzung war beigegeben, und sie war eigentlich die Theorie zu Michels sehr gewinn- und erfolgreicher Praxis. Die Gelehrten pflegen solchen Wunderdoktoren gram zu sein, und der große Haller hatte diesen Fach- und Ruhmesgenossen geradezu einen Betrüger genannt, andere schweizerische Ärzte von Ansehen, die wie Tissot und Zimmermann, selbst nach Langnau gegangen waren, hatten ihm eine angeborene Anlage zum ärztlichen Berufe zuerkannt. Goethe hatte jetzt seine Freude an dem Auge des Zweiundsiebzigjährigen: „Das gegenwärtigste Auge, das ich glaube, gesehen zu haben, blau, offen, vorstehend, ohne Anstrengung beobachtend." Michel war ein wohl gemästeter alter Mann, der sich ganz als bonhomme gab und immer erstaunlich ruhig blieb, ein Mann von gefesteter Autorität, dem die Leute kommen mußten. Ganz guten Humors war er heute nicht: er hatte Honig gegessen, den er nicht verdauen konnte, und seine Frau war nicht zu Hause. Vielleicht sahen seine Gäste aber seine hübschen Enkelinnen lieber als die alte Bäuerin. Sie blieben die Nacht da, weil es zur Rückfahrt zu spät war, und taten damit einem englischen Ritter Holborn und seiner Schwester einen großen Gefallen, diese beiden waren beim „Doktor Michel" in der Kur und litten sehr unter der Langeweile des Dorfes.



G. Locher Helv. Friburg. ping. 1774. Chr. de Mechel Basil. sculpsit

Michel Schuppach
nach G. Locher (1774)
gestochen von Chr. v. Mechel



Marie Schuppach-Flückiger
nach G. Locher (1774)
gestochen von Chr. v. Mechel

Am andern Vormittage eilten die Herren nach Bern zurück und, nachdem sie im ‚Falken' gespeist hatten, machten sie gleich wieder einen Ausflug auf das Land, denn das Wetter war alle diese Tage sehr schön. Ein Denkmal im Dorfe Hindelbank gehörte zu den Dingen, die der Reisende jener Zeit gesehen haben mußte; damals aber fuhren viele Reisende durch Hindelbank, weil es an den Straßen von Bern nach Solothurn, Basel, Zürich und Luzern lag. Die reiche Familie v. Erlach hatte hier ein Schloß, und einer ihrer Angesehensten, der Schultheiß von Bern Hieronymus v. Erlach, war hier begraben worden. Seine Nachkommen hatten den berühmten Bildhauer Nahl kommen lassen – unsere Reisenden hatten ihn kürzlich in Kassel besucht – und von ihm ein großartiges und prächtiges Denkmal verlangt: auf die Pracht kam es ihnen dabei vor allen Dingen an. Dem Künstler war nicht wohl bei solcher Aufgabe, und erst recht ergrimmte er, als sie ihm sein fertiges Werk noch vergolden ließen, damit der Reichtum der Familie noch auffälliger in die Augen springe. Nahl schloß in der Zeit, wo er hier arbeitete, mit dem Pfarrer des Dorfes, namens Langhans, und seiner Frau eine gute Freundschaft; als er es nun mit erlebte, daß die ganz junge Frau Pfarrerin nach der Geburt ihres ersten Kindes starb, da verbanden sich in dem Künstler Trauer um die Freundin und – Rachlust. Mit Willen schuf er nun für die Freundin ein Denkmal, das durch wahre Schönheit dasjenige des reichen Edelmanns völlig in Schatten stellen sollte, und seine Absicht ging in Erfüllung. Sein Werk stellt eine Grabplatte dar, die über das ganze Grab gedacht ist, aber aufrecht hingestellt wurde; beim Drommetenstoß zum jüngsten Gericht zerbirst sie, und in der entstandenen Spalte sieht man das junge Weib, freudig aufschwebend zum ewigen Licht; unter ihrer Brust schmiegt sich das Kindchen und jauchzt in seiner Unschuld der Helle entgegen. Albrecht v. Haller steuerte die Inschrift bei:

Horch, die Trompete schallt! Ihr Klang dringt durch das Grab:
Wach auf, mein Schmerzenssohn, wirf deine Hülsen ab!
Dein Heiland ruft dir zu; vor ihm flieht Tod und Zeit,
Und in ein ewig Heil verschwindet alles Leid.

Goethe war der angeregteste Beschauer dieses Bildwerks. „Vom Grabmal der Pfarren zu Hindelbank zu hören, werden Sie Geduld haben müssen" schrieb er seiner Freundin in Weimar, „denn ich habe Mancherlei davon, darüber und dabei vorzubringen ... Man spricht mit einem allzeit fertigen Enthusiasmus von solchen Dingen, und Niemand sieht drauf: was hat der Künstler gemacht? was hat er machen wollen?"

Der folgende Tag, der 19. Oktober, wurde in der Stadt verbracht. Goethe besuchte den Pfarrer Wyttenbach und hielt sich zu seiner eigenen Verwunderung drei Stunden bei ihm auf. Der Mann war sehr gefällig, und wieviel konnte man von ihm lernen! Über die Alpenwelt und über die Mineralogie. „Er hat von allen Bergen und Enden der Schweiz die Steinarten zusammengelesen." Das war Einer, mit dem man verbunden bleiben mußte. Nach Künstlern ward auch hier gefragt. Der beste Maler der Stadt war Johann Ludwig Aberli, ein Mann von 56 Jahren, Zeichner, Radierer, Stecher, Landschafter; er hatte eine neue Industrie begründet, die auf die Reisenden berechnet war, indem er die beliebtesten Landschaften der Schweiz in Kupferstichen darstellte, die dann von seinen Gehilfen in Farbe gesetzt wurden. Auch Trachtenbilder und manches Andere fand man bei ihm. Ein junger Schwabe, Marquard Wocher, arbeitete unter ihm; er hatte das Panorama, das man von dem hochgelegenen Thuner Friedhof sah, vortrefflich aufgezeichnet. Dies und andere Bilder, zusammen für 123 Taler kaufte der Herzog. Goethe war von Aberli entzückt, namentlich von Aberlis Ölbildern, und setzte auch auf Wocher große Hoffnung.

Nachmittags schrieb er Briefe. Als die Sonne unterging, für ihn das letztemal in Bern, lief er noch rasch auf die Terrasse hinter dem Münster: hier waren ja die Alpen fast so herrlich zu schauen wie von Thun aus. Die Sonne war schon hinunter, aber an den Schneebergen stand noch das Rot, und oben darüber der Mond.

Noch einen letzten Besuch machte er diesen Abend: mit Lavaters Freund, dem Herrn v. Kirchberger, mochte er gern noch freundliche Worte wechseln. Anderthalb Stunden blieb er auf dem

Landgute Schoßhalde, und Goethe schloß sich diesem Manne gegenüber viel weiter auf, als sonst seine Gewohnheit war. Man kam auf die christliche Religion zu sprechen. Beide schalten auf das Berliner Aufklärungswesen und bekannten dagegen ihr Wohlgefallen an den „Stillen im Lande." Den Landvogt freute es, daß auch der berühmte Dichter eine wirkliche Hochachtung für Personen empfand, die wegen ihrer eigenartigen Frömmigkeit oder ihrer mit der Frömmigkeit verbundenen Sonderbarkeiten von dem gemeinen Haufen der Gelehrten ebenso wie vom niederen Pöbel verlacht und verachtet werden. Auf die Macht der menschlichen Seelenkräfte sprang das Gespräch über. Beide zweifelten nicht, daß ein Aus- und Einfluß der Seelen von Mensch zu Mensch auch bei völligem Schweigen stattfinde, durch die bloße Gegenwart.

Goethe ließ sich hier sogar über die Art aus, wie seine Gedichte und größeren poetischen Schöpfungen zustande kämen. Er sagte, daß er sie außerordentlich lange erst im Busen wärme, ehe sie auf dem Papiere offenbar würden. „Dies ist auch sein Mittel, sein ganzes Zeitalter mit sich fortzureißen" dachte Kirchberger. Sehr fiel es ihm auf, wie ganz verschieden sein Gast sich heute Abend zeigte gegen neulich, wo sie in größerer Gesellschaft gewesen. „Goethe beim Herzog ist ein ganz andrer Mann" schrieb er im nächsten Briefe an Lavater, „weil das Regime für den Herzog nicht das gleiche sein kann, wie für Sie oder jemand anders insbesonders. Dies wird noch komplizierter, wenn Fremde gegenwärtig sind." Daß der junge Herzog sehr an seinem Goethe hing, hatte der Landvogt auch beobachtet.

✻

7. Waadtland und Lausanne. 20.–23. Oktober

Am 20. Oktober nahmen unsere Freunde Abschied von Bern und ritten der welschen Schweiz zu.

In Murten aßen sie an schon bekannter Stätte zu Mittag; dann fuhren sie über den See und ritten weiter über Avenches (Wifflisburg) nach Payerne (Peterlingen). Avenches, das alte Aventicum, heißt bei Tacitus die vornehmste unter allen Städten Helvetiens: jetzt gab es in dieser Gegend nur unbedeutende Orte, deren einziger Reiz in den nicht sehr zahlreichen Altertümern bestand, die noch in freier Luft der Zeit und dem Wetter trotzten oder aber dann und wann durch den Pflug oder Spaten aus dem Boden gefördert und dann gewöhnlich schnell zerstört wurden, denn unter den Landeskindern hatten Wenige Sinn für solche verrosteten und halb vermoderten Sachen, solche Reste von Mauern, Säulen und künstlichen Fußböden. Die Stadt Murten hatte die Reisenden an den plötzlichen Zusammenbruch der rasch aufgeblühten Burgunder-Herrlichkeit erinnert; hier konnte man melancholisch werden über dem Gedanken, daß sogar die Kraft des lange Zeit mächtigsten Volkes der Welt so völlig hatte erlahmen und verschwinden können. Goethe sah mit Verdruß, wie wenig die Altertümer hier geschont wurden; z. B. war ein Mosaikfußboden aus bloßem Mutwillen von Bauern bei Nachtzeit zerstört worden; man konnte eben noch erkennen, daß die Zeichnung herrlich gewesen war. Ein ander Mal mußte er aus einem einzigen Kopfe schließen, daß hier ein sehr schönes Werk uns *beinahe* überliefert worden wäre.

Nachdem sie die Nacht im Rathaus zu Peterlingen verbracht, ritten sie sich am andern Morgen etwas aus dem Wege, um in Cheire, nahe dem Neuenburger See, ein anderes Mosaikpflaster zu betrachten, von dem sie gehört. Dann ging es durch das schöne Tal der Broye, fast immer unter den Augen des Felsenschlosses Lucens, nach Moudon, wo sie im ‚Großen Hirschen' abstiegen. „Wir machen kleine Tagereisen, wie es neugierigen

Reisenden geziemt" schrieb Goethe seiner Freundin und erzählte von dem mosaischen Pflaster zu Cheire.

Es ist ziemlich erhalten, geht aber auch nach und nach zugrunde. Die Schweizer traktieren Soetwas wie die Schweine. Der vorige Landvogt fand es erst vor zwei Jahren[1]; der jetzige wird sich nicht drum kümmern, besonders da es in einem benachbarten Amt liegt und er nur die Schlüssel dazu hat. Ich schrieb ihm ein anonym Billet, ihm zu berichten, daß das Mäuerchen umher einzufallen anfinge, und bat ihn, es wieder herstellen zu lassen. Doch hilft auch Das nicht, wenn er's auch tut, und so weiter.

Er klagte noch weiter über die törichten Zerstörungen. „Meine ganz immergleiche herzliche Freude und Liebe zu der bildenden Kunst macht mir Sowas noch viel auffallender und unerträglicher."

Aber sein gesamter Seelenzustand sei vortrefflich, konnte er der Freundin versichern. „Sobald eine ewige Abwechslung tausend mannigfaltige Stückchen auf meinem Psalter spielt, bin ich vergnügt." Das war seine Erfahrung schon lange. Aber auch dem Herzoge bekam diese Kur der vielen neuen Eindrücke recht gut. „Ich hoffe, Ihr sollt Deß alle genießen!"

Am andern Mittage waren sie schon in Lausanne und hatten auch schon einen Blick auf den Genfer See, „den Meister von allen Seen", gehabt. „Lausanne liegt allerliebst, ist aber ein leidig Nest" war Goethes Urteil; er mußte jedoch hinzusetzen: „Lusthäuser sind umher von trefflichen Aussichten, auch Spaziergänge." Die engen, schmutzigen Gassen dieser auf drei Hügeln und den dazwischenliegenden Tälern erbauten Stadt hätten keinen Fremden angelockt, noch weniger in ihm die Lust erweckt, hier zu wohnen; aber es war ringsherum ein Kranz von Landhäusern entstanden, wo die herrlichste Aussicht und Landschaft sich mit

[1]) Anderwärts liest man, dies Mosaik sei 1707 durch die Sorgfalt eines Landvogts v. Grafenried bloßgelegt worden; der Bauer aber, dem das Land gehörte, habe die Erde wieder darübergebracht, weil ihm an seiner Ernte mehr gelegen war als an Orpheus, der die Tiere bezaubert. 1749 sei dann das ganz vergessene Bild von neuem gefunden worden. Am 16. Mai 1778 wurde es wieder einmal entdeckt.

großer Fruchtbarkeit des Bodens vereinigten; in diesem zweiten Lausanne lebten seit einiger Zeit vornehme Leute verschiedenster Nationen ihr müßiges Leben, ganz wie sie Das sonst in Bade-Ortern tun. Ihr gesellschaftliches Oberhaupt war jetzt Karoline Luise, Herzogin von Kurland, geborene Prinzessin von Waldeck, von ihrem Manne geschieden, eine kränkliche, aber wegen ihrer Herzensgüte allgemein verehrte Dame. Das Nest Lausanne war aber auch als Stadt der Jugenderziehung berühmt geworden. Es war für die reichen Berner der gegebene Ort, wo ihre Töchter im französischen Geschwätz und feinen Gesellschaftston zugestutzt werden konnten; daher rührte es wohl, daß die Einwohner von Lausanne sich gewöhnt hatten, auf ein tadelloses Französisch und auf ein ungewöhnliches Maß von Anstand und Sittlichkeit zu halten. Als das Städtchen dann auch von den Fremden entdeckt worden war, kamen eine Menge junge Engländer her, um einigen französischen und weltmännischen Anstrich über ihr Britentum zu erlangen.

Unsere Reisenden waren im ‚Goldenen Löwen' abgestiegen, wo deutsche Wirte und Bedienstete walteten. Am Nachmittage gingen sie spazieren und sahen sich satt. Abends machte Goethe der Frau v. Branconi seine Aufwartung; er war an sie oder ihren Hausgenossen Mattei oder an Beide durch Lavater empfohlen. Vor vier Jahren, damals als Goethe aus der Schweiz zurückkehrte, hatte ihm Zimmermann in Straßburg den Schattenriß der Branconi gezeigt (zugleich mit demjenigen der weimarischen Baronin v. Stein) und von seiner Bekanntschaft mit ihr erzählt. Zimmermann sprach immer in Superlativen; allemal, wenn er Hundert sagen wollte, kam Tausend heraus. „Das größte Wunder von Schönheit, das in der Natur existiert" nannte er diese Dame und ebenso rühmte er ihre feinsten Manieren, ihre edelste Sittsamkeit, ihren aufgeklärtesten Verstand.

Diese Frau v. Branconi, drei Jahre älter als Goethe, jetzt also dreiunddreißig, war die Tochter eines deutschen Offiziers von einer Italienerin. In Genua geboren, wuchs sie in Neapel auf. Schon mit zwölf Jahren wurde das schöne Kind verheiratet. Mit zwanzig Jahren war sie Witwe und Mutter von einem

Knaben und einem Mädchen. Der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig, der in Italien reiste, bewog sie, seine Geliebte zu werden. Sie hatte bald einen Sohn von ihm, den der Kaiser, auf Bitten seines Erzeugers zum Grafen Forstenburg erhob. Auch in der Zeit, wo sie, nun nach Deutschland versetzt, die Nebenfrau dieses Prinzen war, erfreute sie sich eines sehr guten Rufes, denn an die Mätressenwirtschaft der Fürsten war man gewöhnt, und die Braunschweiger konnten Gott danken, daß solch' eine edle, bescheidene, zurückgezogen lebende Frau, die keinem Menschen Übles zufügte, den Posten innehatte. Im Sommer 1777, als sie zehn Jahre beim Herzoge gewesen war, erlebte sie das Schwere, daß Dieser sein Herz von ihr wandte, weil ihn eine neue Schönheit stärker reizte; er erkaltete gegen sie und ihren Sohn völlig, wie er denn überhaupt ein kalter Verstandesmensch war. Die Branconi hatte von ihm ein Gut zwischen Halberstadt und Blankenburg erhalten; aber die Südländerin fühlte sich dort im nördlichen Deutschland nicht mehr zu Hause, und leider hatte sie auch nirgends sonst eine Heimat. In den Grenzgebieten zwischen Frankreich, Deutschland und Italien war sie noch am ehesten unter Ihresgleichen. Ihr älterer Sohn lebte jetzt in Straßburg; ihre Tochter und der nun zwölfjährige Graf Forstenburg wurden bei ihr von einem jungen Gelehrten erzogen, der sich Karl Matthäi oder Mattei nannte, seit er Christ war; er stammte von nürnbergischen Juden ab. Auf ihren Wanderungen kam die Branconi im Mai 1779 nach Zürich, um Lavater predigen zu hören und sich mit diesem Manne das Herz rein zu sprechen: vielleicht könnte er ihr ein Licht in ihres Lebens Finsternis stellen. Es entstand sogleich die innigste Seelenfreundschaft zwischen den Beiden. „Ein herrlich Geschöpf an Leib und Seele!" rief nun auch der fromme Prediger aus. Der Dritte im neuen Bunde war Mattei; er wurde nicht satt, seine Herrin gegen Lavater zu rühmen. Man hatte Diesem auch abfällige Reden über die Branconi zugetragen, denn welchen Engel lassen die Menschen unbeschmutzt? Und eine abgedankte Mätresse zu höhnen, ist so leicht! Um so wärmer pries sie ihr Begleiter:

Es ist doch entsetzlich, daß eine Person wie sie, die in der größten Simplizität lebt, durchaus nicht paradiert, ihren Weg allein geht, das ganze Publikum auf die Seite legt und so unbekannt als möglich zu leben wünscht, daß sie, die immer sich so gleich bleibt, rein, wie ein Geschöpf aus Gottes Hand je gekommen ist, daß dieses herrliche Wesen stets ganz unrecht beurteilt wird ... Gott, wie weit steht sie entfernt von all Dem, was Buhlerei heißt! Wie weit von Allem, was klein und gering ist! Sie, die doch wahrlich ein Herz voll von Liebe hat, kennt keinen Zug dieser Kleinheiten.

Dieser tägliche Lebensgenosse fühlte sich mit jedem Tage beglückter und gehobener.

Wenn ich nicht so Tag und Nacht im Verborgenen sie handeln sähe, so ganz sich gleich, so ganz ohne allen Eigennutz, mit dem Kindersinn und dem unvergleichbaren reinen Herzen, so glücklich in ihrer Stille und unbemerktem Dahingehen, so sorgfältig in Ausübung jeder ihrer Gedanken, Worte und Handlungen, so froh und munter bei Natur, Freundschaft und Pflicht, so beharrend im Guten, so folgsam, wo sie des Besseren belehrt wird, so menschlich-edel: ich würde nicht Das und Der sein, der ich bin. Ich bin ihr mit einer Bruderliebe zugetan, mit einem Hingeben, das so ganz durch und durch einzig ihr bleibt, mit einer Innigkeit, die mich täglich mit neuer Zuversicht füllt.

Seit fünf Monaten lebte diese wunderbare Frau nun in Lausanne, und Goethe ging heute zu ihr als Freund ihres Freundes Lavater. Auch er ward entzückt:

Sie kommt mir so schön und angenehm vor, daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! Ein Leben! Einen Offenmut! Daß man eben nicht weiß, woran man ist.

Das war am Abend des 22. Oktobers. Am nächsten Vormittage ließen sich Goethe, der Herzog und Wedel nach Vevey und zurück fahren: wie schon viele Reisende vor ihnen, um die von Rousseau gerühmten Stätten: „die heiligen Örter der Heloise", zu sehen: das romantische Vevey, das Schloß Clarens, Schloß Chillon und so viele andere. In Clarens hatte die Heldin von Rousseaus Roman gewohnt; nahe bei Chillon warf sie sich in die Fluten, um ihr Kind zu retten, und ertrank selber. Gegenüber von Clarens erheben sich bei dem Dörfchen Meillerie die

düsteren Felsen, die den Kenner der klassischen Sagen an das leukadische Vorgebirge erinnern konnten, von dem sich unglücklich Liebende ins Meer zu stürzen pflegten, um geheilt zu werden oder zu ertrinken. „Je n'ai plus qu'un mot à vous dire" schrieb St. Preux endlich an Julie: „Vous connaissez l'antique usage du rocher de Leucate, dernier refuge des amants malheureux. Celui-ci lui ressemble à bien des égards. La roche est escarpée, l'eau est profonde, et je suis au désespoir." — „Ich konnte mich der Tränen nicht enthalten" bekannte Goethe der weimarischen Freundin, „wenn ich nach Meillerape hinübersah und den Dent de Chamant und die ganzen Plätze vor mir hatte, die der ewig einsame Rousseau mit empfindenden Wesen bevölkerte. Der Genfer See wird hier von den Walliser und Savoyer Gebirgen eingeschlossen, die steil herabgehen. Die Einsicht in Wallis ist ahndungsvoll und die Schweizer Seite mit Weinbergen sorgfältig und fröhlich genutzt."

Der berühmte Ryfwein oder la Côte wächst hier; man konnte ihn nach einem Bade, zu dem der See lockte, des Mittags im Gasthause trinken; gerade Vevey war als Weinort hoch berühmt, namentlich auch wegen eines Winzerfestes, das außerordentlich an uralte Bacchus-Feiern erinnerte. Beim Baden im See aber sagten unsere Freunde: das Wasser sei so warm wie daheim im Sommer, und es sei so schön weich.

In Lausanne wieder angelangt, putzten sie sich zu einer Gesellschaft in Mon Repos bei der Herzogin von Kurland; aber lange hielten sie dort nicht aus. Mattei hatte schon vorher eine Botschaft von Frau v. Branconi an Goethe gebracht: wenn er noch eine Stunde für sie übrig habe, werde es sie freuen. Er hatte eigentlich noch andere Besuche hier abstatten wollen, aber wer kann solchem Winke widerstehen? So ging er hin und blieb auch zum Abendessen. Was ward da nicht alles geredet! Goethe sprach von der jetzigen Reise und rühmte von allem Gesehenen den Staubbach fast am meisten. Dann erzählte er von sich selber, zum Beispiel, daß er das große Glück habe, gut zu schlafen und im Schlafe jederzeit völlig auszuruhen. Auf den Kaffee schalt er hier ganz wie bei der Frau v. Stein. Was den Verkehr mit

Menschen angeht, so bekannte er sein Unvermögen, gegen Jedermann gesellig und höflich zu sein: ihm wolle bei gewissen Menschen die Sprache nicht fort und er wisse nirgends anzuhaken. Mit Andern wieder könne man hübsch in gleicher Linie fortgehen, aber es bleibe doch stets ein Graben, über den man nicht hinweg könne. Bei diesem Bilde mußten Beide an die Verhältnisse mit Fürsten denken. Die Branconi wunderte sich über Goethes und Karl Augusts herzliche Freundschaft, nämlich darüber, daß ein Fürst zu solcher Vertraulichkeit und Munterkeit fähig und bereit sei. Ihr gewesener Liebhaber war es freilich nicht gewesen. Aber Beide kannten auch den edlen Franz von Dessau und lobten ihn. „Man vermutet nicht in dieser langen Figur mit schwarzen Haaren die sanfte Seele" meinte Goethe, „wenn nicht sein Auge eine gewisse Schwermut verkündigte." Und nun besprach man, warum Schwermut so sehr gefalle und Traurigkeit so einnehmend sei.

Herder und Lavater wurden gerühmt; mit Zimmermann aber, bekannte Goethe, hätte er die begonnene Freundschaft nicht aufrecht erhalten können. Er liebe nicht ein solches Gemisch von Stärke und Schwäche und könne in Nichts den poltron ausstehen. Dabei kam er auch auf die unglückliche Gewohnheit mancher Leute, Wohltaten ausüben zu wollen, indem man Andere in Bewegung setzt, Andere arbeiten oder zahlen läßt. „Wenn ich nicht selbst die Wohltaten ausführen kann," sagte er, „so bin ich nicht bestimmt, Wohltaten zu erweisen."

Mattei geleitete den Gast, als er sich von der Dame verabschiedet hatte. „Ich danke Ihnen" sagte Goethe, „und sagen Sie ihr: ich danke ihr für das Gute, das ich bei ihr genossen habe. Es ist eine treffliche Frau, von Geist und Verstand. Nun sehe ich ein, warum Sie, Mattei, Niemand in Lausanne kennen wollen. Jesus! Was könnte diese Frau aus einem machen!"

Im Gasthause, in seinem Zimmer, mußte er, als das Bild der Schönen noch vor ihm schwebte, an die Sirenen denken, von denen er seinen Schiffsgefährten neulich vorgelesen. Homer erzählte da weiter von den irrenden Klippen und den Felsen der Szylla und Charybdis, zwischen denen der Fischer den immer

verderblichen Weg suchen muß. Nicht einmal ein Vogel kann unbeschädigt hindurchkommen.

> Hier ist kein Flügel vorbeigeflogen, die schnellste Taube
> Nicht, die mit Eile dem Vater Jovi Ambrosia bringet,
> Welcher der schlüpfrige Fels nicht die Schwingen beschädigt habe:
> Jupiter muß für jedesmal sich andrer bedienen.

War denn Goethe bereits von Liebe für dies schöne Weib entflammt? „Pour la colombe du jour, elle a échappé belle" schrieb er auf, „doch mag er sich für das nächste Mal andrer bedienen."

Das war für die Augen der Freundin in Weimar bestimmt. Ähnlich drückte er sich gegen Lavater aus:

> Sie war so gütig, mir wenigstens glauben zu machen, daß ich sie interessiere und ihr mein Wesen gefalle, und Das glaubt man diesen Sirenen gerne. Mir ist herzlich lieb, daß ich nicht an Matthäis Platz bin, denn es ist ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehn.



8. Auf den Jura. 24.–26. Oktober

Am 24. Oktober setzten sie die Reise fort. Sie ritten westwärts am See entlang, über Morges nach Rolle. Zur Rechten hatten sie Weinberge, die immer höher sich erhoben, ein gesegnetes Gebiet mit unzähligen Häusern besetzt, und jetzt waren eben noch die letzten Tage der Traubenlese. Leider ließ sich das Wetter nicht gut an: Dunst und Regen. Freund Merck hatte ihnen in Frankfurt oder Darmstadt zugeredet, daß sie von Rolle aus doch



Antonia v. Branconi
Nach dem Gemälde von A. R. v. Gask
(Museum zu Braunschweig)



Goethe 1779
Nach einer Kreidezeichnung von Heinrich Lips
(Fideikommißbibliothek zu Wien)

ja seine Alten, nämlich die Familie seiner Frau, besuchen und dann auch weiter hinauf in den hohen Jura, ins val de Joux steigen sollten; Das hatten sie sich auch vorgenommen, aber nun machte sie das Wetter lustlos.

In Rolle kehrten sie im Gasthofe ein, bestellten ein Mittagessen und ließen die Pferde ausruhen. Goethe aber als Mercks nächster Freund nahm sich ein Mietpferd und ritt eine halbe Stunde nach Mont hinauf, um Monsieur und Madame Charbonnier nicht ganz zu versäumen, ihnen vielmehr von ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn doch einigen Bericht zu erstatten. Er traf auch den Schwager Mercks im Hause, den Hauptmann Arpeau, der als Forstmeister nicht weit von hier wohnte.

Goethe mußte sogleich die Mittagsmahlzeit teilen. Dabei erwähnte er, daß sie eigentlich vorgehabt hätten, höher hinauf zu gehen; und nun redeten ihm Arpeau und Charbonnier sehr zu, daß sie es doch ja tun sollten. Das Gebirge sei auch in dieser Jahreszeit keineswegs unwirtlich, mit dem Wetter aber werde es so schlimm nicht werden; die Straße, die der Holzabfuhr wegen angelegt war, sei recht gut, und für die Beleuchtung werde heute Nacht der Vollmond sorgen. Als Hauptmann Arpeau sich vollends erbot, die deutschen Herren zu begleiten, da sandte Goethe sogleich einen Boten nach Rolle: die Freunde möchten sich zurechtmachen. Dann ritten er und Arpeau dem Boten nach und holten den Herzog selber ab. Karl August kehrte nun auch bei Mercks Schwiegereltern ein und versicherte ihnen, wie sehr auch er den Herrn Kriegsrat schätze und liebe; er erschien also auch seinen Wirten als ein Fürst, „dessen Politesse und Menschenfreundlichkeit gar seinesgleichen nicht habe", und in den schönen Wedel verliebten sie sich nicht weniger.

Das Wetter klärte sich auf, wie die Einheimischen es vorausgesehen, und als unsere Reisenden sich auf den Weg machten und den Berg hinaufritten, genossen sie bald die herrlichste Aussicht auf den Genfer See und die hohen Alpen von Savoyen und Wallis; sie konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf.

Grad über sahen wir den Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigny hervorsieht. Die Sonne ging klar unter: es war ein so großer Anblick, daß ein menschlich Auge nicht hinreicht, ihn zu sehen.

Der fast volle Mond kam herauf ... Durch Tannenwälder stiegen wir immer den Jura hinan und sahen den See in Duft und den Widerschein des Mondes drinnen.

Drei Stunden ritten sie bergauf; dann ging es abwärts in das Tal des Joches, la vallée de Joux, denn der Jura erscheint hier als ein hoher Gebirgsrücken, ein jugum, worüber noch einzelne hohe Berge hinausragen. Diese Berge haben zwischen sich ein langes Tal, worin der Fluß Orbe als See, als lac de Joux, erscheint. Obwohl hier keine Obstbäume mehr fortkommen, ist dieses Hochtal noch angenehm und fruchtbar und wird von sehr betriebsamen Leuten bewohnt. Große Tannenwälder standen hier oben nach Burgund zu, und mit dem Holze hatten es viele Leute hier zu tun; es gab aber auch schönes Mattland, so daß die Viehzucht gedieh. Steinschleiferei und Steinschneiderei für die Genfer Goldarbeiter ward auch betrieben, ebenso die Uhrmacherei. Etwa zweitausend Menschen nährten sich hier; sie gehörten eigentlich alle zu drei Familien, Rochat, Reimond und Chaillet, und waren die Nachkommen von Flüchtlingen, die sich 1571 vor den französischen Glaubenstyrannen hierher gerettet hatten.

An diesem Abend bekamen unsere Reiter von dem Tale, seinen drei Dörfern und den zerstreuten Siedlungen noch nichts zu sehen, obwohl sie sich darin bewegten: nächtlicher Nebel hüllte sie ein. Dagegen zeigte sich ein ganz besonderes Bild: ein Mondbogen, weiß im dunkleren Nebel erscheinend, breiter als ein Regenbogen, niedrig, weil der Mond hoch stand.

In einem recht guten Hause, das Le Brassus hieß oder zu diesem Orte gehörte, kehrten sie ein, bei Leuten, die sonst keine Gäste aufnahmen; diesmal taten sie es, weil der Forstmeister Arpeau die Fremden begleitete. Goethe sah sich im Hause um, soviel es die Bescheidenheit erlaubte; es erschien weniger gebirgsmäßig, als er vermutet hatte, nur daß ein großer Raum in der Mitte zugleich Küche, Versammlungsplatz und Vorsaal war, von

dem aus man die Treppe hinaufstieg und in die Zimmer gelangte. In dieser Küchendiele saß man gemütlich beisammen; der Herd, über dem die Kessel hingen, war mit dem Erdboden gleich. Es waren ein paar junge Mädchen schon vor ihnen zum Besuch gekommen: hübsch geputzte Miesel, ganz wie man sie in den feinen Städten auch sah.

An diesem Tage, den der junge weimarische Herzog in einem hohen Bergdorfe der welschen Schweiz abschloß, vollendete daheim seine Mutter, die Herzogin Amalie, ihr vierzigstes Jahr. Die Reisenden hatten ihrer oft gedacht. Wie wäre es gerade dieser doch noch jugendlichen Dame zu gönnen gewesen, an solchen Ritten und Fahrten teilzunehmen! Aber solche vornehme Frauen konnten sich wohl in befreundete Residenzen oder in ein paar Badeörter fahren lassen: die großen Landschaften, die Gebirge und Meere, waren für sie noch nicht erschaffen. Amalie machte in ihrer Phantasie diese Reise ihrer jungen Freunde mit, geradeso wie Herzogin Luise, Frau v. Stein und in Frankfurt die Rätin Goethe, Frau Aja genannt. „Die Nachricht, die ich von den Reisenden bekomme," schrieb Amalie an Merck, den auch sie sehr gern hatte, „machen mir öfters den Kopf schwindlig. Es tut weh, von nichts als den herrlichsten Sachen zu hören und sich ihnen nicht anders als durch ein trübes Fernglas nähern zu können. Doch gönne ich's ihnen von Herzen und mach's wie die Frau Aja: schüttele mich ein paarmal, setze mich ans Klavier oder zeichne: da werden die Ideen wieder couleur de rose."

Herzog Karl August liebte seine Mutter, wie sie verdiente; aber er dachte doch gerade auf dieser Reise auch mit einigem Zorne an sie. In seiner Kindheit und ersten Jugend hatte sie allzu ängstlich über ihn gewacht, hatte sich und ihn gar zu sehr in die Hände der Ärzte gegeben, die sich ihrerseits immer wichtig machten, indem sie beständig an dem Prinzlein herumdokterten und ihn vor allen Schädlichkeiten und allen nur denkbaren Gefahren behüten wollten, also auch verpimpelten. Gewiß, Karl Augusts Vater war schon mit zwanzig Jahren an der Schwindsucht gestorben, und das Söhnchen war nur schwach und kränklich geraten; aber sind die Affenmütterlichkeit und das beständige Medi-

zinieren die rechten Mittel, aus schwachen Kindern starke Menschen zu machen? Karl August hatte sich, endlich herangewachsen, eines Tages von seinen ängstlichen Aufsehern befreit und war nun den umgekehrten Weg gegangen, den Weg der Abhärtung, Anstrengungen und Zumutungen, den Weg zur Natur im Sinne Rousseaus. Er hatte dann das Glück gehabt, in Goethe einen Gesinnungsgenossen zu finden, der ähnliche Erfahrungen hinter sich hatte und mit ihm den besorgten Weibern beiderlei Geschlechts Trotz bot. Jetzt aber bewies die Erfahrung der letzten Wochen, daß der junge Herzog, ebenso wie Goethe, schon recht viel Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Körpers diesem Mute und Willen verdankte; die Freunde triumphierten jetzt als die kühnen Bergbesteiger über alle steifen Geheimräte im Weimar und alle besorgten Durchlauchtigkeiten in den Residenzen. Nur innen, im seelischen Leben, ging noch nicht Alles nach Wunsch; da waren sie noch kranken Stimmungen unterworfen und konnten sich gegen andere Menschen noch nicht so gleichmäßig verhalten, wie ihnen recht schien.

Am 25. Oktober durchschritten unsere Freunde zuerst das ganze Tal; sie wählten die Westseite des Sees, um von der Sonne beschienen zu werden. Es hatte in der Nacht gefroren, und die Wiesen waren bereift. Ein leichter Nebel hinderte nicht, daß man das Tal übersah. Eine gute Straße führte um den ganzen See und das Tal herum; schon die Güte dieser Straße bezeugte, daß hier noch, nahe an Frankreich, die gnädigen Herren von Bern regierten. Merkwürdig einfach waren die Namen der wenigen Dörfer: le Sentier, le Lieu, le Pont.

Bald ward über dem See und dem Nebel der Zahn des Vaullion erkennbar; ihn zu besteigen, war die Aufgabe des Tages. Zuerst ritt man bis ans Ende des großen Sees; an den sich ein kleinerer See (lac de Brenel) anschließt, von jenem nur durch eine Erdzunge und eine Brücke geschieden, mit ihm durch einen Kanal verbunden.

Die Lage des kleinen Sees ist wie in einem eigenen kleinen Tal, was man „niedlich“ sagen kann. An dem westlichen Ende ist eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals der kleine

See ausfüllte, nunmehr ist er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut: das Wasser läuft durch Schleusen auf die Räder, es stürzt sich von da in Felsritzen, wo es eingeschluckt wird und erst eine Stunde von da, in Vallorbe, hervorkommt, wo es wieder den Namen des Orbeflusses führet. Diese Abzüge müssen rein gehalten werden, sonst würde der See steigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle weggehen, wie es schon mehr geschehen ist.

Als unsere Reiter dahin kamen, waren die Arbeitsleute gerade beschäftigt, den morschen Kalkfelsen teils wegzuschaffen, teils zu befestigen. Die Herren schauten der Arbeit zu und ritten dann an diesem kleinen See, der einen Zufluß und keinen sichtbaren Abfluß hatte, wieder zurück und stiegen bei der erwähnten Brücke und dem danach genannten Orte ab. Hier waren sie am Fuße des Vaulion; sie mieteten sich im Dorfe einen Mann, sie hinauf zu führen. Man hoffte, von dort oben eine große Zahl von Ländern zu sehen; Frankreich im Westen, Preußen – wenn man Neuenburg einmal nach dem großen Lande seines Fürsten so nennen durfte – im Nordosten, Sardinien im Süden und dazu eine Anzahl Schweizerkantone.

Allein uns war ein ander Schauspiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgsketten waren unter einem klaren und heitern Himmel sichtbar, alle niederen Gegenden mit einem weißen, wolkigten Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nordwärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge, ohne Unterschied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön rötete.

Der Montblanc gegen uns über schien der höchste, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt schlossen niedere Berge des Kanton Bern. Gegen Abend[1]) war an einem Platze das Nebelmeer unbegrenzt, zur Linken in der weitsten Ferne zeigten sich sodann die Gebirge vor Solothurn, näher die von Neufchatel, gleich vor uns

[1]) Goethe verschrieb sich offenbar, er meinte Mitternacht. Er glaubte nach seiner Karte, daß das Tal Joux von Süden nach Norden ziehe, in Wahrheit hat es nordöstliche Richtung und in gleicher Richtung blickte man vom Vaulion nach Neuenburg und Solothurn.

einige niedere Gipfel des Jura. Unter uns lagen einige Häuser von Vaulion, dahin der Zahn gehört und daher er den Namen hat. Gegen Abend schließt die Franche-Comté mit flach streichenden, waldigten Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nordwest sich unterschied.

Lange genoß man die Aussicht; Karl August fand sie „ganz göttlich."

Abwärts zeigte sich nun auch das Tal wieder in seiner Schönheit: himmelblaues Wasser, von Gehölzen, Felsen, Wiesen, Dörfchen und Meiereien umkränzt. In Pont warteten die Pferde; jetzt ritt man auf der Ostseite, über l'Abbeye, nach le Brassus zurück. Gegen Vier langten sie bei den gastfreundlichen Leuten an; die Hausfrau klagte, daß das Essen schon lange auf dem Herde brotzele, aber auch übergar schmeckte es nach solchem Ritte recht gut.

Nach dem Essen ward noch der kleine Eisenhammer besehen, der den Wirtsleuten gehörte, und dann saß man wieder in der großen Küche zwischen den Stuben, bis es schicklich war, sich gute Nacht zu wünschen.

Beim Frühstück am 26. Oktober ward schön Wetter prophezeit. Sollte man da nicht auch die Dôle besteigen, den höchsten Berg auf dieser Seite? Gar zu weit sei es nicht, ward versichert. Rasch ward der Entschluß gefaßt, und noch vor Acht wurden die Pferde bestiegen, denn den ersten Teil des Weges konnte man reiten. Einem Boten wurden Brot, Wein, Butter und Käse aufgepackt. In der Nacht hatte es wieder gereift und gefroren; auch war anfangs die Kälte empfindlich, zumal da der Weg im Schatten der Berge lag. Nach einer Stunde kam man aus bernischem Gebiete ins französische, und Das war zu spüren, denn nun wurden auf einmal die Wege schlecht, ebenso schlecht wie im Herzogtum Weimar, wo der Poet und Geheime Rat Goethe nebenbei auch Wegebaudirektor war. Es ließ sich auch sonst erkennen, daß man sich nun in einer großen Monarchie bewegte, wo Land und Volk vornehmlich den Zweck hatten, den feinen Herren in einer glänzenden Hauptstadt das Erwünschte zu liefern,

Die Waldungen umher sind sehr ruiniert. Den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen: Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfnis an. Sie gehören fast als Leibeigene an die Kanonikos von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen ... Sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder ins Land.

Immer an der Orbe entlang erreichten sie den lac des Rousses, den dritten See dieses Flußtals, dann den Ort les Rousses, hinter dem die Sept Moncels, sieben kleine Hügel von verschiedenen Gestalten, das Tal abschlossen. Gleich danach kamen sie an eine wichtige Straßenkreuzung: rechts ging es vollends ins Französische hinein, also schließlich nach Paris, links hinunter zum Genfer See. Sie ritten diesen Weg noch ein Stückchen, dann stiegen der Herzog, Goethe und Arpeau ab, während Wedel, der ja kein Bergsteiger war, mit den Pferden nach St. Cergue weiterritt. Für seine Freunde begann nun das Klettern am Berge empor, zum kahlen Gipfel hinauf. Es war beinahe Mittag, die Sonne schien jetzt heiß, und jeder kühle Windstoß war willkommen.

Wenn sie, um ein wenig auszuruhen, sich umsahen, hatten sie les Sept Moncels hinter sich, sie sahen noch einen Teil des lac des Rousses und um ihn die zerstreuten Häuser des Kirchspiels, der Noirmont verdeckte das ganze übrige Tal. Höher, sahen sie wieder ungefähr die gestrige Aussicht in die Freigrafschaft und, näher bei ihnen, gegen Mittag die letzten Berge und Täler des Jura. Sorfältig hüteten sie sich, nicht durch einen Bug der Hügel nach der Gegend zu schauen, um derentwillen sie eigentlich heraufstiegen. Goethe war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog er aus der Gestalt des obern Himmels gute Vorbedeutungen.

Endlich betraten sie den obern Gipfel und sahen mit größtem Vergnügen sich heute gegönnt, was ihnen gestern versagt war.

Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten wie die

Beete eines Parterres[1]). Wir waren so hoch, daß die Höhen nund Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuser, Weinberge und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meist weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom See hatte sich der Nebel schon zurückgezogen, wir sahen den nächsten Teil an unsrer Küste deutlich, den sogenannten kleinen See, wo sich der große verenget und nach Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, ganz. Uns gegenüber klärte sich das Land auf, das ihn umschließt. Über Alles aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte.

Bald labten unsere Freunde die bloßen Augen an dem Bilde, bald suchten sie mit dem Fernrohr Einzelnes genauer zu erkunden. Im Windschutz eines Felsens hielten sie ihr bescheidenes Mittagsmahl, das jedoch durch eine Flasche alten Lacôteweins gewürzt wurde: Arpeau hatte sie mitgebracht. Und dann erfreuten sie sich wieder an der Aussicht, die sich immer mehr erweiterte. Jeder entdeckte ein Neues oder glaubte es zu entdecken. Man erkannte nach und nach Lausanne mit allen seinen Gartenhäusern wieder, dann Vevey, und ganz deutlich das Schloß von Chillon. Und schließlich durchreiste man die ganze westliche Schweiz mit den Augen.

Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks. Man ist sich im Augenblick selbst kaum bewußt, daß man sieht. Man ruft sich nur gern die Namen und alten Gestalten der bekannten Städte und Orte zurück und freut sich in einer taumelnden Erkenntnis, daß Das eben die weißen Punkte sind, die man vor sich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größeren Flächen gegen uns zu. Schon was vom See auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Türme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen, wilde, ungeheuere, undurch-

[1]) In der damaligen Gartenkunst nannte man Parterre ein flaches, von parallelen Wegen oder sonst in geometrische Figuren zerschnittenes Gebiet. Die Beete waren meist von Buchsbaum umsäumt und mit Blumen bepflanzt; in Gärten nach französischem Geschmack konnten die Grenzen und Farben auch durch Porzellanstückchen, buntes Glas und Muscheln bewirkt werden.

dringliche Vorhöfe bilden! Wann sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannigfaltig daliegen! Man gibt da gern jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns sahen wir ein fruchtbar-bewohntes Land, der Boden, worauf wir stunden, ein hohes kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Tiere, von denen der Mensch Nutzen zieht: Das kann sich der einbildische Mensch noch zueignen. Aber Jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unsern Augen, für sich allein, in ewiger Reinheit aufbewahrt.

Lange blieb man oben, und auch als der nahende Abend zum Absteigen zwang, wandten sich die Augen immer wieder zu den Eisbergen hin, die nun, von der scheidenden Sonne zuletzt berührt, errötend erstrahlten.

Die letzten, links im Oberland, schienen in einem leichten Feuerdampf aufzuschmelzen, die nächsten standen noch mit wohl bestimmten roten Seiten gegen uns: nach und nach wurden jene weiß-grün-graulich. Es sah fast ängstlich aus! Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer rot herüberglänzte und auch zuletzt uns noch einen rötlichen Schimmer zu behalten schien — wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen und den Augenblick, wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will.

Sie schritten hinunter ins dunkelnde Land. Zu St. Cergue fanden sie die Pferde wieder. Hier war Arpeau zu Hause, nämlich als besoldeter Kommandant eines Schlosses, das nur noch als Ruine dastand, aber er begleitete die deutschen Freunde noch weiter, hinunter zum See. Sie gingen fast den ganzen Weg zu Fuß: so dünkte es ihnen in der Mondnacht am schönsten. Der Gasthof, den sie dann erreichten, war das Weiße Kreuz zu Nyon, es stand hart am See, sowohl aus den hinteren Zimmern wie aus dem Garten, der durch eine gewaltige Mauer gegen die Angriffe des Wassers geschützt war, konnte man noch länger den breit schwimmenden Widerglanz des Mondes auf den stillen Fluten genießen.

Hier wäre auch der Montblanc am andern Morgen recht bequem zu sehen gewesen, aber da lag die ganze Gegend im Nebel.

In dieser Trübe ritten sie, nachdem sich Arpeau von ihnen verabschiedet, nach Genf weiter: der Weg aber führte ohnedies durch reizloseres, geringer bebautes Land, und eine Strecke, wo es durchs Französische, das pays de Gex, ging, glaubte man geradezu arme Sklaven von harten Herren zu sehen: zerlumpte Menschen hausten dort in verfallenen Hütten. In Versoix hatte der König von Frankreich einen Hafen und eine Stadt anlegen wollen: der Hafen war gemacht, die Gräben abgestochen, aber erst wenige Häuser gebaut.

Je näher man dem Südende des Sees kam, desto freundlicher ward die Gegend wieder; zahlreiche feine Landhäuser verkündeten einen bedeutenden Mittelpunkt.



9. Genf. 27. Oktober bis 2. November

Es war am 27. Oktober mittags oder bald nach Mittag, als sie in Genf vor dem nahe an der Rhone gelegenen Gasthof zur Wage, aux Balances, von den Pferden stiegen.

Ob dies Genf, das sie zunächst bei trübem und regnerischem Wetter sahen, eine schöne oder häßliche Stadt sei, darüber gingen damals die Ansichten auseinander. Auf Goethe machte die Stadt selbst, innerhalb ihrer Festungsmauern, einen fatalen Eindruck; auch der Herzog fand sie garstig und ungleich, jedenfalls recht schmutzig. Schöne Straßen gab es hier nicht; und die öffentlichen Gebäude konnte man nur für mittelmäßig erklären. Die Häuser der Reichen fielen wenig ins Auge. Eigentümlich waren hier in den rues basses, wo die Märkte stattfanden und viele Läden ihre Waren feilboten, die Arkaden: nicht wie in Bern oder Murten unter dem ersten Obergeschoß der Häuser weggenommen und von der Straße durch steinerne Pfeiler getrennt, sondern aus hölzernen Ständern vor die Häuser vorgebaut, indem eine Art Vordächer wie Kappen über diesen langen Pfählen

ruhten. Ein paar Spaziergänge gab es wohl, auf den Wällen und in einer Lindenallee, die la Treille hieß, doch ihre Aussicht durfte man nicht sehr rühmen, der Montblanc war von dort nicht sichtbar und der See gerade dort versandet und weder reizend noch großartig. Und dennoch war Genf wegen seiner herrlichen Landschaft und seiner schönen Häuser berühmt, es kamen seit vielen Jahren mehr Fremde hierher als in irgendeine andere schweizerische Stadt, auch lebten hier viele Ausländer auf die Dauer. Ganz wie in Lausanne, unterschied sich hier die nächste Umgebung sehr vorteilhaft von der alten Stadt, die von diesen neuen Landhäusern und Gärten umkränzt wurde. Genf war also der Mittelpunkt für viele angenehme ländliche oder halbländliche Wohnplätze. Überdies war die Lage der Stadt zu den großen Staaten und Völkern unvergleichlich: nach Frankreich und Savoyen konnte man bequem spazieren gehen, und das deutsche Sprachgebiet lag im Norden und Osten auch nicht weit ab. Hier auf freiem Boden, wo man keinem Fürsten und Minister zu hofieren brauchte, begegneten sich die englischen Lords mit den französischen Marquis und den Fürsten und Grafen aus Deutschland und Rußland. Daß die Einwohner die französische Weltsprache redeten und manchmal die französischen mit den deutschen Tugenden vereinigten, war auch sehr angenehm.

Nicht als ob diese Genfer dadurch zum Inbegriff der Tugend geworden wären! Ihre Höflichkeit, Betriebsamkeit, Geschäftstüchtigkeit standen außer Zweifel, daheim und in aller Welt verstanden sie Geld zu machen! Sie stellten das klügste Volk der Erde vor. Sie lebten wie die Juden von den Fehlern ihrer Mitmenschen, jetzt besonders von der schlechten Wirtschaft des französischen Staates. Ihr kleines und noch dazu unfruchtbares Ländchen hätte nur den siebenten Teil der Bewohner ernähren können, – es waren 25000 in der Stadt und kaum 10000 draußen – aber die Genfer litten an keinem guten Dinge Mangel, die Reichen unter ihnen statteten sich prächtige Paläste aus, hielten kostbare Equipagen, „noch kostbarere Mätressen“, wie Meiners hinzufügt, und gaben Diners und Soupers wie anderwärts die Prinzen, Herzöge oder Marquis oder gar wie in Paris die

Generalpächter. „In Genf rechnete man vierundzwanzig Familien, in welchen man beständig von Silber speist, und 3—400 Häuser, in welchen, die Teller ausgenommen, alles Tafelgeschirr, Terrinen, Schüsseln usw. von demselbigen Metall sind." Zu Kalvins Zeit hatte man hier solchen Wohlstand und erst recht solchen Luxus nicht gekannt; damals ging es sehr ernsthaft und feierlich zu; aber flüchtige französische Protestanten brachten diese, wie manche andere alte Bürgerschaft in Umtrieb und fortschreitende Bewegung; sie führten neue Künste ein, und reizten zu einem bis dahin ungewohnten Fleiße. Der Juwelenhandel entstand; Gold- und Silbergespinste wurden angefertigt; die Kattundruckerei stieg auf eine große Höhe; die Uhrmacherei beschäftigte sehr viele geschickte Hände. Durch die beständige Geldnot des französischen Nachbars wurden dann die Genfer zu Kapitalisten und Geldspekulanten; namentlich kauften sie lebenslängliche Renten auf ihre eigenen Personen oder auf Gruppen junger Frauenzimmer, die ein besonders langes Leben versprachen. Jetzt, 1779, bezog Genf jährlich wohl 10 Millionen Francs Rente jährlich aus den französischen Kassen. Aber auch den immer zahlreicher bei ihnen einkehrenden Fremden nahmen sie soviel Geld ab, wie Diese sich gefallen ließen. Man verschrie sie in der übrigen Schweiz wegen ihrer Sparsamkeit und Geldgier; aber die Genfer ließen sich ruhig mit den Hebräern vergleichen, wenn sie nur immer reicher wurden.

Kalvins Glaubens- und Sittenstrenge war also in Vergessenheit geraten; nur in Einem hielt man noch fest am alten Gesetz: man duldete keine Komödianten. Und es war ein Uhrmacherssohn aus Genf, der sonst so freigesinnte Rousseau, der vor aller Welt das Theaterwesen am geistreichsten und kräftigsten angegriffen hatte, 1758 in seinem Briefe an d'Alembert gegen die Schauspiele. Der Angeredete hatte nämlich in der Enzyklopädie die Genfer wegen ihrer Theaterfeindschaft angegriffen; Rousseau zeigte dagegen, wie schädlich die Komödie diesem Freistaat werden müßte, wenn sie für beständig eingeführt würde: Verschwendung, Pracht, Armut, Müßiggang, Wollust, Unsittlichkeit würden die Folgen sein, und nach dem Fall der Sitten könnte

der Fall des Staates nicht ausbleiben. Übrigens konnten Diejenigen seiner Landsleute, die über diese Sache leichter dachten, doch auch recht bequem ein Theater besuchen; sie spazierten nur über die französische Grenze nach dem Dörflein Chatelaine. Unsere weimarischen Herren taten Das sogar schon am ersten Nachmittage. Ein Schauspiel wurde gegeben und darauf eine derbe Posse. Einen besonderen Eindruck empfingen sie nicht.

Sie hatten zunächst keine Bekanntschaften in Genf. Von Basel aus waren sie an einen Bankier Pasteur empfohlen worden; er erwies sich aber als der fatalste Narr, Schlingel und Hasenfuß: so nannte ihn wenigstens der Herzog sehr bald. Dieser Mann führte sie am Tage nach ihrer Ankunft zur Zitzfabrik und Kattundruckerei der Brüder Fast, welche Arbeitsstätte in der Tat zu den ersten Sehenswürdigkeiten der Stadt und der ganzen Schweiz gerechnet werden mußte. Denn wo gab es sonst eine Fabrik, die bis zu achthundert Menschen beschäftigte? Schon ihrer Lage wegen konnte man sie besuchen. Im Stadtteil St. Gervais rechts der Rhone war sie am Ausgang des Sees aufgebaut; aus ihren Fenstern hatte man die schönste Aussicht auf das Wasser und die Gebirge; in ihren Höfen und Gärten gab es große Rasenplätze, eine Lindenallee, Blumenstücke, Pomeranzen- und Granatbäume. Die Arbeiterinnen in den Sälen waren so wohl gekleidet und schön gekämmt, daß sie in jeder deutschen Stadt gleich hätten in eine Assemblee eintreten können. In einigen Räumen sah man Kinder damit beschäftigt, Farben auf die Druckformen aufzutragen; da bei dieser Beschäftigung Ruhe und Bewegung abwechselten, so schien sie dem natürlichen Wesen der Kinder mehr angepaßt als stundenlanges Sitzen vor den Büchern[1]). Die weimarischen Herren konnten hier die verschiedensten Arbeiten beobachten: Spinnen, Weben, Farbengeben, Drucken, die Bewegungen der Wassermaschinen und Walzen beim Färben, das Schneiden der hölzernen und metallenen Modelle, das Bleichen, Glätten, Ausmalen usw. Die Erzeugnisse dieser Fabrik konnten

[1]) So urteilte Sophie v. La Roche, die 1784 hier war, als die Fabrik sogar 1900 Personen beschäftigte.

in dem teuren Genf nicht anders als teuer hergestellt werden; aber ihr Ruhm war so groß, daß die Herren Fasi sich um den Absatz niemals zu bemühen brauchten.

Nach der Besichtigung dieser Fabrik ließen sich unsere Reisenden zuerst zu einem Bilderhändler Francillion führen, der ihnen gern einen falschen Tizian aufgebunden hätte, und dann zu einigen römischen Altertümern und Inschriften, die an oder in öffentlichen Gebäuden und anderwärts in der Altstadt zerstreut waren. Nach Tisch besuchten sie den dänischen Bildnismaler Juel, und der Herzog beschloß, sich von ihm malen zu lassen. Goethe suchte aber auch den Pfarrer und Bibliothekar Diodati auf, an den er von Lavater aus verwiesen war. Das war ein freundlicher Mann, sehr willig, die deutschen Gäste über die Dinge und Menschen in Genf zu beraten: nun konnte man den widerwärtigen Bankier laufen lassen.

Bei Diodati hielt sich ein junger Theologe auf, der zweiundzwanzigjährige Georg Christoph Tobler aus Zürich, ein Sohn des Chorherrn Johannes Tobler, dessen Spottverse auf Goethe und die Zürcher Gelehrten wir früher gelesen haben. Der jüngere Tobler war ein großer Verehrer Lavaters; daher kam es, daß dieser ihm einen Brief geschickt hatte, den er Goethen bei seiner Ankunft in Genf übergeben sollte; den Brief begleiteten zwei Handschriften von neuesten Lavaterischen Werken: eine Bearbeitung der Offenbarung Johannis und die ersten Gesänge einer neuen Messiade: ‚Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn'. In dem Briefe empfahl Lavater dem Empfänger seinen jungen Landsmann und lobte ihn; als Goethe dieses Lob zu Hause las, warf er sich selber vor, daß er nicht sogleich freundlicher gegen Tobler gewesen war, aber er hatte wieder einmal über seine Steifigkeit in neuer Gesellschaft nicht hinweg gekonnt.

Als er nun auch Lavaters neue Arbeiten ansah — an sich eine gute Unterhaltung, wenn man bei Regenwetter auf ein Gasthofszimmer angewiesen ist — ergrimmte er. Warum hatte sich der Freund gerade auf die Offenbarung Johannis geworfen? Sicherlich doch, weil dieses dunkelste Buch der Bibel seiner phantastischen Glaubenslust die meiste Nahrung bot! Ach, warum ließ

sich Lavater nicht an den klaren und einfachen Lehren und Geschichten der Evangelien genügen! Schien es nicht, als ob Goethe und Lavater in dieser Religionssache jetzt noch weiter auseinander seien, als früher? Sollte es vielleicht bei dem ersehnten Wiedersehen zu ernstlichem Streite kommen? Mußte man Dem nicht schon jetzt vorbauen und sich schriftlich aussprechen, damit der Andere Zeit zu ruhiger Überlegung hatte? Goethe schrieb Lavatern gleich nach seinen ersten Eindrücken:

Noch weiß ich nicht, wenn wir kommen, Du sollst noch mehr von mir hören. Ich halte sonst viel vom Überraschen, diesmal ist das Herumziehen, ehe wir uns sehen, auch gut. Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns beiden soll unsre Zusammenkunft sein! Für ein paar Leute, die Gott auf so unterschiedne Art dienen, sind wir vielleicht die Einzigen, und ich denke: wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen als ein ganzes Konzilium mit seinen Pfaffen, Huren und Mauleseln.

Eins werden wir aber doch wohltun: daß wir einander unsre Partikular-Religionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold: da bitt' ich Dich im Voraus um Geduld. Denn zum Exempel, da hat mir Tobler Deine ‚Offenbarung Johannis' gegeben: an Der ist mir nun nichts nah als Deine Handschrift! Darüber hab' ich sie auch zu lesen angefangen, es hilft aber nicht: ich kann das Göttliche nirgends und das Poetische nur hie und da finden, das Ganze ist mir fatal, mir ist's, als röch' ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von Dem gehabt hat, der da ist A. und O. Siehst Du, lieber Bruder, wenn nun Deine Vorerinnerung grade das Gegenteil besagt, (und unterm 24. September 1779!!) da werden wir wohltun, wenn wir irgendein sittsam Wort zusammen sprechen.

Ich bin ein sehr irdischer Mensch, mir ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Sämann, von der Perle, vom Groschen usw. göttlicher – wenn ja was Göttliches da sein soll – als die sieben Bischofe, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und – Gott habe Geduld mit mir wie bisher!

Dann dachte er an den Hauptzweck seiner Reise nach Zürich:

Vom Herzog sag' ich Dir nichts voraus, noch haben ihn die gescheutsten Leute falsch beurteilt. Du sollst ihm das Haupt salben wie

mit köstlichem Balsam, und ich will mich im Stillen über ihn freuen – denn, weiß Gott!, außer der Sonne und dem Mond und den ewigen Sternen laß' ich neuerdings Niemand zum Zeugen Deß, was mich freut oder ängstet.

Am andern Morgen – Freitag, den 29. Oktober – erschienen Diodati und Tobler im Gasthofe, um die Herren zur Bibliothek und zu anderen Orten, wo Kunstsachen zur Schau hingen oder standen, zu begleiten. Die besten Sammlungen besaßen hier Ratsherr Tronchin, Generalprokurator Tronchin, Mlle Burlamaqui, Herr Sellon und Maler Liotard. Auf der Bibliothek fand man vorzügliche Abdrücke von Rembrandts Radierungen, aber man hatte sie zu Hause in Weimar vollständiger. Bei Ratsherr Tronchin befand sich ein Gemälde von Gerard de Lairesse, dessen Gegenstand wohl geeignet war, sich im Gedächtnis eines Dichters einzudrücken. Ein kranker Prinz war dargestellt, Antiochus, einziger Sohn des syrischen Königs Seleucus; seine Krankheit verzehrte ihn, aber Niemand verstand die Ursache und den Sitz dieses Leidens. Endlich bemerkte der Arzt, daß der Puls des Kranken schneller schlug, wenn dessen schöne Stiefmutter Stratonika in die Nähe kam. Nun verriet der Arzt dem Könige Seleucus: sein Sohn sterbe aus Liebe zu einer Schönen, die nicht die Seine werden könne. Sogleich verlangte der König zu wissen, welche Schöne seinem Sohne unerreichbar sein könne. „Eines Andern Frau." – „Wessen?" – „Meine Frau" erwiderte der kluge Arzt. Nun drang der Vater in den Arzt, daß er seinem Sohne durch ein so großes Opfer das Leben rette, und machte ihm die schönsten Verheißungen. Der Arzt fragte dagegen, was denn der König tun würde, wenn sein Sohn in die Stratonika verliebt wäre. Das Ende der Geschichte ist die Szene, die der Maler darstellt: Seleucus führt seinem Sohne die holde Gemahlin zu; der Arzt und zwei Hofdamen sind gerührte Zuschauer dieser Opfertat[1]).

---

[1]) Goethe spricht von diesem Gemälde in ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren' I, 17 und VIII, 10.

Mittags aßen Diodati und Tobler bei den deutschen Herren im Gasthofe, nachmittags fuhr man auf das Landgut Genthod zu Bonnet, dem berühmtesten Autor der Stadt. Es gab in Genf neben all den Kaufleuten und Uhrmachern auch viele Gelehrte, bezeichnend aber war es, daß sie besonders zur Mathematik oder Naturforschung neigten oder gerade in diesen Fächern Großes leisteten. Charles Bonnet, jetzt ein kränklicher Mann von sechzig Jahren, war ursprünglich Jurist gewesen, er hatte sich aber als Erforscher der Pflanzen- und Tierphysiologie einen Namen gemacht, und weil er das Gebiet der Naturwissenschaften auf Kosten des Wunder- und Aberglaubens erweiterte, so war er zu den Materialisten gerechnet worden. Er forschte zum Beispiel über die Fortpflanzung der Blattläuse, das Atmen der Insekten, die Ausdünstung und Einsaugung der Pflanzenblätter, und ging von solchen Sonderforschungen zur Abfassung von allgemeinen Werken über das körperliche und seelische Leben weiter. Später, als ihn Augenschwäche bei solchen Untersuchungen behinderte und sein ganzer Gesundheitszustand ihn sehr beunruhigte, richtete er seine Gedanken am liebsten auf die Fortdauer des Menschen nach dem Tode und verfaßte zur Aufrichtung seines Gemüts und zur eigenen Stärkung im Glauben ein Werk: ‚Idées sur l'état futur des êtres vivants ou Palingénésie philosophique.' Dies Buch ward viel gelesen, auch in einer von Lavater besorgten deutschen Ausgabe, und nunmehr galt Bonnet für einen christlichen Philosophen. Jetzt, 1779, arbeitete er an einer Ausgabe seiner sämtlichen Werke, in dem Augenblicke aber, wo die deutschen Herren vorfuhren, ließ er sich gerade von Juel malen. Er kam den Gästen freundlich entgegen, zeigte ihnen seinen in französischem Geschmack gehaltenen Garten, der vielleicht die herrlichste Lage der Welt hatte, und drinnen im Hause ließ er sie auch von seinen Versuchen sehen, mit denen er sich doch auch noch beschäftigte. So zeigte er ihnen einen Salamander: dem armen Burschen wurde ein Körperteil nach dem andern abgeschnitten, um festzustellen, was wieder nachwachsen könne und wo solche Wiederherstellung aufhört.

Als Goethe an diesem Tage den jungen Tobler wiedersah, ging er zwar auch noch nicht sehr aus sich heraus, gab ihm aber sein Mißfallen an Lavaters ‚Offenbarung' zu erkennen. Da konnte der junge Theologe seinen Landsmann leicht rechtfertigen. Es war nämlich allen Züricher Geistlichen vor kurzem auferlegt gewesen, über jenes letzte Buch der Bibel zu predigen, Lavater hatte also diese Betrachtungen schreiben müssen, seine Wundersucht war nicht in Frage gekommen. Goethe las nun ohne Vorurteil in der Handschrift weiter, er erbat sich auch den griechischen Text der ‚Offenbarung' und, um diesen besser zu meistern, die in der Westschweiz übliche Verdeutschung der Bibel durch Piscator. So sah er sich plötzlich in Genf mit einer großen Folio-Bibel auf den Knien.

Am nächsten Tage begaben sich die Reisenden noch einmal in die Naturwissenschaften, und zwar in die hier sehr angebrachten alpinen. Jean André Deluc war einer der angesehensten Genfer Gelehrten: Geologe, Meteorologe, Gebirgskenner, die Anwendung des Barometers zu Höhenbestimmungen hatte er eingeführt. Dieser Deluc wohnte aber nicht mehr in seiner Heimat, sondern machte zu London den Vorleser der englischen Königin, dagegen war sein Bruder Guillaume Antoine in der Vaterstadt geblieben, er hatte gleichfalls große Forschungsreisen in die Ferne, z. B. zu den Vulkanen Siziliens, wie in der Nähe, im Hochgebirge, gemacht, und sein Kabinett enthielt nun die merkwürdigsten Kristalle, Versteinerungen und andere Schätze. Unsere Freunde mußten ihn als einen der kühnen Männer ehren, die das Gebirge, wohin sie jetzt strebten, erst erschlossen hatten.

Von Deluc aus fuhren sie zu Frau van der Borch, einer angenehmen, aber kränklichen Niederländerin, deren Gemahl in oranischen Diensten stand. Goethe konnte mit ihr über seine liebste Freundin sprechen, denn die beiden Damen kannten sich vom Pyrmonter Bade her. Des Abends aber las Goethe dem Herzoge zu einem guten Wochenschlusse aus der Bibel vor: die Geschichte der Ruth und einige Kapitel aus dem Buch der Richter.

Am Sonntag Vormittag mußte der Herzog noch seinem Maler sitzen. Zum Mittag und Nachmittag war man auf Diodatis

Landhaus geladen. Bei der Rückfahrt zeigte sich die Landschaft in gar herrlichen Farben, und die Gipfel der Berge glühten wunderbar. Man ging nachher noch auf die Promenade und hätte auch da noch gern die Augen an der Schönheit gelabt. Aber: „nicht ein leidlich Weib!" war das Ergebnis der Umschau. Überhaupt wollte es nicht gelingen, daß sie diese Stadt und diese Bürger liebgewannen. Karl August gestand jetzt, wo er die Landgüter kannte, zu: „Schöne Häuser, aber", fuhr er fort: „ganz abscheulich fatale Kerls mit viel Geld."

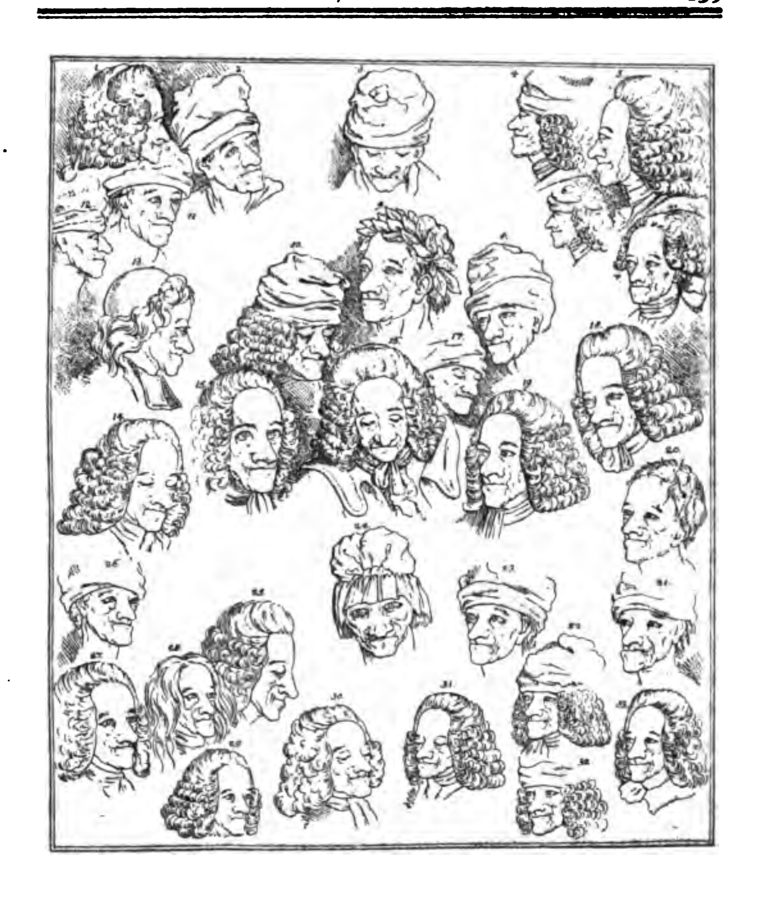
Am Montagmorgen fuhren sie nach Ferney zu Voltaire. Zwar der alte Gallier hatte seinen vielen Mitbewerbern im Geistsprühen, Dichten und Spotten vor einem Jahre endlich den Gefallen getan, von der Bühne abzutreten, aber noch konnte man sein Ferney ganz so sehen, wie er es verlassen hatte: die Räume im Schlosse, sein Bett, seinen Stuhl, die Bilder an den Wänden, dazu seine schönen Gärten, die Häuser für Uhrmacher und andere Handwerker, die er hatte erbauen lassen, und auch die kleine Kirche, die dieser schreckliche Feind der Pfaffen dem lieben Gott stiftete: „Deo erexit Voltaire MDCCLXI." Er soll sogar die Kühnheit gehabt haben, selber darin die Kanzel zu besteigen und eine Predigt gegen den — Materialismus zu halten. Viele Menschen erklärten den größten Schriftsteller des Jahrhunderts für einen Teufel, aber gerade sie waren geneigt, diesen Ort Ferney als sein bestes oder einziges gutes Werk zu loben. Als Voltaire seinerzeit das Schloß angekauft hatte, waren nur einige elende Hütten dagestanden, bei seinem Tode aber lebten hier zwölfhundert Menschen in achtzig hübschen Häusern, auch hatte sich der einflußreiche Mann um das ganze Ländchen Gex, das eines Schutzpatrons höchst bedürftig war, sehr verdient gemacht. Nun aber war Das alles vorbei, Ferney stand zum Verkauf, und hier, wie in Paris, wie in der europäischen Literatur verlangten neue Komödianten Aufmerksamkeit, bestimmten neue Geister über Gegenwart und Zukunft.

In diesen Zimmern, vor diesen Erinnerungen an Voltaire, den er so oft bewundert, so oft gescholten hatte, mußte Goethe wohl daran denken, daß auch er selber ein Dichter und ein Führer der

Geister war. Oder war auch er es schon gewesen? Der erst dreißigjährige Goethe geriet bei seinen Landsleuten bereits in Vergessenheit, denn er hatte sich nun schon mehrere Jahre nicht mehr hören lassen, sich nicht mit neuen Waren auf der Leipziger Büchermesse gezeigt und schien sich völlig dem herzoglich sachsen-weimarischen Kleinkram gewidmet zu haben. Das liebe Publikum vergißt uns rasch, wenn wir es nicht immer aufmerksam machen, daß wir noch da sind. Und Goethe wunderte sich nicht über das schnelle Verwelken seiner Ruhmeskränze; vielmehr erstaunte er, daß man hier im Auslande fast überall, wo er zu gebildeten Leuten kam, seinen Namen kannte. Freilich ward er immer nur als l'auteur de ‚Werther' begrüßt, und gerade dieser Roman und was diesem Romane unter dem Schreibervolk und im Publikum gefolgt war, hatte ihm die Dichterlaufbahn am meisten verleidet. Und doch, wen freut es nicht, fern von der Heimat, unter Menschen einer andern Sprache, gekannt zu sein? „Daß man bei den Franzosen auch von meinem ‚Werther' bezaubert ist," schrieb er der Freundin jetzt, „hätt' ich mir nicht vermutet; man macht mir viel Komplimente, und ich versichere dagegen, daß es mir unerwartet ist. Man fragt mich, ob ich mehr dergleichen schriebe, und ich sage: Gott möge mich behüten, daß ich nicht wieder in den Fall komme, einen zu schreiben und schreiben zu können! Indes gibt mir das Echo aus der Ferne doch einiges Interesse mehr an meinen Sachen. Vielleicht bin ich künftig fleißiger und verpasse nicht wie bisher die guten Stunden"[1]).

---

[1]) Als Professor Meiners im Sommer 1788 nach Genf kam, fiel ihm auf, wie gut man jetzt dort über die neue deutsche Wissenschaft und Philosophie dachte und wie geschätzt die deutschen Handwerker überall unter den welschen waren. Aber die alten Vorurteile seien noch nicht ganz verschwunden, berichtet er. „Man denkt sich Deutschland sehr häufig noch als ein rauhes und rohes Land, in welchem junge Leute sich nicht lange aufhalten könnten, ohne an ihren Manieren oder äußern Sitten Schaden zu nehmen und merklich barbarisiert zu werden. Als ein Land, in welchem vielleicht viel Gelehrsamkeit, aber wenig Genie, viele fleißige und geschickte Arbeiter, aber wenige Künstler und Erfinder seien." Meiners betont, daß es seit kurzem in Genf eine



Voltaire
d'après Huber

Goethe aß diesen Mittag bei Frau van der Borch; am Nachmittag regalierte sie ihn damit, daß sie mit ihm zu dem Maler Huber fuhr. Das war freilich eine Überraschung! Man hätte diesen Mann, der den schlichten Namen Johann Huber führte, eher für einen Grafen oder Prinzen halten können! Er wohnte auf einem Landgute in recht bequemen Verhältnissen, und sein ganzes Wesen war aristokratisch. Darin, daß er zugleich Maler und Lebenskünstler war, erinnerte er wohl an Goethes alten Freund Oser in Leipzig, aber Oser war doch nur ein Professor, der Stunden geben und jeden gutbezahlten Auftrag annehmen mußte. Oser war einmal ein armer Junge unehlichen Ursprungs gewesen; Dergleichen verwischt sich nie; dieser Monsieur Huber, ein Deutscher aus Hessen, hatte die Rechte studiert, war Adjutant seines Landesherrn geworden, danach Offizier in französischen Diensten, und hatte schließlich das Glück gehabt, viele Jahre Voltaires Freund zu sein und mit ihm umzugehen. Jetzt genoß er den Feierabend seines Lebens, abwechselnd sein Stadthaus und sein Gut bewohnend; zwei begabte Söhne lebten bei ihm, von denen Johann Daniel gleichfalls malte. Von den Arbeiten des Vaters waren am berühmtesten seine Bilder zur Aneide, seine zahlreichen Bildnisse von Voltaire und seine Scherenschnitte, die als Bildnisse, Landschaften, komische Szenen gleichweise entzückten; durch solche Scherenbilder, die er verschenkte, machte er sich viele Freunde. Die Kaiserin von Rußland hatte vier reizende Blätter von ihm, die die Jahreszeiten darstellten; Goethes guter Bekannter, der Geheime Rat La Roche, hob eine Silhouette des alten Voltaire auf, der in seinem Garten eine Schnecke betrachtete und darüber philosophierte: Huber hatte sie ihm geschnitten, um ihm als Gastgeschenk mitzugeben. Und Goethe

---

Niederlage von deutschen Büchern gäbe, und daß die Genferischen Gelehrten sich Mühe gäben, diese Bücher lesen zu lernen. Am meisten schätze man die Werke unserer berühmtesten Mineralogen, Chemiker und sonstigen Naturforscher, danach die neuesten theologischen Schriften, mehr als die philosophischen. Am wenigsten die Dichter, die den Ausländern zu schwer und zu fremd sind.

konnte zwei schöne Radierungen heimtragen. Noch mehr freute es ihn, diesen glücklichen Mann gesehen zu haben, dem das künstlerische Können aus den Fingern zu quellen schien: wie selten trifft man doch so einen ganzen Menschen, der nichts vermissen läßt und selber nichts zu vermissen scheint!

An diesem Abend kam der andre Maler, der Däne Juel, in den Gasthof, um sich Goethes Bild wenigstens mit Bleistift festzuhalten; es geriet gut, wie der Herzog fand, wurde aber noch nicht fertig.

Der 2. November war der letzte Tag in Genf; Goethe begann ihn mit Briefeschreiben. „Mich hat Genf ganz in mich hineingestimmt" klagte er der Freundin; „um Alles blieb ich nicht noch acht Tage in dem Loche!" Eins verdroß ihn namentlich hier: daß gewisse Leute ihn und den Herzog bewegen wollten, von ihrer Reise in die Eisgebirge abzustehen. Und da er der Älteste und Anführer der Schar war, schoben sie gerade ihm eine Verantwortung in einem Falle zu, wo das Wagnis gewiß nicht zu kühn, ein übler Ausgang aber doch auch nicht außer aller Möglichkeit war. Dergleichen Warnungen oder Mahnungen oder Vorwürfe können uns wohl ärgerlich machen! Auch Diodati gehörte zu diesen unbequemen Philistern, die von den savoyischen und wallisischen Bergen nicht genug Schlimmes zu sagen wußten.

Wenn es dort schon so aussähe, wie man es uns hier malt, so wär's ein Stieg in die Hölle. Mann kennt aber schon die Poesie der Leute auf den Sofas und in den Kabrioletts! Etwas zu leiden sind wir bereit, und wenn es möglich ist, im Dezember auf den Brocken zu kommen, so müssen auch anfangs November uns diese Pforten der Schröcknisse auch noch durchlassen.

Der geistliche Herr Diodati gefiel ihnen überhaupt nur noch halb, aber sie mußten ihm jetzt doch einen Abschiedsbesuch machen und für seine viele Gefälligkeit danken. Er führte sie auch noch zum Brigadier v. Chauteauvieux, der in früheren Jahren der Prinzessin Luise von Hessen, der nunmehrigen Gattin Karl Augusts, viel Höflichkeiten erwiesen hatte. In diesem Hause kam das Gespräch wieder auf die geplante Bergfahrt. Chauteauvieux eiferte ebenso dagegen wie Diodati; Beide zeigten so eine tantenhafte

Ängstlichkeit, daß dem jungen Herzoge fast schlecht wurde. Immerhin, wenn man von so würdigen alten Herren ermahnt wird, Gott nicht zu versuchen, kann man wohl schwankend werden. Fragte sich nur, ob diese würdigen alten Herren auch gut genug Bescheid wußten. Daß sie schon lange die Genfer Luft atmeten, genügte doch nicht.

Aber es gab hier ja ein Orakel, dessen Spruch eingeholt werden konnte! Professor Horace Benedict de Saussure, ein Neffe Bonnets, hatte in dem großen Gebiete der Naturwissenschaften gerade die Erforschung des Hochgebirges zu seinem eigensten Fach gemacht; die Alpen kannte er so gut wie kein Anderer, denn er hatte sie schon vierzehn Male und von allen Seiten bestiegen, und ganz besonders war er in den Eisfeldern von Chamonix sozusagen zu Hause. Er stand jetzt im rüstigsten Alter von vierzig Jahren. Er mochte die Streitfrage entscheiden!

Zu ihm fuhren der Herzog und Goethe am Nachmittag hinaus; Diodati begleitete sie als Vertreter der Gegenpartei; sie trugen ihm ihre Zweifel vor. „O, es hat gar kein Bedenken" erwiderte er sogleich; sie sollten es ruhig wagen. Es liege ja noch kein neuer Schnee, der die Wege verdecke oder gefährde; sollte aber Schnee fallen, so werde er sie nicht so plötzlich überraschen, daß sie sich nicht auf sichere Straßen zurückziehen könnten. Nur sollten sie sich das nächste Wetter immer von den Landesbewohnern voraussagen lassen und sich nicht auf eigenes Urteil verlassen. Dann liefen sie gar keine Gefahr.

Das eben hatten unsere Freunde hören wollen, und besonders Goethen war es lieb, daß er nun in seinem Briefe an Frau v. Stein sich noch durch die Berufung auf diese beste Autorität sichern konnte.

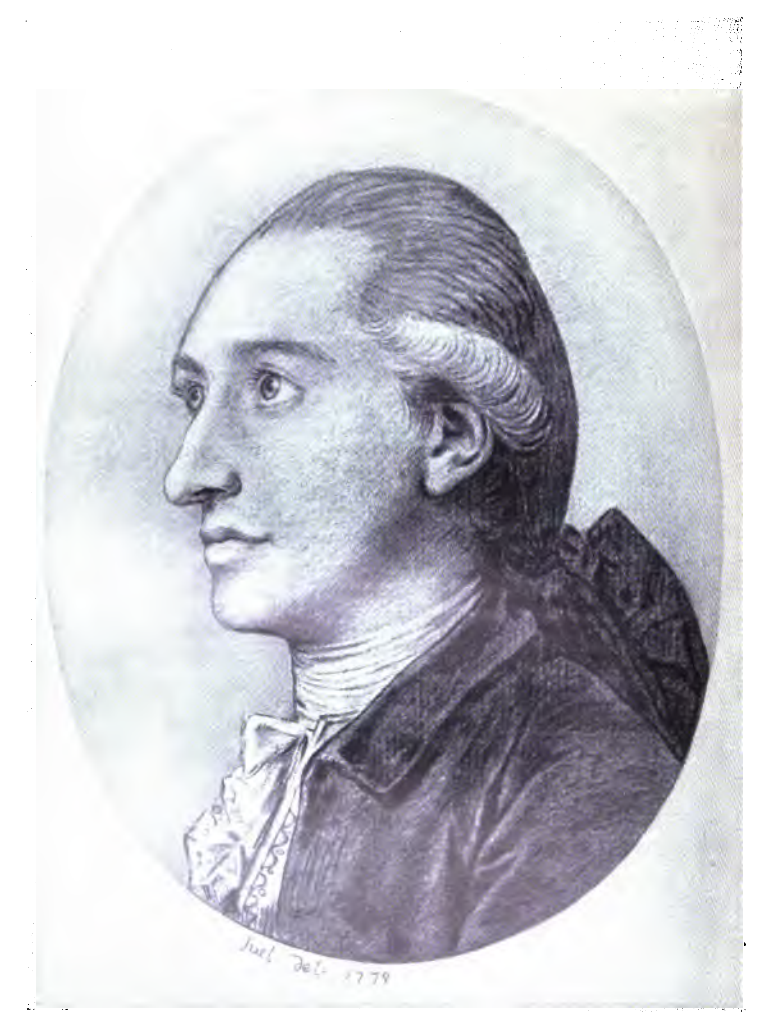
Er zeigte uns an, was in den kurzen Tagen zu sehen würde möglich sein, wie wir gehen und was für Vorsorge wir gebrauchen sollten. Er spricht nicht anders von diesem Gange, als wir einem Fremden vom Buffarthischen Schloß und vom Etterischen Steinbruche erzählen würden [1]).

---

[1]) Buchfahrt und Oettern sind Dörfer an der Ilm, anderthalb Stunden südlich von Weimar. Mit dem „Schloß" bei Buchfahrt sind hochgelegene Felsenhöhlen gemeint.



Karl August
Nach einem Gemälde von Jens Juel
(Landesbibliothek Weimar)



Goethe 1779
Nach einer Bleistiftzeichnung von Jens Juel

Und Das sind, dünkt mich, die Leute, die man fragen muß, wenn man in der Welt fortkommen will.

Das Wetter war endlich schöner geworden, und Goethe badete nun auch einmal in der Rhone, nämlich in einem artigen Häuschen, wo das grüne Wasser unten durchfloß. An diesem Abende vollendete Juel sein Bild: dem Herzoge dünkte es sehr gut geraten. Goethe schrieb aber auch noch einen großen Brief an Lavater. Er mußte ja sein allzu rasches Urteil über die ‚Offenbarung' wieder gutmachen; jetzt lobte er diese Schrift unbedingt. Er mußte auch ein Wort über Tobler sagen, in dem der Freund in Zürich gewiß schon einen neuen Bundesgenossen sah.

Mit Toblern weiß ich nicht, wie's war. Er hat wohl Nähe und Vertrauen zu mir, aber leider fühl' ich meine dreißig Jahr' und Weltwesen, schon einige Ferne von dem Werdenden, Sich-Entfaltenden. Ich erkenn's noch mit Vergnügen, mein Geist ist ihm nah, aber mein Herz ist fremd. Große Gedanken, die dem Jüngling ganz fremd sind, füllen jetzt meine Seele, beschäftigen sie in einem neuen Reiche, und so kann ich nicht, als nur geborgt, nieder ins Tal des Taus und der Morgenbegattung lieblicher Turteltauben.

Er sagt Dir vielleicht, wie's ihm mit mir war. Wohl ist uns zusammen nicht worden.

Um so mehr hielt Goethe nun an dem früher, in einem flüssigeren Zustande seiner Seele, gewonnenen Lebensgenossen Lavater fest. „Laß uns ja einander bleiben!" bat er ihn, „einander mehr werden! Denn neue Freunde und Lieben mach' ich mir nicht."




10. Savoyen. 3.–6. November

Am dritten November wurde die Gasthofsrechnung von 195 Talern bezahlt, und die Gesellschaft trennte sich. Denn in den nächsten Tagen konnte man die Pferde nicht brauchen und den sonst so tauglichen Freund Wedel auch nicht: also ritt er mit dem größeren Haufen am See entlang, den Weg, den man gekommen war, und weiter ins untere Wallis hinein. Der Herzog und Goethe, nur von des Herzogs Jäger begleitet, fuhren in einem hübschen Wagen davon.

Zunächst auf Hubers Landgut: Dessen Segen wollte Goethe auf die Reise mitnehmen, und der junge Fürst mußte und wollte diesen Hochgelobten doch auch mit eigenen Augen sehen. Karl August genoß ihn sehr: welche Originalität, Freiheit und Gabe, den Wein des Lebens ohne die Hefe zu trinken! Huber zeigte ihnen, als es geschieden sein mußte, den Richtweg zu ihrer eigentlichen Straße, und dann rollten sie durch die „Provinz" Chablais in die „Provinz" Faucigny, die beide zu Savoyen und damit zur Krone Sardinien gehörten. Allmählich hoben sie sich aus dem Hügellande den höheren Bergen zu. Bei dem Landhause La Boissière waren zum ersten Male die drei Gipfel des Montblanc zu sehen, rückblickend fand man am Salève immer neue Gestalten. Die Arve floß unter ihnen, ziemlich still und trüb, nicht so stürmisch und weißschäumend wie die Flüsse im Berner Oberland. Das Wetter war leidlich, anfangs drohte Regen, doch bald wichen die Wolken von den Bergen und zerflatterten als weiße Schäfchen.

Mittags hielt man in Bonneville, dem Hauptorte des Faucigny; es liegt unter einem ansehnlichen Berge, la Môle. Nun weiter im schmäleren und wilderen Tale, an vielen Kreuzen und Muttergottesbildern vorbei. Die höheren Berge zeigten vortreffliche Matten und Wälder, wenn man in die sich seitwärts eröffnenden Täler blickte, schienen sie aus lauter Obstgärten zu bestehen: so sehr waren die Wiesen mit Bäumen bepflanzt. Sogar Weingärten zeigten sich noch häufig. Goethe genoß es sehr, nun nach

der Genfer Enge mit seinem fürstlichen Freunde frei durch das schöne Land zu fahren.

Die Luft war so warm wie anfangs September, und die Gegend sehr schön, noch viele Bäume grün, die meisten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendrot rosenfarb ins Violette, und diese Farben auf großen, schönen, gefälligen Formen der Landschaft. Wir schwatzten viel Gutes.

Aber freilich sank der Abend früh herein, und so kamen sie längst nicht so weit wie die Reisenden, die dem gleichen Ziele im Sommer zustreben. In dem Uhrmacherdorfe Cluse, das für den Fußgänger acht Stunden von Genf liegt, kehrten sie für die Nacht ein, das Städtchen trug seinen Namen mit Recht, denn das Tal der Arve, das sich wieder verbreitert hatte, schien hier wie von Felsen verschlossen. Das Gasthaus war nur mittelmäßig, und unsere Freunde mochten noch nicht in der Stube hocken. Sie stiegen einen der beiden Berge, zwischen denen Cluse liegt, zur Hälfte hinan, blickten hinab auf den Ort und zurück auf das Tal, woher sie gekommen waren, setzten sich auf ein abgestürztes Granitstück, plauderten und erwarteten die Nacht. Gegen Sieben war es immer noch nicht zu kühl, aber nun gingen sie wieder hinunter und plauderten auch mit den Wirtsleuten, es waren doch freundliche Menschen, und ihre Mundart war als ein Übergang vom Französischen zum Italienischen vergnüglich anzuhören.

Am 4. November gingen sie, als der Tag erst graute, zu Fuße fort, ihr Wagen folgte ihnen später. Eine Felsenhöhle bei einem Dorfe, das an ihrem Wege lag, hatte damals einen Ruf, und man glaubte sie nicht versäumen zu dürfen. Auch hatte sie die Ehre, von dem vortrefflichen Huber gemalt zu sein. In der kühlen Morgenfrische zogen sie dahin, das letzte Mondsviertel ging vor der Sonne auf: ein ungewohnter Anblick! Leichte einzelne Nebel stiegen aus den Felsritzen aufwärts:

Als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Lust fühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen und sie an ihren Blicken zu vergülden.

Als sie in dem Dorfe Balme, ihrem Ziele, ankamen, benahmen sich die Bauern wunderbar. Die Herren wollten zur Höhle ge-

führt werden. Da sahen sich die Leute untereinander an und sagten Einer zum Andern in ihrer Mundart: „Nimm du die Leiter! Ich will den Strick nehmen. Kommt, ihr Herren, nur mit!" Und so ging's ab: wie zum Hochgericht! Aber die Übeltäter dürfen doch auf gebahnten Wegen ihren letzten Gang gehen, während unsere Freunde an steilen Felsen emporklettern mußten, wo sie oft nur weiterkonnten, indem sie sich an übergebogenen Büschen oder Baumästen emporschwangen oder die Leiter anlegten. Schließlich standen sie in einem Felsenportal und hatten Dorf und Tal unter sich. Nun wurden Lichter angezündet und eine Pistole geladen; dann begann die Prozession in den dunkeln Berg hinein. Es war zuerst ein langer Gang, bald von zwei Menschenbreiten, bald von einer, bald mannshoch, bald zum Bücken oder auch zum Kriechen; so kam man in Klüfte, in einen „Dom", zu Schluchten und Untiefen. Die Tropfsteingebilde waren seltsam genug — nur mußte man nicht vorher die Baumannshöhle im Harz gesehen haben. Man drang so weit vor, wie das Wasser zuließ; im Hinausgehen ward die Pistole abgeschossen: die Höhle ward von einem starken, dumpfen Klang erschüttert und summte um ihre Gäste wie eine Glocke. Die Besucher brauchten eine starke Viertelstunde, um wieder herauszukommen.

In Balme wartete jetzt ihr Wagen, und sie fuhren weiter ins Tal Magland. Links war ein großer Wasserfall zu sehen: die Arpenaz stürzte ganz ähnlich wie der Staubbach 800 Fuß hinunter und sah von ferne gleichfalls wie ein großes Leinwandlaken aus, das vom Winde bewegt wird. Goethe mochte ihn seinem geliebten Staubbach nicht gleichstellen, „doch weil die Felsen um ihn wie eine runde Nische bilden, in der er herabstürzt, und weil die Kalchschichten an ihm, in sich selbst umgeschlagen, neue und ungewohnte Formen bilden, sehr interessant."

In Sallanches, wo sie aufgewärmten Fisch, Kuhfleisch und hartes Brot zu Mittag aßen, schickten sie ihre Genfer Kutsche zurück; sie war für die nunmehrigen Wege zu groß und breit. Von hier aus mußte man sich der Berg- oder Bankwagen bedienen oder auf Mauleseln reiten. Unsere Reisenden luden ihr Gepäck einem solchen Tiere auf; sie selber aber wanderten zu

Fuße, fünf gewaltige Stunden. Zunächst führte der Weg durch ein schönes offnes Tal, wo die Arve früher ein See war und auch jetzt noch zuweilen zum See anschwoll. Goethe hatte seine Augen, wie so oft, fast ebensoviel auf den Himmel wie auf die Erde gerichtet, denn seine geliebten Wolkenstudien beschäftigten ihn täglich. Jetzt waren es unzählige weiße Schäfchen.

Wir haben sie so schön und noch schöner an einem heitern Tag von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen; auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen bei uns, wo dergleichen ähnliche Lufterscheinungen vorfallen, etwas so Durchsichtiges, Leichtgewobenes gesehen zu haben.

Immer prächtiger ward die Aussicht auf die Schneeberge. Bei Chedde hörte die Ebene auf; Alles nahm nun das wilde, strenge Ansehen der Hochalpen an. „Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten." Noch einmal kamen sie in ein flaches Tal, das früher ein See gewesen war; das Dörfchen Servoz liegt darin. Bei der Brücke von Pelissier begann ein steiler, in Gestein gehauener Pfad, senkrechte Felsen zur Rechten, die Arve mit mächtigem Tosen unten links. „Die Massen werden hier immer größer; die Natur hat mit sachter Hand, das Ungeheure zu bereiten angefangen."

Die Dunkelheit nahm zu, und in dieser Dunkelheit gelangten unsere Reisenden in das berühmte Tal Chamonix.

Nur die großen Massen waren uns sichtbar; die Sterne gingen nacheinander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge rechts von uns ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz, wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lang unsre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern, geheimnisvollen Licht durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfel aller Berge herorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblancs war.

Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich, denn, da er mit den Sternen, die um ihn herum stunden, zwar nicht in gleich

raschem Licht, doch in einer breitern, zusammenhängenden Masse leuchtete, so schien er den Augen zu jener höheren Sphäre zu gehören, und man hatte Mühe, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen.

Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen. Und wir sahen ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Tal steigen.

In tiefem Dunkel erreichten sie endlich das mittlere Dorf des Tals, das damals le Prieuré hieß. Eine Witwe, Madame Thomas, hatte dort für die Fremden, die jetzt immer zahlreicher kamen, vor einigen Jahren ein Gasthaus erbauen lassen. Heute ließ sie nur Fastenspeisen auftischen; aber ihr Muskateller aus Aosta schmeckte gut, und ein lustiges Kaminfeuer erwärmte die steifen Glieder von außen.

Der Name des Dorfes zeigt an, daß einstmals Mönche hier, wie an vielen Orten, die zerstreuten Hirten und Bauern zu einer Gemeinde gesammelt hatten. Fast siebenhundert Jahre blieb diese kleine Gemeinde und ihr Tal der Welt unbekannt. Da drangen im Sommer 1741 zwei Engländer, Pococke und Windham, bis hierher vor; sie rühmten das hier Geschaute. Andere Gebirgsnarren folgten: Genfer, Engländer usw. Die Einwohner lernten bald von diesen Gästen Nutzen zu ziehen; sie verkauften ihnen Kristalle oder die köstliche Butter und den noch köstlicheren ganz weißen Honig des Tals. Bald gewöhnten sich rüstige Männer des Tals durch die sich bietende Gelegenheit in das bisher unbekannte Gewerbe des Bergführers hinein. Und immer weiter drang die Kunde, daß man von diesem Tale aus das Erhabenste der Alpenwelt am nächsten erblicke: sieben Gletscher, einer immer größer als der andere, eine Reihe höchster Schneeberge, und darüber dann das Wunder des Montblancs, dessen drei Gipfel schon wieder oder noch immer in der Sonne leuchten, wenn es für alle übrige Welt Nacht ist. Ob es möglich sei, diese so nahen und doch so fernen Gipfel zu besteigen, ob Menschen dort oben in der kalten, klaren, dünnen Luft atmen könnten, ob sie nicht auf halbem Wege erfrieren oder erschöpft liegenbleiben würden, ward immer

wieder erwogen. Schon 1761 hatte Herr de Saussure eine erhebliche Belohnung Denen versprochen, die einen Weg auf den Montblanc nachweisen könnten; zweimal hatten daraufhin kühne Männer aus dem Tale das Unternehmen versucht, 1762 und 75; sie hatten umkehren müssen: eine Besteigung des Montblanc schien wirklich außer dem Bereiche menschlicher Kräfte[1].

Es war ja auch in der nächsten Nähe des Tales unendlich viel zu sehen; der Kanonikus Bourrit in Genf hatte im Jahre 1773 ein eigens Büchlein darüber drucken lassen, auch Goethe führte diese ‚Description des glacieres de Savoye' bei sich.

Aber nur einen Tag, den 5. November, blieben unsere Freunde völlig hier. Zu Führern erwählten sie sich einen älteren, Michael Paccard, und seinen Neffen Victor Tessac, einen jungen, kräftigen Burschen. Paccard, den man geradezu als einen Gebirgsgelehrten schätzen konnte, versicherte ihnen, daß er seit achtundzwanzig Jahren Fremde zu führen pflege, aber sie seien die Ersten, die so spät im Jahre, nach Allerheiligen, in den Ort gekommen seien. Sie sollten jedoch Alles so gut wie im August sehen. Alles: Das bedeutete an einem kurzen Wintertage hier: das Eismeer am Montanvert. Es waren vier Stunden bis dahin; der Pfad meist steil und rauh. Malerisch war besonders der Rückblick in das immer mehr versinkende Tal mit seinen Liliputhäusern, und dann wieder der Blick empor, auf die Kette der Schneegebirge. Goethe mußte die Augen auch immer für alles Naturwissenschaftliche offen haben: für Lärchen- und Zirbelbäume, Alpenrosen und andere Pflanzen, die er mitnehmen konnte. Ein besonderes Vergnügen machte es ihm und seinem fürstlichen Freunde, als sie inmitten einer Ziegenherde einen jungen zahmen Steinbock erblickten; das Böcklein nahm sich unter seinen Kameraden aus „wie der natürliche Sohn von einem großen Herrn, dessen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen ist."

---

[1]) 1786, am 8. August, brachte der Führer Jaques Balmat sich selbst und den Doktor Paccard aus Chamonix hinauf. Ihr erster Nachfolger war am 1. August 1787 Herr de Saussure, der seinen Bedienten und 18 Führer bei sich hatte.

Endlich erreichten sie die Stelle, wo das Eismeer auf einmal vor den Augen liegt. „Ich würde es eigentlich das Eistal oder den Eisstrom nennen“ meinte Goethe. Es ist in der Tat wie ein Strom, wo sich Eisblöcke angestaut und übereinander geworfen haben, ein Strom von einer oder anderthalb Stunden Breite und acht Stunden Länge. Aber nun freilich die wilde, erhabene Umgebung dazu! Goethe genoß denn auch den Anblick sehr. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigten Fläche, und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Die Gipfel der Felsen gegenüber, der mittleren und höchsten, hatten auch etwas Zackiges; Nadeln hieß man sie ja auch, und die Aiguille du Dru war ein ungeheurer Obelisk. Blickte man den Eisstrom aufwärts, so spaltete er sich vor der Aiguille du Tacul in zwei Arme, die in noch höhere Höhen reichten. Da, wo unsere Wanderer standen, war eine kleine Hütte aus Steinen zusammengelegt; man nannte sie scherzend das Schloß Montanvert; etwas weiter oberhalb hatte ein Engländer Blaire ein etwas besseres Häuschen bauen lassen, das Blaires Schloß hieß: hier konnte man ein Feuer anzünden und aus einem Fenster das „Meer“ besehen. Durfte man sich auf dessen erstarrte Fluten wagen? Goethe und der Herzog hatten keine Fußeisen, nicht einmal genagelte Schuhe; vielmehr waren ihre Sohlen durch die letzte Wanderung ganz glatt geworden; dennoch stiegen sie den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte „auf den wogigen Kristallklippen“ herum.

Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eise selbst stehend, denen oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegensieht.

Als sie sich wieder auf sicherem Boden befanden, stiegen sie den Berg hinab und kamen nach anderthalb Stunden an das untere Ende des Les Bois-Gletschers, in den das Eismeer endigt, traten auch in die Höhle, in der er sein Wasser, den Arveyron, ausgießt.

Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sicherer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen.

Zurück nun an diesem Gletscherflüßchen zur Arve und ins mittlere Dorf. Die Häuschen des Tals waren elend genug und die Menschen zumeist häßlich und schwächlich. An den Anblick von Kröpfen war man ja schon von Genf, oder von noch früher her gewöhnt; hier war ein neues unfreundliches Naturspiel zu sehen: zwei Albinos, Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, schroffe Haare und rote, bewegliche Augen, wie die Kaninchen, hatten. Es war noch nicht lange her, daß Goethe gemeint hatte: er würde in einer erhabenen Natur „mit jedem Morgen Nahrung und Großheit aus ihr saugen." Jetzt war es mit Händen zu greifen, daß die Menschen nicht mit ihren Bergen wachsen.

Das Tal Chamonix, fünf oder sechs Stunden lang, eine halbe breit, hat für Genf den Zu- oder Ausgang über Sallanches; am andern Ende war es mit dem Wallis durch das Tal Valorcine und die Tête Noire oder durch einen Pfad über den Col de Balme, den Quellenberg der Arve, verbunden.

Unsere Wander verließen ihr Gasthaus am 6. November gegen Neun; früher wagten sie sich nicht in das ungewisse Wetter hinaus. Ein Maultier trug ihr Gepäck; Michel Paccard begleitete sie als Führer. Die Wolken waren wechselnd; bald erschienen die Gipfel der Berge, bald waren sie wieder verschwunden. Ihr erster Weg war ihr letzter von gestern, bis zum untern Ende des Eismeers. Nach einiger Zeit erreichten sie den Gletscher Argentière, den höchsten von allen. Sein Ende konnten sie freilich vor Nebel nicht sehen; wohl aber hatten sie den überraschenden Anblick, daß hier Getreidefelder dicht an den Gletscher stießen. Weiterschreitend, hatten sie sich zu entscheiden: links oder vorwärts? Der Col de Balme lag in dunkeln Wolken vor ihnen; dennoch wagten sie es, an ihm emporzusteigen, denn der Weg war nicht schlimmer als der andere, und hier war eine große Aussicht zu gewinnen, wenn die Götter noch gnädig wurden.

Bald kamen sie zum Dörfchen Tour, dem letzten des Tals; ein wilder Bergstrom, la Buisme, stürzte von rechts heran; es ist der Ausfluß des großen und breiten Tour-Gletschers, den

unsere Wanderer bei leidlichem Lichte sahen. Ein kleines Frühstück und ein Trunk Wein taten gut.

Nun stiegen sie weiter zu den Sennhütten von Caramillon, sie sahen die letzten schwachen Wasserläufe der Arve, die alle diese Tage ihr Nachbar gewesen war, und klommen zu den Sennhütten und weiter, dem Sattel des Balme entgegen. „Und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns völlig aufnahm": so drückte es Goethe aus, als er abends sein Tagebuch für die ferne Freundin schrieb.

Wir stiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfing ... Wenig dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last unter uns auf dem Tale liegen und konnten die Berge, die es rechts und links einschließen – außer dem Gipfel des Montblancs, der mit Wolken bedeckt war – sehen, deuten und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabsteigen, von andern sahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismassen durch die Bergschründe verdeckt wurden.

Über die ganze Wolkenfläche sahen wir, außer dem mittägigen Ende des Tales, ferne Berge im Sonnenschein. Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemassen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen! Merkwürdiger ist's, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Kaum hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergötzt, so schien eine feindselige Gährung in dem Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts strich und uns aufs neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehen, allein er überflügelte uns und rollte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hilfe, der durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, hereinstrich und den Nebel wieder ins Tal zurücktrieb. Dieser wunderbare Streit wiederholte sich öfters, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an.

Es war ein seltsamer, eigner Anblick: der höchste Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns sahen wir durch den manchmal zerriss'nen Nebel ins ganze Tal Chamonix, und zwischen diesen beiden Wolkenschichten waren die Berge alle sichtbar. Auf der Ostseite waren wir von schroffen Gebirgen eingeschlossen, auf der Abendseite

sahen wir in ungeheure Täler, wo doch auf einigen Matten sich menschliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Wallistal, wo man mit einem Blick bis Martinach hineinsehen konnte. Von allen Seiten von Gebirgen umschlossen, die sich weiter gegen den Horizont immerzu vermehren und aufzutürmen schienen, so standen wir auf der Grenze von Savoyen und Wallis.

Eben hatten sie das Hochgebirge von Mont Cenis bis zum Sankt Gotthard und dem Berner Oberlande auf sich wirken lassen; als es nun bergab ging, bewunderten sie ebenso ehrlich – ihr Maultier. Mit welcher unglaublichen Geschicklichkeit setzt doch so eine Kreatur die Füße auf schwierigen Pfaden!

Das Dröhnen eines Schusses aber unterbrach diese Betrachtung. Ward hier gejagt? Wo Bergpfade über Staatsgrenzen führen, kann man eher Paschern begegnen. Von unten her rückten solche Contrebandiers mit schwerbepackten Maultieren ihnen entgegen; der Schuß aber besagte: wir haben Gewehre, und geladen sind sie auch. Ein einzelner Mann kam den Andern voraus, um Kunde einzuziehen. Als er harmlose Fremde mit Michel Paccard erblickte, war Alles in Ordnung, und man wünschte sich gegenseitig guten Weg: der deutsche Herzog und die welschen Schmuggler.

Das Absteigen zum Rhonetal war bös; auch fing es an, etwas zu schneien, und der Wind ging recht scharf. Vom Dörfchen Trient an war der Weg nicht mehr ganz so rauh und wild, und doch noch unbequem genug. Gegen Sechs trafen sie in Martinach ein.

❧ ❧

❧

11. Wallis. 7.–10. November

Das Land Wallis ist das größte Tal der Schweiz; es führt vom Genfer See bis zur Furka hinauf; dort oben entspringt sein Fluß, anfangs von den Nachbarn Rodden oder Rotten, unten le Rhône genannt. Das Tal ist von der Furka bis Martinach achtundzwanzig bis neunundzwanzig, von da bis Sankt Gingulph noch sechs bis sieben Stunden lang; breit ist es in seiner Sohle höchstens eine Stunde, mit den Seitentälern jedoch viel mehr; man zählt dreizehn solche Seitentäler, von denen mehrere zehn Stunden lang sind. Die beiden Felsenketten, zwischen denen das Wallistal liegt, sind die höchsten der Alpen. Der Fluß bewegt sich von Nordost nach Südwest; ebenso zieht also auch das Tal; nur der unterste Teil macht einen rechten Winkel nach Nordwesten. An der Ecke dieses Winkels liegt Martinach oder Martigny; bei eben diesem Orte tritt, vom Sankt Bernhard herunterkommend, eine uralte Straße von Genua und Italien her in das Tal der Rhone ein. Einige Meilen weiter oberhalb erlaubte die andere Paßhöhe des Simplon einen zweiten Weg nach Welschland oder von Welschland her. Das ganze Land war außerdem auch die Straße vom Genfer See und der Westschweiz auf den Gotthard und nach Graubünden, nur ward der Weg zu diesen Zielen viel weniger benutzt; auch war er nur in der schönen Jahreszeit zu passieren.

Der untere, größere Teil des Landes wurde von Welschen bewohnt, der obere von Deutschen; da nun so viele Leute hier an Völkerstraßen lebten, so war die Mehrsprachigkeit recht allgemein; man sagte namentlich von den Städtern, daß sie Französisch, Italienisch und Deutsch gleich schlecht sprächen; am besten, hieß es, beherrschten Viele das Latein, das hier auch noch zu den Verkehrssprachen gehörte. Der Religion nach waren die Walliser alle katholisch, unwissend und abergläubisch.

Recht verschieden ist das Klima der einzelnen Teile und Lagen: höchst mild hier, höchst rauh in nächster Nähe. Sehr verschieden auch die Gesundheit der Bewohner. Hier war ein Großvater

Thomas Platters, Hans Sommerauer, zu Hause gewesen, der im hundertsten Jahre seines Alters ein dreißigjähriges Mädchen heiratete und mit ihr einen Sohn zeugte, den er auch noch groß ziehen konnte; als ihn sein Enkel besuchte, war er hundertundzwanzig Jahre alt und versicherte: „im Visper-Kilchörl wißte er noch zehn Mann, die all elter werin, dan er dozmall was.“ [1])

In Wallis sah man aber auch ungesunde Menschen genug und namentlich viele kropfige; einmal erblickten unsere Freunde eine Frau, der der Kropf bis auf die Herzgrube hing; er füllte ihr ganzes Halstuch aus. Eine noch schlimmere Erscheinung waren die kropfhalsigen, taubstummen, schwachknochigen Blödsinnigen, die sogenannten Cretins. Goethe hatte über sie kürzlich in Wielands ‚Merkur‘ gelesen: sie lägen, wie alle sinnlosen Menschen, gern in der Sonne, und es sei ein Glück, daß man sie für eine Art Heilige halte, in den Familien verehre und bei Tisch obenan setze. Die Ursache dieser Entartungen war noch unbekannt. Manche Frau hatte schon vier wohlgebildete und gesunde Kinder gehabt, als das fünfte ein Cretin wurde; andre Weiber bekamen deren gar keine. „Nichts schmerzt mehr, als wenn man bereits bei Kindern von zwei oder drei Monaten den Keim der künftigen Cretinschaft sich entwickeln sieht!“ (H. O. Reichardt) [2]).

Das uralte Städtchen Martinach, wohin unsere Reisenden von Chamonix gelangt waren, liegt an der Drance, die vom Sankt Bernhard kommt und eine kleine Stunde weiter unterhalb in die Rhone mündet; eine verfallene Burg, la Bâtiaz,

[1]) Er starb mit 126. Man erzählte übrigens von Schweizern, die noch länger lebten. So soll ein Johannes v. Baldegg, Chorherr zu Münster im Kanton Luzern, im Jahre 1348 in seinem 186. Jahre gestorben sein, und in hohem Alter neue Zähne und neue schwarze Haare bekommen haben.

[2]) 1780 schrieb Herzog Karl August an Knebel: „Die Walliser mit ihren bunten, roten Mützen und Gilets und ihren braunen Westen werden Dir angenehm gewesen sein, schwerlich aber die Cretins mit den zweiundeinenhalben Zoll breiten Zähnen,

erhob sich nahe beim Orte. Berühmt war der Wein dieser Gegend, und während nur Einzelne hier von Julius Cäsar und seinen Befestigungen bei Octodurum redeten, so lobten Tausende den Coquempin und den Vin de la Marque. Goethe und der Herzog ließen sich Neuen von diesem Herbst vorsetzen, er sah wie Seifenwasser aus und schmeckte recht gut. Namentlich waren sie jetzt froh, daß sie einen schlechten Weg hinter sich und das Kapitel Savoyen glücklich geschlossen hatten: ein neues reizvolles Kapitel tat sich vor ihnen auf. In gehobener Stimmung schrieb Goethe noch vor dem Abendbrot seinen Bericht nach Weimar[1]):

Wir sind im Wirtshause untergekrochen, sehen zum Fenster hinaus. Die Wolken wechseln, es ist uns so heimlich und so wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die sich aus Stühlen, Tischblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und sich darin bereden: es regne und schneie draußen, um angenehme, eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So sind wir in der Herbstnacht in einem fremden, unbekannten Lande . . .

Merkwürdig ist in diesem Wirtshause eine Magd, die bei einer großen Dummheit alle Manieren einer sich empfindsam zierenden deutschen Fräulein hat. Es gab ein großes Gelächter, als wir uns die müden Füße mit rotem Wein und Kleie auf Anraten unseres Führers badeten und sie von dieser annehmlichen Dirne abtrocknen ließen.

Den Herzog freute es namentlich auch, daß er sich nun seinem Freunde Wedel und seinen geliebten Pferden wieder nahe wußte. Am andern Morgen, den 7. November, gingen er und Goethe, den dritten Freund zu suchen, schon in der Dämmerung fort, talabwärts. Michel Paccard begleitete sie auch jetzt noch, er mochte wohl in St. Maurice Geschäfte haben. Sie kamen am schön geformten alten Schlosse Bâtiaz und dann an der Stelle vorbei, wo der Trient zwischen zwei Felsen hervortritt und gleich-

[1]) Bisher zitierten wir nach den ursprünglichen Briefen, für die nächsten acht Tage besitzen wir nur die von Goethe für den Druck bearbeiteten Briefe aus der Schweiz. Außerdem aber benutzen wir sein Tagebuch und namentlich auch das Stück von Karl Augusts Tagebuch, das Hans Wahl zum 15. Februar 1921 in der Festschrift für Julius Wahle veröffentlicht hat.

sam unter ihnen ins Tal schlüpft. Der nächste Fluß auf derselben linken Seite, die Salanfe, erschien in der Gestalt eines herrlichen Wasserfalls: den unschönen Namen Pissevache mußte man vergessen und vergaß man vor diesem Bilde ganz.

In ziemlicher Höhe schießt aus einer engen Felskluft ein starker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum sich weit und breit im Wind herumtreibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Wasserstaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor sich. Tritt man noch weiter hinauf, so sieht man noch eine schönere Erscheinung. Die luftigen, schäumenden Wellen des oberen Strahls, wenn sie gischend und flüchtig die Linien berühren, wo in unsern Augen der Regenbogen entstehet, färben sich flammend, ohne daß die aneinanderhängende Gestalt eines Bogens erschiene, und so ist an dem Platze immer eine wechselnde, feurige Bewegung.

Der Herzog und Goethe kletterten an diesen Felsen herum, um das Wasser- und Lichtschauspiel in vielen Formen zu genießen. „Wie wenig", sagten sie, „hat doch der Wandrer, der im Vorübergehen nur einige Minuten stillsteht, von solchen Gegenständen! Stunden und Tage sollte man ihnen widmen!"

Aber sie mußten doch auch ihren Weg fortsetzen. Im nächsten Dörfchen kamen sie unter lustige Soldaten und tranken wieder den neuen Wein. Weiterschreitend, näherten sie sich der Stelle, wo das eben noch so breite Tal sich zu einem Engpasse zusammenschließt; der Flecken Sankt Moritzen lag dort, und eine schöne alte Brücke, die von den Römern stammen sollte, überspannte gleich unterhalb die Rhone. An der Westseite dieser Brücke, hart an einem Berge, stand ein Schloß, worin der Landvogt wohnte; auf der Ostseite erhob sich ein Turm: hier grenzte bernisches oder waadtländer Gebiet an das wallisische. An dieser Verengerung kann das Tal Wallis wirklich verschlossen werden, und Das ist auch oft genug gegen feindliche Kriegsscharen geschehen.

Unsere Wanderer kamen zum Flecken: im Wirtshause konnte Wedel sein! Man fand aber nur ein Briefchen von ihm: er sei eine kleine Stunde von hier, in Bex, zu einem Besuche.

Ein Bote ward zu ihm gesandt, aber der Herzog ging selber dem Freunde entgegen, während Goethe erst ein wenig essen und dann für sich allein dies Stückchen Landschaft genießen wollte. Sie gefiel ihm außerordentlich: die Brücke selbst, der Blick abwärts und aufwärts, die mannigfaltigen Erker und Türmchen der Burg; auch fand er einen Punkt, von wo aus Huber eine hübsche Ansicht gemalt hatte. Man könnte hier tagelang sitzen, zeichnen, herumschleichen und Selbstgespräche halten: so lautete eins seiner Selbstgespräche.

Als er nachher wieder im Wirtshause am Fenster stand, kam der Herzog angeritten. Er war nach Bex gegangen, hatte dort Wedeln und die Pferde angetroffen und sich sogleich auf seinen geliebten Braunen geschwungen. Bald darauf traf auch Wedel ein, und nun ging's an ein gegenseitiges Erzählen.

Aber dann taten sie sogleich Etwas, wo der arme Wedel wieder nicht dabei sein konnte; sie kletterten zu einer Kapelle und Einsiedelei, die sie bei der Herkunft schon ins Auge gefaßt hatten: auf Treppen, in Marmor gehauen, zweihundert Fuß hoch. Die beiden kleinen Gebäude waren wie dem Felsen angeklebt: im sechsten Jahrhundert sollte diese Einsiedelei Notre Dame de Sex begründet sein. Der Blick auf den Engpaß hinunter war sehr schön.

Dann aber ritten sie mit Wedeln das Tal wieder aufwärts; der Abend dämmerte und es war fast Nacht, als sie an der Pissevache vorbeikamen. Man hörte das Rauschen und sah die Wassermasse als ein grauliches Etwas; man bemerkte die Bewegung fast gar nicht. Es ward immer dunkler: da leuchtete der Gipfel einer sehr hohen Klippe plötzlich auf, wie geschmolzenes Erz im Ofen glüht. Und roter Dampf lohte empor. Diese sonderbare Erscheinung rührte von der Abendsonne her, die hier im Tale längst verschwunden war, aber das Schneehaupt und die davon aufsteigenden Nebel noch eben traf.

Am 8. November setzten die Wiedervereinigten schon vor sieben Uhr ihren Weg fort. Welchen Weg? Der Herr de Saussure hatte ihnen geraten, über den Simplon nach Domo d'Ossola, Mergozzo, auf den Lago maggiore, nach den Borromeischen

Inseln und von da über Airolo auf den Sankt Gotthard und herab nach Luzern zu gehen: diese ganze Reise könnten sie mit ihren Pferden machen. Aber von diesem Rat und ihren eigenen Absichten hing ihr Handeln doch nicht allein ab. Zunächst schien die Hand der Götter sie ein wenig zu narren. Als sie drei Stunden an der rechten Seite des Wallis-Tales hinaufgeritten waren und den Hauptort Sitten oder Sion schon mit Augen erblickten, wollten sie zu diesem Städtchen und auf die andere Seite der Rhone hinüberreiten; als sie an den Fluß kamen, war jedoch die Brücke halb abgebrochen, um neu erbaut zu werden. Nun blieb nichts übrig, als anderthalb Stunden zurück zu reiten, wo sich zwei schlechtere Brücken befanden, die man gern vermieden hätte. Sie behielten trotzdem gute Laune. Das Land ist so schön, sagten sie sich: wer hier spazieren reiten darf, soll sich nicht beschweren. Das Schönste vom Lande war leider immer die Aussicht; der Untergrund, worauf Menschen und Tiere ihre Füße setzten, ließ zu wünschen übrig, denn sandige, sumpfige Strecken und allerlei Nebenbetten begleiteten den Lauf des Flusses. Und die Brücken, die man nun benutzen mußte, waren sehr bös: aus Knüppeln gebaut, lang, schwankend, für Fußgänger eben leidlich; man war von Herzen froh, als man die Pferde einzeln hinübergezogen hatte. Und der neue Weg war recht steinig und rauh; aber wiederum erquickten die Blicke auf die wechselnden Bilder. Besonders von einem alten Bergschlosse herab hatten sie die schönste Aussicht.

Die ganze Breite des Wallis von Berg zu Berg lag, bequem anzusehen, vor uns. Die Rhone kam mit ihren mannigfaltigen Krümmen und Buschwerken bei Dörfern, Wiesen und angebauten Hügeln vorbeigeflossen. In der Entfernung sah man die Burg von Sion und die verschiedenen Hügel, die sich dahinter zu erheben anfingen. Die letzte Gegend ward mit einem Amphitheaterbogen durch eine Reihe von Schneegebirgen geschlossen, die wie das übrige Ganze von der hohen Mittagssonne erleuchtet stunden.

Diesem Bergschlosse lag eine andere Burg auf der anderen Seite des Flusses gegenüber; man erzählte sich, daß in alter Zeit die Besitzer der beiden Burgen recht gute Freunde gewesen seien

und sich jeden Tag in der Frühe, wenn sie sich vom Lager erhoben, einen Guten Morgen mit der Trompete zugeblasen hätten.

Auch an der Sorgfalt, womit das Land ausgenutzt war, konnte sich Goethe zuweilen erfreuen; im übrigen aber lockten ihn die Menschen wenig an, die scheußlichen Kröpfe verdarben ihm den Humor, und ihre Wohnstätten gefielen ihm ebensowenig. Die Dörfer waren armselig. Einmal begehrten sie Brot für ihre Pferde; es war im ganzen Dorfe kein Brot zu haben! Auch die malerische Stadt Sitten sagte ihnen wenig zu. Schön mittelalterlich war sie allerdings mit ihren Mauern, Türmen, Klöstern, Kirchen und Bergen, aber bedeutet das poetische Altertum nicht auch enge Gassen, niedrige Zimmer, kleine Fenster, Gestank, Schmutz und Ungeziefer? Nein, Goethe hatte jetzt kein Herz für das ganze mittelalterliche Wesen und keine Augen für dessen Schönheit!

Auch das Wirtshaus war abscheulich. Die Pferde, die man über neun Stunden, ohne zu füttern, geritten hatte, mußten wohl dort bleiben, aber die Herren mochten hier die Nacht nicht verbringen. Leider entstand jetzt auch ein Streit mit Wedeln; bei einer Meinungsverschiedenheit, wie sie unter den besten Freunden vorkommt, wurde er unartig und ausfallend: die Humoristen können auch wohl von übeln Humoren befallen werden. Wedel war schon des Herzogs guter Freund gewesen, ehe man in Weimar an den Frankfurter Advokaten Goethe dachte; nun war es für ihn nicht immer leicht, seines Fürsten unbedeutenden Begleiter neben Goethe zu spielen. Dessen Übergewicht mochte ihn zuweilen drücken, dessen Geist ihn „schinden", wie man es in jenem Kreise ausdrückte. Auch mochte es ihn wurmen, daß er, der Forstmann, im Hochgebirge weniger aushielt und leistete als der Herzog und der Dichter. Kurz, er war jetzt kranker Laune, und man strafte ihn durch Nichtbeachtung.

Um so schöner unterhielten sich Goethe und Karl August, als sie des Abends noch, im Dunkeln, nach Siders gingen, einen Weg von drei Stunden. Ein Bote schritt mit der Laterne voran. Das Beschauen des Sternhimmels und astronomische Gespräche verkürzten die Mühsal. Die Philosophen Kant in Königsberg

und Lambert in Berlin hatten über die Entstehung und Gestalt des Weltgebäudes merkwürdige Mutmaßungen aufgestellt: es war eine Lust, solchen kühnen Gedanken zu folgen. Man kam endlich nach Siders; das Gasthaus war auch dort schlecht, aber die Wirtsleute machten sich wenigstens durch gutwilligen Eifer angenehm. Daß man hier das deutsche Sprachgebiet wieder erreicht hatte, heimelte doch auch an.

Am andern Morgen um Neun machten sich Goethe und der Herzog auf den Weg nach dem wegen seiner heißen Quellen berühmten kleinen Dorfe Baden unter der Gemmi, das man auch wohl das Leuker Bad nannte. Der Bruder ihres Wirtes, ein Tischler aus Mainz, führte sie; auch des Herzogs Jäger ging mit. Wedel mochte in Siders die Pferde erwarten und mit ihnen das Tal aufwärts ziehen; im Städtchen Leuk konnte man sich wieder vereinigen.

Die beiden Freunde nahmen sich Zeit und hatten doch zuweilen einen sehr sauren Weg; er führte durch eine ebenso schreckliche wie schöne Alpennatur, zunächst drei Stunden aufwärts über die Dörfer Salges und Faren zur Varner Alp. Zuerst waren die Rückblicke ins Rhonetal erlabend; bei einem Tannenwalde eröffnete sich ein neues Bild, das Tal oder der Schlund der Dala, und hart unter ihnen lag das Dörfchen Inden mit einer weißen Kirche. Auch das Bergdorf Albinen war von hier sichtbar; es war dadurch merkwürdig, daß man nur auf acht Leitern dahin gelangen konnte.

Hinunterzusteigen war jetzt sehr schwierig und ziemlich gefährlich. Ein Maultiertreiber, der in ihre Gesellschaft geraten war, packte, wenn es an einigen Stellen gar zu steil abwärts ging, sein Tier beim Schwanze, um es vor dem Sturze zu bewahren. In dieser romantischen Gegend gab es auch noch Bären und Wölfe; in einem Dorfe sahen unsere Freunde am Giebel des Gemeindehauses einen Wolf aufgehenkt, wahrscheinlich zur Warnung für seine Vettern und Sprößlinge. Übrigens hätten auch unsere Freunde beinahe ein Abenteuer erlebt! In der Nachbarschaft war eingebrochen worden, und nur Fremden war diese Frechheit zuzutrauen. Als man den Herzog von Weimar, den

Geheimrat v. Goethe, den Jäger Hermann und den Mainzer Tischler durch das Land streifen sah, durfte man sie von weitem wohl für eine Verbrecherbande halten. Ein Bauer mit einem Saumpferde erzählte es ihnen, unter welchem Verdachte sie standen.

In Inden angelangt, führte sie ihr Bote zu einer Bäurin, die ihnen für Geld und gute Worte Brot und ein Glas Rotwein gab.

Dann ging es die Schlucht hinauf: ein böser Felsgang zur Seite der herabeilenden Dala, und bald sahen sie dann den so schrecklich berühmten Gemmiberg vor sich und das Leuker Bad zu seinen und anderer Berge Füßen. Gegen Drei langten sie an: einen Gasthof gab es auch in diesem Badeorte nicht, denn hier wurden in allen Häusern Fremde aufgenommen, die Genesung suchten oder, wie unsere Freunde, die merkwürdigen Quellen nur zu sehen wünschten. Diese Quellen traten an den Straßen und auf den Wiesen sehr stark zutage; sie waren so heiß, daß man Eier darin sieden konnte. Die Kranken, die das Wasser tranken, taten es im Freien oder ließen es sich in ihre Zimmer bringen; für die Badenden waren sehr einfache Badehäuser errichtet, wo Männer und Weiber zusammen stundenlang im heißen Wasser auf Schemeln vor schwimmenden Brettern, die als Tische dienten, saßen und plauderten. Innerlich diente das Wasser für die Krankheiten des Magens und die Stärkung der kleinsten Teile; äußerlich genommen, verhütete es Schlagflüsse, heilte alte Geschwüre und vertrieb auch verschiedene morbos chronicos. Unsere Freunde wollten das Bad versuchen, kamen aber nicht dazu.

Zunächst gingen sie, solange es noch hell war, diese Quellen zu sehen, zu schmecken, zu beriechen. Dann schritten sie weiter zur Gemmi, die ganz nahe schien; aber erst nach einer starken Stunde mühsamen Steigens sahen sie sich am Fuße jener Felsen, wo nun der berühmte Weg zum Daubensee und ins Berner Oberland an schroffen Klippen, auf Treppen und Leitern, hinaufführte: ein sehr steiler Weg, den doch auch die Kranken in Sänften hinauf oder hinab getragen werden mußten. Groß ward ihre Lust,

am nächsten Tage diesen Pfad und die Höhe der Gemmi auch in ihr Erinnerungsbuch zu schreiben; leider machte es die Jahreszeit ratsamer, morgen auf die Hauptstraße zurückzueilen. Bisher war es zwar immer noch schönes Wetter gewesen, aber die kurzen Tage erinnerten an den November, und jedesmal, wenn dunkle Wolken am Himmel aufstiegen, mußte man Schnee erwarten. Mit den Wolken hatte Goethe es auch an diesem Abend noch viel zu tun; man hätte manchmal glauben können, daß er diese ganze Reise mache, um Wolken und Nebel zu sehen. Hier, am Fuße der Gemmi, war ihm das Gebräude der Wolken ein Schauspiel, dessen er gar nicht satt werden konnte: das wunderbare Weben, das sie vollführten, war außerordentlich schön. Als Goethe und der Herzog dann zum Orte hinunter gingen, eilten ihnen aus der Schlucht von Inden herauf leichte Nebelwolken mit großer Geschwindigkeit entgegen; also mußten sie ihre raschen Schritte noch beschleunigen, um nicht in diesen Nebel eingewickelt zu werden. Und kaum waren sie in ihrem Quartier angelangt, so legten sich diese Wolken ganz ernstlich in einen „kleinen artigen Schnee" auseinander: es war der erste dieses Spätjahrs. Aber bald trat Goethe wieder aus dem Hause heraus, um dem Treiben der Wolken noch eine Weile zuzusehn; er fand es über alle Beschreibung schön.

Eigentlich ist es noch nicht Nacht; aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen, scheinen sie sich zu verdicken und, von der Kälte gepackt, in Gestalt des Schnees niederzufallen.

Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben. In so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu sein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermutet! Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen, die ungeheuren Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche öde Dämmerung verschlingen, bald Teile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustande ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnungen bei diesen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Überirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie

nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen, als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige, innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.

Goethe wäre am liebsten auch dieser Wolken wegen einige Tage hier geblieben, denn ihr Entstehen, Wesen und Leben war in diesem Kessel besonders gut zu beobachten. Gewiß wäre Das keine verlorene Zeit gewesen!

Und wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrigbleiben, wenn er bei großen, ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist, wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich Ebendasselbe erzählend wiederholt und so auf jede Weise, einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat: so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er sich diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

Aber war Goethe nicht eigentlich ein Dichter und hat der Dichter es nicht tausendmal mehr mit Menschen als mit Wolken und dergleichen Naturerscheinungen zu tun? An sein Dichtertum war Goethe eben erst erinnert worden, denn heute in der Frühe war ihm plötzlich eingefallen, eine Szene an seinem so lange schon vernachlässigten Schauspiele ‚Egmont' auszuführen; aber daß er in diesen neuen Umgebungen so wenig Acht auf die Menschen gab, so wenig Stoff von ihnen sammelte, mußte ihm selber auffallen. Doch nein! Hier war die Natur gewiß merkwürdiger als ihre Bewohner.

Ich zweifle nicht, daß man bei längerm Aufenthalt gar interessante und gute Leute finden würde. Eins glaube ich überall zu beobachten: je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkömmt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurück-

gewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren: desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armut hab' ich sie gefunden.

Diesen Eindruck hatte er schon im Harze und bei seinen Fahrten in Thüringen gewonnen; hier in den hölzernen Hütten des wallisischen Badeörtchen wurde er darin bestärkt. Man hatte es in dem Hause, wohin der Führer sie gebracht, sonderbar getroffen: die Frau hatte gestern ein Kindlein geboren. Aber der Hausvater Braun lud die Herren ein, trotzdem zu bleiben, und wirklich sorgte er mit seiner alten Mutter und einer Magd auf das honetteste und und dienstfertigste für sie; auch führte man am Abend noch gute Gespräche zusammen. Das Essen hatte geschmeckt und dem Jäger war der Wein etwas zu Kopfe gestiegen, so daß man ihn auslachte. Goethe ging also recht zufrieden zu Bette, aber o weh! kaum wurde er warm, so war ihm, als ob er über und über von der Nesselsucht befallen wäre! Ein großes Heer hüpfender Insekten überfiel ihn, um sich am seinem Blute zu laben; er hatte ja immer eine fatale Anziehungskraft für Flöhe und Wanzen, und in diesen Holzhäusern gedieh das Ungeziefer. So ward ihm die Nacht sehr, sehr lang, und er schied am andern Morgen lieber von den guten Wirtsleuten, als er sich noch am Abend gedacht.

Es hatte stark geschneit; nach einer Stunde Steigen aber hörte der Schnee auf, und der Weg ward schlüpfrig. Drei Stunden waren es bis Leuk: Goethe sah dies Städtchen nur gern, insofern es ein Ziel war, denn er liebte diese alten, an die Berge geklebten Nester, diese Häuser mit schwarzen, gefaulten, vermoosten Schindeldächern gar nicht: hatte ihm doch sogar das malerische Goslar höchlichst mißfallen, als er aus dem freien grünen Berglande dort einkehrte. „Wie man nur hineintritt," sagte er jetzt von Leuk, „so ekelt's einem, denn es ist überall unsauber." Und die Bewohner solcher Plätze an der Straße sahen in dem Fremden den von ihnen Auszunützenden; sie wollen und müssen von ihm leben.

Als sie mit Wedeln wieder zusammentrafen, war er der alte, gute Freund, über dessen trockene Witze man lachen mußte; aber was er jetzt erzählte, gab zu denken. Als die Andern den rauhen Weg zum

Leuker Bade machten, war er in Siders herumspaziert und hatte dabei in einem Kaufmannsladen einen Menschen getroffen, den er für einen Bedienten nahm, der sich aber als ein Hauptmann v. Court aus dem französischen Regimente gleichen Namens zu erkennen gab und hier ein Schloß bewohnte. Wedel besuchte ihn des Nachmittags und fand die Herrin des Hauses sterbend; aber ihr Gemahl hatte trotzdem Zeit, ihm auseinanderzusetzen, daß er und seine Freunde den weiteren Weg durchaus nicht zu Pferde machen könnten, auch über den Simplon nicht. Es sei kein Hafer zu haben, auch sonst kein Futter; es gebe keine Ställe für Pferde mehr; die Wege seien ganz bös; auch sei die Gefahr, eingeschneit zu werden, jetzt gar zu groß. Wedel hatte sich dann weiter umgehört und überall das Gleiche erfahren.

Es mußte also ein Entschluß gefaßt werden, und er lautete auf abermalige Teilung der Gesellschaft. Der Herzog und Goethe entschieden sich nun für den kürzesten Weg auf den Gotthard, nämlich über die Furka. Wedel taugte nicht für die gefährlichen Gebirge; also traf ihn das Los, mit den Pferden und Dienern bergab zu ziehen: durch das Wallis hinunter nach Vevay, dann durch die Waadt nach Bern und weiter nach Luzern. Nur der Jäger Hermann blieb wieder bei dem Herzoge und Goethen; er packte jetzt Deren nötigste Sachen in einen Mantelsack, wie ihn ein Maultier tragen kann.

Um elf Uhr an diesem 10. November trennten sie sich; die Reiter ritten das Tal hinab. Die kleinere Karawane bewegte sich aufwärts; ein Metzgerknecht, der aus Gemünd in Schwaben stammte und durch das Schicksal in dies Nest verschlagen worden war, begleitete sie als Ortskundiger; er war ein guter Hanswurst. In Visp kehrte man zu Mittag ein; ein Narr von Wirt rühmte ihnen dort in höchsten Tönen die herrliche Stadt Luzern: er war nämlich selber ein Luzerner.

Weiter! Nur über das nächste Stück Weg war man sich noch sicher. Bis zum andern Morgen mußte es sich entscheiden, ob sie zu ihrem großen Ziele, dem Gotthard, geradeaus und aufwärts, also zum Rhonegletscher und über die Furka gingen oder vielmehr: ob man in dieser Jahreszeit durch den Schnee dort oben

hindurch könne. Herr de Saussure hatte es nicht geglaubt und deshalb empfohlen, daß man von Brig sich südwärts wende, also über den Simplon ins Mailändische, dann nach Osten, und danach nordwärts zum Hospiz des Gotthards. Goethe mochte jetzt, wo die Pferde nicht mehr in Betracht kamen, von solchem Umwege nichts hören. Er hatte eine sonderbare Scheu, in das italienische Land einzutreten: zu so kurzem Besuch! Auch hätte es ihn sehr verdrossen, wenn er nach so vielen siegenden Anstrengungen das letzte Stück der Schwierigkeiten als über seine Kräfte gehend hätte anerkennen müssen. Der junge Herzog aber fühlte ganz ebenso.

Unterwegs fragten sie mehrmals, und konnten doch nicht erfragen, ob die Furka noch passierbar sei. Gewöhnlich sagten die Leute: es würde vom Wetter abhängen. Goethe beobachtete ja auch sonst jedes Wetterzeichen genau; so ängstlich aber wie heute hatte er es noch nie getan. Denn die Wolken hinter ihnen schienen Schnee, viel Schnee zu tragen. Vor ihnen, aufwärts, war es hell „wie im Lande Gosen", aber die dunkeln Wolken reisten hinter ihnen her. Wer kam nun schneller vorwärts? Anderwärts würde Das wohl keine Frage gewesen sein; hier aber war es eine besondere Sache und ein seltenes Schauspiel.

In das Wallistal gehen sehr viele Schluchten des benachbarten Gebirges aus und ergießen sich wie kleine Bäche in den großen Strom, wie denn auch alle ihre Gewässer in der Rhone zusammenlaufen. Aus jeder solcher Öffnung streicht ein Zugwind, der sich in den innern Tälern und Krümmungen erzeugt. Wie nun der Hauptzug der Wolken das Tal herauf an so eine Schlucht kommt, so läßt die Zugluft die Wolken nicht vorbei, sondern kämpft mit ihnen und dem Winde, der sie trägt, hält sie auf und macht ihnen wohl stundenlang den Weg streitig. Diesem Kampf sahen wir oft zu. Wenn wir glaubten, von ihnen überzogen zu werden, so fanden sie wieder ein solches Hindernis, und wenn wir schon eine Stunde vorwärts gegangen waren, konnten sie noch kaum vom Fleck.

Gegen Abend näherten sich unsere Freunde dem Städtchen Brig, und nun hatten die Wolken sie doch eingeholt; aber gerade jetzt zwang ein kalter Gegenwind von Osten her diese Wolken zum Stillstand: sie bildeten nun einen großen Bogen über dem Tale,

von einem Berge zum andern, in gar schönen Formen zeichneten sich ihre Säume gegen den blauen Himmel ab.

In Brig war das Wirtshaus gut, ein helles Kaminfeuer stimmte behaglich. Der ganze Ort war für solche Gebirgslage recht ansehnlich, ein gotisches Jesuitenkloster erhob sich mit mächtigen Quadersteinen, auch manche Privathäuser fielen auf: gedeckt waren die Häuser hier mit silberglänzendem Glimmerschiefer. Selbst die Alpen am Briger Berg waren noch recht fruchtbar. Diese Gegend ist dem Erdbeben sehr ausgesetzt, und so war Brig auch am 9. Dezember 1755 durch das berühmte „Erdbeben von Lissabon" stark betroffen worden. Aber Goethe hatte hier nur den einen Gedanken im Kopfe: ob man über die Furka könne oder gezwungen sei, von hier ins Herzogtum Mailand abzubiegen.

Bisher war es einem Marsch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun ist's als wenn man sich dem Flecke nähert, wo er sich verschanzt hat und man sich mit ihm herumschlagen muß.

* * *

12. Rhonegletscher und Furka. 11. und 12. November

In der Nacht schneite es auf den Bergen; aber der Talweg blieb trocken. Wie lange? Die Reisenden hatten früh fortgewollt, aber diesmal schliefen sie lange, und es war schon Tageszeit versäumt, als sie sich beritten machten: Goethe und der Herzog auf zwei gemieteten kleinen Pferden, wie sie dort oben noch eben existieren konnten; Hermann auf einem Maulesel, während ein anderer Esel das Gepäck trug. So sollte es den „Berg" hinangehen; mit dem Berge war hier immer die Furka gemeint. Der Wirt meinte: er werde die Herren wohl bald wiedersehen. Sie jedoch wollten an ihren Sieg glauben.

Das Tal der Rhone, in dem sie immer höher strebten, war nun zumeist ein sehr enger Kessel, und ihr Weg führte nicht mehr in der Sohle, sondern an den Berghängen entlang; sie mußten sich dicht an die Felsen drücken oder schlichen sehr nah an Abgründen vorüber. Vielmals stiegen sie von ihren kleinen Pferden ab, nicht weil der Reiter selbst sich unsicher fühlte, sondern weil es für die Andern unheimlich aussah, wie er auf so schmalen Pfade, auf einem so schwachen Tiere, an schroffen Abhängen dahin getragen wurde. Diese Pferdchen waren nämlich durch ihre übliche Aufgabe, breit lagernde Kaufmannsballen zu tragen, gewöhnt, in einigem Abstand von den Felsen, also um so näher am Abgrunde dahin zu schreiten. Zügel und Zaum kannten sie nicht; ihren Weg suchten sie auch selber am sichersten. Wenn ein Fremder auf ihnen ritt, so wurde ihnen wohl ein Strick durch das Maul gelegt, dessen Enden der Reiter in der Hand hielt; aber zu lenken hatte er nicht.

Es war sehr einsam hier. Wäre es früher im Jahre gewesen, so hätte man doch weidende Herden und auch Menschen, die ihrem Berufe nachgingen, gesehen; jetzt entdeckte das Auge wohl manche braune oder schwärzliche Holzhäuser, aber Menschen und Vieh hielten sich innerhalb der warmen Wände. Zur Einsamkeit kam das Gefühl, daß man trotz aller Erhebung über das flache Land und den Meeresspiegel hier doch beständig zwischen engen

Bergen steckte. Wie unten in einem Sacke befand man sich; Goethe dachte auch an Wildenten, für die der nachstellende Mensch im Schilf der Teiche Gänge ausgehauen hat, auf denen sie unbewußt in die schlimmen Netze hineinschwimmen. Hier oben im Berglande war man zwar sehr im Freien und glaubte doch nicht, frei atmen zu können. Dazu dann immer wieder die Angst, daß das Unternehmen mißlinge.

Der Mensch ist niemals ganz Herr von sich selbst. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm sogar der nächste Augenblick verborgen ist, so hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vornimmt, mit unwillkürlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorstellungen zu kämpfen, über die man kurz hinterdrein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblick der Entscheidung höchst beschwerlich sind.

Um so wohler fühlte sich Goethe, als sie sich zur Mittagsrast in ein recht angenehmes Haus versetzt sahen. Es mag in Fiesch gewesen sein. Das Haus war draußen und drinnen sauber und hübsch, die Wirtin freundlich und von einiger Bildung. Überall sah man Arbeiten von der in den Gebirgen heimischen Holzschnitzerei und Drechslerkunst: die Betten, Schränke, Tische waren in sehr liebevoller Weise ausgeziert. Bilder an der Wand zeigten abwesende oder verstorbene Mitglieder der Familie; auf dem Breite über einer Stubentür standen sogar Bücher in guten Einbänden. Wie in diesem katholischen Lande zu erwarten, enthielten diese Bücher die Legenden der Heiligen und andere erbauliche Betrachtungen. Der Herzog und Goethe nahmen sich einzelne Bände herunter und unterhielten sich damit; als die Wirtin sie dann beim Lesen der geistlichen Geschichten sah, fragte sie, ob die Herren auch schon über den heiligen Alexius Bescheid wüßten, und da sie verneinten, so erzählte sie einen ganzen frommen Roman, denn Alexius war ihr Liebling unter den Heiligen. Die beiden Erzprotestanten aber hörten gar andächtig zu und waren weit entfernt, in diesem frommen Bergfrieden Witze nach Voltaires Art zu machen.

Aber sie mußten wieder hinaus! Viel Schönes gab's nicht zu sehen, und „endlich wurd's wirklich scheußlich" schrieb Karl August nachher in sein Tagebuch.

Nicht ein Zug von Bebauung, sondern kahle Felsen und alte kröpliche Fichten. Doch erweitert es sich wieder und führt gegen einen Berg, der Ringelberg genannt. Hier glaubt man das End erreicht zu haben! Der Berg liegt gerade vor, ein schmaler, aber schrecklicher Abgrund scheidet ihn von den mittäglichen Bergen, und durch diese Schluchten zwängt sich die Rhone ... Auf einmal öffnet sich das Tal, die Kultur kommt wieder, Alles lebt und Alles ist bewohnt, man findet freundliche Dörfer und gute Häuser.

Immer ging es aufwärts und immer kämpften sie sich gegen den Ostwind weiter: es war diesen Nachmittag sehr kalt. Nun, die Kälte wollte man schon leiden, wenn nur kein großer Schneefall den Rest des Weges verbaute! Sie gelangten nun in den Zehend Gombs, den obersten Bezirk des Landes, der die letzten oder vielmehr die ersten zehn Stunden des Rhonelaufs umfaßt. Der Hauptort dieses Zehend heißt Münster: dort im Gasthause ‚Zum Kreuz' kehrte man zur Nacht ein.

In diesem Dorfe wuchsen noch ein paar Birnbäume: weiter hinauf hielt sich kein Obstbaum mehr. Manches Jahr lag hier der Winterschnee bis Ende Mai fest, ein Wunder, daß er jetzt nicht schon wieder alle Wege verdeckte! Ihre große Frage, ob man über die Furka könne, wollten die Leute sogar hier noch nicht entscheiden. Es blieb unseren Freunden nichts übrig, als immer wieder ans Fenster zu gehen, nach Wind und Wetter auszuschauen. Sie durften Hoffnung behalten, denn es sah nach gehöriger Kälte, aber nicht nach Schnee aus. Wie ärgerlich wäre es aber auch, wenn sie hier noch umkehren müßten!

Man konnte aber auch mit einem frommen Herzen die Sache ansehen! Dann mußte man anerkennen, daß Klugheit und Mut, soviel sie vermögen, in solcher Lage nun einmal nicht ausreichen, auch der Stärkste muß das Glück, das Schicksal, die Gottheit über sich erkennen. Ein andrer Gedanke kam Goethen gleichfalls, wenn er sich der Weltferne, in der sie hier saßen, bewußt wurde und wenn das Briefpapier vor ihm bezeugte, wie fleißig er hier die Feder führte.

Die frühe Nacht und die allgemeine Stille ist das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, und ich bin überzeugt: wenn ich mich

nur einige Monate an so einem Ort innehalten könnte und müßte, so würden alle meine angefangenen Dramen eins nach dem andern aus Not fertig.

In der Nacht wachte er auf und ging sogleich ans Fenster: es hatte nicht geschneit! Der Orion stand am hellen, kalten Himmel.

Noch ehe der Tag graute, erhob man sich aus den Betten, um ja bei Helligkeit sofort abzumarschieren. Die Pferde wurden nicht weiter mitgenommen, wohl aber das eine Maultier zum Tragen des Mantelsacks. Nun war Oberwald, das man in zwei Stunden erreichen konnte, das nächste Ziel. Sicher sah das Wetter nun doch nicht aus: der Ostwind balgte sich mit Schneewolken herum; zuweilen stöberte es, und die Berge waren schon alle weiß. Ja, einige Male verfehlte man fast den Weg wegen der Windwehen am Boden; ernstlich konnte man sich hier freilich nicht verirren, ging es doch immer im engen Tale am Flusse aufwärts.

Oberwald war ganz anders gebaut als andere Dörfer im Gebirge, insofern als die Wohnhäuser alle auf einer Seite der Straße standen; ihnen gegenüber auf der andern Seite lagen die Vorratshäuser, in denen die Bauern ihre Vorräte an Getreide, Heu, Reis, Buchweizen, Käse und anderen Lebensmitteln aufbewahrten. Diese Vorratshäuser waren aus Holz so errichtet, daß die Luft unterhalb und auch sonst freien Durchzug hatte, während den Ratten und Mäusen der Zugang erschwert war; die Wohnhäuser bestanden nur aus aufeinandergelegten Balken von Erlenholz, die an den Ecken ineinander gefügt waren; sie hatten keine Rauchlöcher, sahen also sehr rußig aus. Bedeckt waren sie mit dunkeln Steinplatten. Schwarzbraun war hierzulande übrigens die Farbe aller Häuser; die Sonne färbte so das harzreiche Lärchenholz, aus dem sie erbaut worden.

In ein solches Haus traten unsere Reisenden, ließen sich Brot, Käse und roten Wein geben und fragten nun zum letzten Male, ob der Weg über die Furka möglich sei. Der Wirt sah sie an und erwiderte: Seine Nachbarn gingen den ganzen Winter hinüber; ob die Herren es auch fertig brächten, könne man nicht wissen.

Es ward ein Mann herbeigerufen, der wohl Fremde begleiten konnte, wenn er wollte. Nach einigem Bedenken erklärte er sich bereit; er brauchte jedoch noch einen Gefährten. Der Andere kam; er war gleichfalls ein Mensch wie ein Roß.

Die Landestracht solcher Männer war hier oben: braune Jacke, weißes Kamisol, lange Gamaschen, spitze tuchene Mützen von roter Farbe. Große dunkle oder weiße Bärte standen ihnen recht gut.

Nun ward der Maultiertreiber samt seinem Tiere entlassen; einer der neuen Führer nahm den Mantelsack auf den Rücken, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Ein hoher Berg lag vor ihnen: der Längisberg, noch nicht die Furka, wie sie gemeint hatten. Zuerst schritt man noch auf einem deutlich erkennbaren Fußpfade dahin. Bald verdeckte der Schnee jede vorige Spur von Menschenschritten; man sank an Stellen, wohin ihn der Wind geweht hatte, manchmal bis zum Knie hinein; die Führer aber stapften weiter, wie wenn sie den Weg noch sähen; ihr Gedächtnis ersetzte die Augen. So ging es zwischen Felsen hindurch, um Felsen herum, durch einen Fichtenwald, bergauf, immer wieder bergauf, zuweilen auch bergab. Als sie einmal den nunmehr so schmalen, aber viel stürzenden, laut rauschenden Rhonefluß auf einem kleinen Stege überschritten, sahen sie den hochberühmten Rhonegletscher vor sich. Er war vor allen, die sie ganz hatten übersehen können, der ungeheuerste. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein; jetzt war er zwar beschneit, aber an den schroffen Eisklippen ließ der Wind keinen Schnee haften; ihre violettblauen Spalten waren also sehr wohl sichtbar; auch konnte man gut unterscheiden, wo der beschneite Gletscher aufhörte und der beschneite Fels anfing. Unsere Wanderer gingen ganz nahe an den Gletscher heran; er lag ihnen linker Hand.

Nun stiegen sie höher: keine Bäume unterbrachen mehr die Flächen, die sich vor ihnen ausbreiteten. Auch die Felsen hörten auf: nur langgedehnte Täler und sanft geschwungene Berge lagen vor den Augen, und da der Schnee alle Farben wegnimmt und die Formen ausgleicht, so blickte man, wohin man sich wandte,

in die weiße Einöde. Jetzt war der Schnee aber noch viel mehr eine Angelegenheit der Füße und Beine geworden; er trug leider nicht, man sank recht tief hinein. Einer der Führer brach Bahn; die Andern hatten es leichter.

Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuren, einförmigen, schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, eine Reihe Menschen zu sehen, deren Einer in des Andern Fußstapfen tritt und wo in der ganzen, glatt überzogenen Weite Nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man her kommt, liegen grau und endlos im Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne; breitflockiger Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über Alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß Einer, über den auf diesem Wege seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte.

Auch dem Herzoge war es ängstlich zu Mute, obwohl er doch von Natur ein tollkühner Mensch war und sich selber sagte, daß er in den letzten Wochen schon viel gefährlichere Wege gegangen war. Ein Glück, daß man hier nicht allein war! Solche Stimmungen vertreibt in Gesellschaft immer wieder ein scherzhaftes Wort, eine Erzählung, ein bloßer Ruf, und am besten das Bewußtsein, daß man ortskundige und sachverständige Leute bei sich hat. Die beiden Führer berichteten, daß sie den ganzen Winter über auf den Gotthard gingen, um Ziegenfelle hinaufzutragen, mit denen aus dem Wallis ein großer Handel nach Deutschland und Italien getrieben wurde. Im eigentlichen Winter, wenn der Schnee also noch tiefer liege, könnten sie aber wegen der Lawinengefahr diesen selben Weg nicht gehen; sie hätten dann einen anderen, der viel beschwerlicher, aber sicherer sei.

Viertehalb Stunden dauerte der Marsch. Dann standen sie endlich im Sattel der Furka und am Kreuz von Uri, das dort errichtet war, um die Grenze zwischen Wallis und Uri zu bezeichnen. Nun endlich konnten sich unsere Wanderer versichert fühlen, daß sie nicht umzukehren brauchten und daß sie auf dem

geraden Wege ihr Ziel, den Gotthard, erreichen würden. Freilich, mit der gelobten Aussicht auf dieser Höhe war es heute bös bestellt. Nach dem Finsteraarhorn und den andern Spitzen der Bernischen und Walliser Alpen brauchte man gar nicht zu fragen, denn man sah noch nicht einmal die beiden Höhen, von denen die Furka, der Gabelberg, den Namen trägt. Was man wirklich erblickte, nannte man unwillkürlich: lappländische Ansichten. Es war ein „Grauen der unfruchtbaren Täler." Das einzige Lebendige darin war das Schneegestöber. Die Sonne war doch einige Male zu erkennen: wie ein blasser Mond sah sie dann aus.



13. Der Gotthard. 12.–14. November

Wer die höchste Höhe hinter sich hat, hält den Rest für leicht; aber diesmal machte der Schnee auf der andern Seite viel mehr Beschwerden. Der Jäger Hermann hatte geprahlt: solchen Schnee wie hier hätten sie im Thüringer Walde auch; jetzt meinte er kleinlaut: „Die Furka ist doch ein Schindluder!" Es war ein saures Hindurcharbeiten. Der Vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel im Schnee. Man mußte oft durch Mulden und Kehlen der Berge. Und immer die Einsamkeit! Nirgends der Tritt eines Tieres, nirgends ein kahler Strauch oder Baum; nur schwarze Steine unterbrachen hie und da die weiße Fläche, oder man sah ein paar halb vom Schnee begrabene Hütten, worin im Sommer die Hirten lagen.

Nur einmal zeigte sich ein lebendiges Wesen. Ein sehr großer Lämmergeier zog, ohne einen Flügel zu bewegen, mit unglaublicher Schnelle über die Berge weg: ach wer doch auch so frei dahin schweben könnte! Aber „Niemand wird gekrönt, er habe denn zuvor gekämpft": Das war einer der vielen Bibelsprüche, die Goethe gebrauchsfertig hatte.

Einmal zeigte sich eine Landschaft im Lichte der Sonne: Goethe erkannte sie: es war das geliebte Urserental. Mit frischerem Mute schritt man nun weiter, und endlich, viertehalb Stunden vom Kreuze, zeigten sich die Dächer von Realp: man war wieder in der Nähe von Menschen!

Ein Gasthaus gab es in diesem letzten (oder von dieser Seite her ersten) und sehr kleinen Dörflein des Urserentals nicht, und die Hirten waren auf solchen Besuch nicht eingerichtet. Vielleicht ließen sich die Kapuziner erbitten, die Gäste aufzunehmen, meinten die Führer. Einer von ihnen ging voraus, um die Frage zu tun, und als die Übrigen folgten, stand auch schon ein ansehnlicher Mönch vor der Tür und hieß die Fremden freundlich willkommen. Dies war hier kein Hospital oder Hospiz, wie man es auf dem Gotthard hatte; sondern hier wohnten drei Patres für sich allein beisammen. Sie waren von ihrem Kloster hierher gesetzt, um als Seelsorger und Schulhalter dem Hirtenvolke hier oben zu dienen, denn die Weltpriester hatten es in dieser rauhen und einsamen Welt nicht lange ausgehalten. Gäste nahmen diese Mönche nur ausnahmsweise auf, und so spät im Jahre hatten sie auf solche Reisenden, wie jetzt vor ihnen standen, schon gar nicht mehr gerechnet. Auch hielten sie bereits ihr großes winterliches Fasten, das bis Weihnachten dauerte; es hieß also: die Herren müßten vorlieb nehmen. O, sie würden für eine warme Stube, ein Stück Brot, ein Glas Wein schon sehr dankbar sein, war die Antwort. „Das war die ärgste Strapaze, die ich je ausgehalten" erklärte der Herzog.

Nicht lange dauerte es, so hatte der Bruder Küchenmeister seine Mahlzeit fertig, und er hätte sich nicht zu entschuldigen brauchen, denn es gab so köstliche Speisen, wie sie sich aus Eiern, Milch und Mehl bereiten lassen; auch fehlten nicht gebratene Zwiebeln und andere leckere Sachen. Die ganze Mannschaft saß an einem Tische: Patres, Herren, Knechte und Träger; man ließ es sich schmecken und hatte gute Gespräche miteinander. Die deutschen Gäste freuten sich der großen Leistung, die hinter ihnen lag, und die Walliser lobten die Ausdauer und seltene Geschicklichkeit im Gehen, die diese Herren bewiesen hätten. Ja, mit Jedem,

fügten sie hinzu, würden sie sich auch nicht auf dies Abenteuer eingelassen haben. Und nun erzählten sie: als sie heute früh ins Wirtshaus gerufen wurden, weil Fremde nach Führern verlangten, sei erst der Eine von ihnen hingegangen und habe sich die Fremden heimlich betrachtet, ob man es mit ihnen wagen könne. Denn es sei Ehrensache bei ihnen, Denjenigen, dem sie sich zugesagt, auch hinüberzubringen, und sei es auf dem eigenen Rücken und mit eigener Lebensgefahr. Wenn sie auf ihren Bergwanderungen Ermattete, Erkrankte oder Tote am Wege fänden, so hielten sie es für ihre Pflicht, diese Unglücklichen zum nächsten Ort zu tragen; beide Männer hatten es schon erlebt, daß ihnen Menschen auf ihrem Rücken gestorben waren. Sie zweifelten nicht daran, daß ihnen solche Barmherzigkeitsleistungen im Himmel belohnt würden; sie behaupteten aber auch: wenn man sich guten Willens einen Toten auflade, so werde die Last ganz leicht. O, viel konnten sie erzählen von schlimmen Erlebnissen in den Bergen zur Sommers- und Winterszeit! Aber auch die Mönche waren gesprächig und rühmten ihren Beruf und ihr besonderes Amt als die höchstgestellten Diener und Wächter der großen Mutter Kirche, die es aber auch wert sei, daß man solche Entbehrungen und Strapazen auf sich nehme, wie sie ihnen hier reichlich zugemutet würden. Als aber der Bruder Prediger den Gästen sein einfaches Zimmerchen zeigte und auf einen Strohsack mit Wollendecke als sein Lager hinwies, da dachte Goethe an sein Häuschen in Weimar: dort pflegte er sich auch nicht weicher zu betten, und der Herzog von Weimar verlangte es im Grunde auch nicht besser oder bequemer. Diese Nacht hatte es Goethe immerhin noch etwas schlechter als der Mönch: die Betten für ihn und seinen Herrn standen nämlich an einer ziemlich kurzen Zimmerwand und waren nur für kleine Leute bemessen; der Herzog paßte eben noch in das seinige; Goethe konnte erst lange nicht schlafen, bis er einen Teil von sich auf zusammengestellte Stühle untergebracht hatte. Und mitten in der Nacht wurde dann dem Herzog übel: er hatte nach der langen Entbehrung und Anstrengung im Schnee zu hastig gegessen und getrunken. Doch jede Nacht geht vorüber.

Am andern Morgen – es war der 13. November – gingen zuerst die beiden Walliser ab; sie wurden reichlich belohnt und traten ihren beschwerlichen Rückweg gar zufrieden an: sie hatten nun eine Geschichte mehr zu erzählen und nahmen eine freundliche Erinnerung an die tapferen deutschen Herren mit. Diesen aber ward von den Mönchen noch ein kräftiges Frühstück vorgesetzt; dann wanderten sie ein Stückchen weiter in das nun beschneite Urserental, das Goethe seit vier Jahren als grüne Oase im Gedächtnis trug. Der Himmel war ganz klar, und das wolkenlose Blau viel tiefer blau, als man es im platten Lande kennt; die Rücken der Berge, die sich weiß davon abschnitten, lagen teils hell im Sonnenlicht, teils bläulich im Schatten. Durch hohen Schnee ging doch eine gute Bahn. Nach anderthalb Stunden erreichten sie Hospental und damit den eigentlichen Weg, die allgemeine Straße auf den Gotthard; für Goethe begann hier das Wiedersehen des Bekannten. Und weil es die allgemeine Straße war, hörte hier auch die große Einsamkeit auf. Ja, es gab schon Lärm von einer Menge Leben, denn von Hospental ging gerade ein Trupp von dreiundsechzig beladenen Maultieren bergauf. Unsere Wanderer kehrten schon deshalb erst ein Weilchen im Gasthause ein.

Als sie sich wieder auf den Weg machten, schien die Sonne hell und geradezu heiß: Hitze in dieser Schneelandschaft! Immer wieder labten sie sich am Rückblick ins geliebte Tal; aber auch am Wege zeigten sich doch einige andere Bilder: die Wasserfälle der Reuß, von denen der breiteste wie über schwarzem Marmor sich herabzugießen schien. Nach einiger Zeit holten sie die Maultiere ein: die angenehmste Gesellschaft ist ein solcher Zug klingelnder, breit beladener, recht ungleichmäßig sich fortbewegender Tiere nicht gerade; hier stürzten auch einige auf dem Eise; es gab also auch solche Aufenthalte, an denen die Eselslaunen nicht schuld waren. Unsere Reisenden versuchten, vor allen den 63 Packträgern und ihren Führern den Vortritt zu gewinnen; mühsam genug gelang es ihnen, denn der Herzog fühlte sich noch vom gestrigen Tage und der schlechten Nacht matt. Aber auf einmal kam ein Geist der Eile über die Tiere, und sie

überholten wieder die Wanderer, weil Diese doch hie und da stehenblieben, um in der Nähe oder Ferne Etwas zu beschauen. Die Hitze ließ übrigens nach; man spürte einen scharfen Bergwind im Rücken.

Gegen Zwei langten sie endlich an dem Ziele an, dem sie seit Wochen unter Bangen und Zweifeln zugestrebt, und sahen sich nun auf jenem seltsamen Berge, der nichts Andres war als ein Tal zwischen einem Kranz von andern Bergen. Goethen kam hier der Vergleich mit einem kahlen Fürstenschädel, den die Zacken einer goldnen Krone umringen. Wir erinnern uns, daß man über die wahre Höhe der Gebirge und ihrer Spitzen damals noch nichts Sicheres wußte. Goethe zweifelte nicht, daß der Montblanc der Kaiser der Alpenwelt sei; aber der Gotthard schien ihm doch gleich danach zu kommen und den Rang eines königlichen Gebirges über alle anderen zu behaupten, weil nämlich „die größten Gebirgsketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen." Er hatte über diese Frage der höchsten Berge mit Pfarrer Wyttenbach in Bern gesprochen, der auf eine der Gotthardspitzen geklommen war. Wyttenbach hatte ihm erzählt: dort oben habe es ihm geschienen, als ob sich alle anderen Berge gleichsam zum Gotthard neigten. Die geographische Bedeutung des Berges hatte sicherlich etwas Einziges!

Die Gebirge von Schwyz und Unterwalden, gekettet an Die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubündner Landes, von Mittag die der italienischen Vogteien herauf, und von Morgen drängt sich durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einschließt, an ihn heran. Nicht weit vom Hause hier sind zwei kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schluchten und Täler nach Italien, der andere gleicherweise die Reuß nach dem Vierwaldstätter-See ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt und nach Abend durch das Wallis läuft, so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen.

Dem Behagen, sich an solchem Kreuzpunkte zu befinden, gab man sich drinnen im Hause hin, dessen Herdfeuer ein gar liebes Plätzchen deuchte, denn draußen war es grimmig kalt. Im Hause

walteten dieselben beiden Klosterbrüder wie vor vier Jahren, aber das Haus war nicht mehr dasselbe. Es war noch 1775 durch eine Lawine stark beschädigt worden; die klugen Patres hatten die Gelegenheit ergriffen, ringsum im Lande eine Beisteuer zu sammeln, wodurch sie ihr Gebäude nicht bloß befestigen, sondern auch erweitern konnten. Übrigens war, als unsere Gäste eintrafen, keiner der Wirte zu Hause. Pater Seraphim hielt sich in Mailand auf, Pater Lorenzo war nach Airolo hinuntergegangen. Vor Abend kam er zurück, aber fast als ein Stück Eis. Er hatte gegen den Wind steigen müssen, der Bart war ihm eingefroren, und es dauerte lange, ehe er zur Besinnung kam und wieder sprechen konnte. Dann zeigte er sich wieder als ein gar guter, lebhafter, starker Kerl. Er verstand nur Italienisch und Lateinisch. Goethe konnte das Italienische von Kindheit her und hatte es im letzten Frühjahr wieder vorgenommen; so konnten sie sich gut unterhalten. Ehe es dunkel wurde, führte der Pater sie auch einmal vor die Tür und zeigte ihnen die Gotthardspitze, die er für die höchste hielt. Aber lange umsehn konnte man sich nicht: so durchdringend und angreifend war die Kälte.

Abends saß Goethe wieder am Tische und schrieb. Gezeichnet hatte er auf dieser ganzen Fahrt nicht, wozu er doch sonst immer so viel Trieb gehabt hatte; aber in Worten alle diese Erlebnisse und Eindrücke festzuhalten, machte er sich schon seit Wochen zum regelmäßigen Geschäft. Es konnte ja ein Buch aus diesen Tagesblättern zusammenwachsen; in jedem Fall wußte er, daß seine liebste Freundin eine herzliche Freude an seinen Berichten hatte. Heute und hier fühlte er, wenn er das zu Schreibende bedachte, vor allen Dingen wieder die Nähe Italiens. Airolo auf der südlichen Seite war ebensowohl in anderthalb Stunden zu erreichen wie Hospental auf der nördlichen. Goethe spürte aber gerade jetzt kein besonderes Verlangen nach dem Süden oder er hielt sich noch nicht reif genug für dies große Unternehmen. Übrigens hatte er gar nicht zu grübeln, welcher Weg für ihn selber der bessere sei; denn jetzt war er Begleiter und Berater seines fürstlichen Freundes, der andere Dinge als eine italienische Reise brauchte.

Für diesmal hatte man den äußersten und höchsten Punkt erreicht! Also blickte er auf die letzten Tage zurück und auf seine allerletzten Eindrücke:

Von Genf haben wir die Savoyer Eisgebirge durchstrichen, sind von da ins Wallis gefallen, haben Dieses die ganze Länge hinauf durchzogen und [sind] endlich über die Furka auf den Gotthard gekommen. Es ist diese Linie auf dem Papier geschwind mit dem Finger gefahren, der Reichtum von Gegenständen aber unbeschreiblich, und das Glück, in dieser Jahreszeit seinen Plan rein durchzuführen, über allen Preis. Hier oben ist Alles Schnee. Seit gestern früh elf Uhr haben wir keinen Baum gesehen. Es ist grimmig kalt. Himmel und Wolken rein wie Saphir und Kristall. Der neue Mond ist untergegangen mit seltsamem Lichte auf dem Schnee. Wir stecken im Hause beim Ofen.

Und nun gingen seine Gedanken zu seinem eigenen jetzt verschlossenen Stübchen im Gartenhäuschen an der Ilm: dort würden bald wieder die Holzscheite knistern und prasseln, die Freunde würden des Abends bei ihm erscheinen, ein duftender Braten sollte dann auf den Tisch getragen werden, und nach dem Essen wollte er als freundlicher Wirt die horchenden Gäste mit Erzählungen erquicken: von tapferen Unternehmungen, Entschlüssen, Freuden und Beschwerden.

13. Abwärts. 14.–17. November

Abwärts mußte es nun wohl im räumlichen Sinne gehen, aber der Mensch strebt doch immer nach einem neuen Höhepunkte: für Goethe und den Herzog hieß dieser neue Gipfel, zu dem sie absteigend wieder emporschauten, Lavater. Der Aufenthalt bei ihm sollte die Krönung der ganzen Reise sein. Der Weg von der Höhe des Gebirges bis zu den Seen und nach Zürich hätte ihnen sonst auch noch eine tüchtige Leistung geschienen, zumal zur Winterszeit; aber jetzt kam sich Goethe vor wie der Leviathan, von dem es im Buch Hiob heißt: „Siehe, er verschluckt in sich den Strom und achtet's nicht groß, läßt sich dünken, er wolle den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen.“ Dies Kraftgefühl, diese Sicherheit gegen künftige höchste Anforderungen war ein ganz großer Nutzen der letzten Wochen. – –

Auf dem Gotthard waren die Betten gut. Neu gekräftigt, begannen unsere Wanderer die neue Woche – denn der 14. war ein Sonntag – damit, daß sie sich Nägel unter die Schuhsohlen schlugen. Das lohnte sich auch noch für den Marsch bergab. Um Neun begannen sie ihn. In Hospental hielten sie wieder eine Mahlzeit; dann zogen sie bei gutem Wetter weiter durch Ursern an der Matt, das Urseler Loch, über die Teufelsbrücke, nach Göschenen, Wasen und bis Steeg: neun Stunden Marsch. Im Gasthof zu Steeg erlabten sie sich besonders an schönen Äpfeln und belustigten sich über die Wirtsfrau, die ein wenig betrunken war.

Am 15. November gingen sie noch die viertehalb Stunden bis Altdorf und Flüelen und erfreuten sich an den neben den Felsen und Schluchten wieder beginnenden heiteren, fruchtbaren Talgefilden. Vor Flüelen trafen sie einen Haufen Buben an, die sich mit Armbrüsten übten; ihr Anführer näherte sich ihnen und bat sie in wohlgesetzter Rede um „Etwas zum Verschießen.“ Die Herren beschenkten diese frischen Knaben herzlich gern und sahen ihnen zu; die Buben schossen erstaunlich gut. Auch heute war das Wetter günstig genug.

Aber sie spürten doch den Wind sehr, als sie über den Vierwaldstätter See fuhren, sie hatten sich ein Schiff mit vier Leuten genommen. Zuerst zur Tells-Platte und Kapelle. „Es ist die schönste Landschaft, die ich gesehen habe" bestätigte der Herzog. Dann weiter nach Brunnen, jetzt in leichtem Schneegestöber. Hier stiegen sie aus und gingen noch eine Stunde weit nach Schwyz, um Hedlingers Medaillen zu sehen. Der jetzige Besitzer wollte sich zuerst wegen eines Todesfalls entschuldigen, als sie aber anhielten, bestellte er sie zum andern Morgen nach dem Begräbnisse.

Da sie gerade der Kirche gegenüber wohnten, sahen sie am andern Morgen dem Begräbnisse zu, dann gingen sie zum Landammann Hedlinger, der ihnen nicht nur das Haus und die Medaillenschätze seines seligen Oheims und Schwiegervaters zeigte, sondern sich auch selber mit einer großen goldnen Medaille an goldner Kette vorstellte: er hatte sie vom französischen König Ludwig dem Sechzehnten erhalten, da er als Gesandter seines Kantons in Paris gewesen war. (Wir erinnern uns, daß diese Schweizerkantone den französischen Königen die besten Soldaten lieferten.) Mit ihnen war ein Mönch bei Hedlinger, „ein verfluchter Hund von einem Kapuziner", wie Karl August sich ausdrückte.

Das Städtchen Schwyz und die Landschaft hatte ihnen gefallen. Bei warmer Sonne gingen sie auf hart gefrorenem Boden nach Brunnen zurück, dort nahmen sie wieder ein Boot mit vier Schiffsleuten und fuhren nun westwärts quer über den See, nach Luzern. Zuerst taten sie noch einen Blick nach Süden, ins Tal der Reuß, wo sie herabgekommen, dann fuhren sie eine lange Strecke, die auch Goethe noch nicht kannte. Als der Abend einsank, erreichten sie Luzern, gingen sogleich zum Gasthof ‚zum Adler' und fanden dort bei einem guten Kerl von Wirt ihren Freund Wedel, ihre Diener und die wohlausgeruhten Rosse.

Luzern gehörte zu den altfränkischen Städtchen, die Goethe nicht liebte. An Einwohnern hatte es gegen 7000, diese ganze Bürgerschaft steckte tief in der katholischen Kultur und Unkultur.

Was in den Familien an Kindern über die Zweizahl geboren wurde, ward „geistlich“, oder, wenn es Knaben waren, konnten sie sich als Soldaten ins Ausland verkaufen. Trotz seiner für den Handel vortrefflichen Lage nahm Luzern nicht zu und war auch nicht wohlhabend. Industrie gab es hier nicht; der Geist der Betriebsamkeit, der in protestantischen Städten wie Genf, Zürich, Basel, Schaffhausen herrschte, war hier ganz unbekannt. Fürsten und Staatsleute sehen jeden Ort auf seine Steuerfähigkeit an: da versagte Luzern kläglich. Aber freilich: Not herrschte hier keineswegs.

Merkwürdig waren die Spaziergänge der Stadt; als solche benutzte man nämlich die drei hölzernen Brücken über die Reuß, die zwei Stadtteile voneinander trennte. Diese Brücken waren bedeckt und an ihren Seitenwänden mit unzähligen alten Malereien geziert, deren Gegenstände bei der einen aus der Schweizer Geschichte, bei der zweiten aus der Bibel genommen waren; auf der dritten sah man einen Totentanz. Auf der größten dieser Brücken, die 1380 Fuß lang war, zeigte ein Brett die Namen und Höhen aller Berge an, die man auf dieser Stelle sehen konnte; auch ihre Entfernung von Luzern war zu erkennen.

Viel sehenswerter noch war die große plastische Landkarte, an der General Pfiffer, ehemals in französischen Diensten, schon viele Jahre arbeitete. Er bildete seine schweizerische Heimat auf die künstlichste Weise in erhabener Arbeit nach: mit Spiegelglas, das den Vierwaldstätter See bedeutete, hatte er angefangen, dann Luzern daran aufgebaut mit allen Häusern und Brücken, danach die Hügel und Berge, Matten und Wälder, Flüsse, Bäche, Wasserfälle, Stege, Fußpfade und einzelne zerstreute Häuser, kurz die ganze Natur und menschliche Siedelung. Gips, Wachs, Zinn, Wolle, Baumwolle, Nadeln und namentlich Mastix waren seine Baustoffe; die Mühe und Sorgfalt, die er daran wandte, war eine unsägliche, gehörten doch tausende von größeren und kleineren Reisen dazu, all die Verhältnisse erst richtig zu erkunden! Er hatte die Fünfzig überschritten, als er anfing; Jahrzehnte brauchte er zur Vollendung! Seine Genauigkeit ging so weit, daß der Beschauer Laub- und Nadelwaldungen unterscheiden konnte und

wirklich auch die Schönheit der Landschaften bei ihren verschiedenen Beleuchtungen genoß. Ja, man bekam hier erst die rechten Begriffe von der verhältnismäßigen Höhe und Größe der Gegenden, wo man selber gewesen war. Auf einer ungeheuren Tafel, die aus kleineren Quadraten zusammengesetzt war, hatte Pfiffer ein Gebiet von 60 Quadratstunden nachgeformt, auf angebrachten Treppen konnte man in aller Bequemlichkeit die Länder Luzern, Uri, Schwyz, Zug, Glarus, Unterwalden und einen Teil von Bern überschauen. Je nach der Stellung glaubte man eine Landkarte oder Landschaftsbilder zu sehen. Pfiffer war der Erste, der auf diese Weise ein Land plastisch nachahmend wiedergab.

Noch zwei Dinge mußten Goethes Augen in Pfiffers Saale anziehen: ein Baumstaum vom Wacholder, den der Hausherr sich hatte herschaffen lassen, weil er diesen ersten Wacholderbaum irgendwo in der Wildnis entdeckt hatte, denn: so häufig er in Sträuchen vorkommt, so selten ist er als Baum. Goethe aber besaß in seinem eigenen Garten an der Ilm einen noch viel größeren Wacholderbaum. Sodann war da ein Bild an der Wand, das eine Hexenküche und die Vorbereitung zum Besenritt in der Walpurgisnacht darstellte: Teufel sah man da neben garstigen alten Vetteln, die die Hexensalbe bereiteten, aber auch junge Frauenzimmer, die sich auszogen, um sich zur tollen Fahrt einsalben zu lassen oder bereits einen schönen weißen Rücken zeigten, der durch das Zaubermittel von der irdischen Schwerkraft befreit wurde.

Im Gasthofe war Goethe jetzt wieder mit seinem Philipp zusammen und ließ sich Dessen letzte Arbeiten vorlegen. Philipp hatte Goethes Blätter über den Ausflug in den Jura abgeschrieben und hatte selber einen anderen Teil der Reise in seiner Weise dargestellt, sein Herr schickte Beides nach Emmendingen zu Schlossers, seinen letzten Gastfreunden im Reiche. „Ich habe nun des Großen fast zu viel" schrieb er dazu, und: „Seit ich euch verlassen habe, ist kein unbedeutender Schritt geschehen." Nun diktierte Goethe seinem Philipp ein anderes Stück Reisebericht, das er für Frau v. Stein bestimmte, es war die Fahrt und Wanderung von Genf nach Chamonix und Martinach.



Lavater
von W. Tischbein

Zur Fortsetzung kam er hier noch nicht; Alles drängte nach Zürich. Und jetzt war es wieder einmal ein fröhlicher Ritt in größerer Gesellschaft. Am 18. November geschah er, in Knonau ward die Mittagsrast gehalten.



15. In Zürich. 18. November bis 2. Dezember

Es war eine große Freude für Goethe, daß er seinen fürstlichen Freund zu Lavater führen konnte. Wenn irgendein Mensch den jungen Herzog segnen, reinigen, erhöhen, im Guten befestigen konnte, so mußte Lavater dieser Mensch sein. Aber auch für sich selber ersehnte er den erneuten Umgang dieses Freundes. Er hatte kürzlich das Schwere erlebt, daß ein andrer seiner bisherigen Verbündeten, ein Edelster, ein Geistesverwandter Lavaters, ihn von sich gestoßen hatte als unwürdig der Liebe, die er ihm jahrelang gespendet, und er fühlte: als Fritz Jacobi Das getan, war auch Georg Schlosser noch etwas weiter von ihm abgerückt. Um so mehr mußte er wünschen, daß Lavater sich noch weiter zu ihm bekenne. Gegen Jacobi hatte Goethe nur eine Leichtsinns-Sünde begangen, als der Spott- und Hohnteufel ihn eines Tages verführte; aber er wußte, daß er jederzeit auf dem Wege zum Guten und Heiligen, den er doch gehen wollte, immer wieder strauchelte, daß er in seinem Innern gräßliche Kämpfe und Erregungen aushalten mußte. Nirgends aber konnte er neue Kräfte besser sammeln als in der Freundschaft mit dem Jünger Johannes, der jetzt Kaspar Lavater hieß und als zweiter Prediger an der Peterskirche in Zürich die ihm Vertrauenden in das Reich Gottes führte.

Dieser Seelsorger wohnte mit seiner heranwachsenden Familie immer noch im väterlichen Hause zum Waldreis. Eine Schlaf-

stelle bei ihm begehrte Goethe für sich, um ihm recht viel nahe zu sein. Die ganze Gesellschaft aber kehrte in dem berühmten Gasthofe zum Schwert ein, wo Herr Ott, der in der Landwehr den Titel eines Rittmeisters führte, mit großem Ruhme den Hausvater machte; auch Goethe nahm dort an den vielgelobten Mahlzeiten teil.

Alle seine Hoffnungen gingen in Erfüllung. Der Herzog und Lavater lernten sich rasch lieben. Die gemeinsame Lust an Kupferstichen, Zeichnungen, Gemälden half ihnen sehr zur ersten Unterhaltung; aber der Fürst und der Prediger wurden zumeist doch durch ihre gleich ehrliche Menschlichkeit verbunden, denn auch Lavaters leicht beweglicher Geist erfreute sich an den verschiedensten Vorstellungen, und der fromme Mann überraschte seine Gesellschaft oft, auch in kirchlichen und sittlichen Dingen, durch echte Liberalität. Seine Unterhaltungsgabe war sehr groß. Nirgends aber war er so liebenswürdig wie in seinem eigenen Hause. Wie er überhaupt viel Weibliches in seiner Natur hatte, so strebte er immer nach neuen Eroberungen und verliebte sich gern. Eroberungen machte er übrigens noch mehr, als ihm angenehm sein konnte: als der schlanke, blasse Mann mit den schönen Augen einmal in Augsburg einen geistlichen Vortrag hielt, blieben die Weiber alle im Saale, um sich von ihm einen — Bruderkuß zu erbitten. Natürlich war sein Zauber in der Vaterstadt weit weniger kräftig; gerade hier erlitt er häufige Kränkungen; die Witzbolde nahmen ihn als Zielscheibe, und die Freunde der Klatscherei trugen sich mit Neuigkeiten über ihn. So war es denn auch ihm eine große Freude, jetzt in der Winterszeit, wo die Fremden sich seltener zeigten, mit so ehrlichen Freunden umgehn zu können, wie Goethe, Karl August und Wedel waren. „Die Bekanntschaft von Lavatern" schrieb Goethe, als sie einige Tage in Zürich waren, an seine Frau v. Stein, „ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe: Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide an Himmelsbrot, wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus! Wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm verschwächt hat, wird man aufs neue von seinem Wesen



Goethe 1779
Nach einer Tuschzeichnung von Heinrich Lips
(Fideikommißbibliothek zu Wien)



Karl August
Nach einer Federzeichnung von Heinrich Lips
(Museum, Weimar)

überrascht. Er ist der Beste, Größte, Weiseste, Innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne."

Karl August drückte sich nicht ganz so enthusiastisch aus, aber er fand doch auch, daß Lavaters Gegenwart etwas ganz eigen Balsamisches habe, und meinte, Lavater lasse Höhen erreichen, über die man selbst staune, sie ereicht zu haben. Ganz besonders erfreute er sich am Anblick der vollkommenen Brüderlichkeit zwischen Goethe und Lavater, da er doch sehr wohl die gegensätzlichen Überzeugungen und Richtungen in Beiden kannte. Auch hierin überraschte ihn Lavaters hoher Grad von Duldsamkeit. „Sein Verhältnis zu Goethe ist äußerst schön, sie lieben sich außerordentlich und verstehen einander, ohngeachtet sehr voneinander unterschieden, in den tiefsten Falten von Gefühlen und Begriffen." Wenn von der Religion geredet wurde, wie oft geschah, so konnte sich Lavater wohl wundern, daß der weimarische Hofprediger Herder, der doch eine Leuchte aller neueren Theologie war, die religiösen Bedürfnisse seines jungen Herrn so wenig zu erwecken oder zu befriedigen schien, und daß sich Karl August überhaupt so wenig an diesen nächsten Propheten wandte. Er bat um die Erklärung. Ach, von Herder bekomme man nur Geistesfunken, war die Antwort des Fürsten, gleichsam Blitzlicht in der Religion, da halte er sich schon lieber an Goethen als einen Träger wahren, bleibenden Lichtes.

Die Freunde fühlten sich so wohl zusammen, daß sie nur ungern an Besuche bei Andern dachten. Den alten Literaturpapst von Zürich durfte man aber nicht lange warten lassen, und wirklich fühlte Goethe jetzt, da er vor kurzem die wohlgeratene Odyssee-Übersetzung genossen hatte, etwas mehr Neigung gegen Bodmer als sonst. „Kennen Sie Goethen noch?" fragte er, als er mit dem Herzoge, Wedeln und Lavater in die bekannte Stube trat, und er küßte den Alten sogar. Auch erzählte er sogleich, daß er Bodmers Homer auf dem Thuner und Genfer See gelesen habe, um sich an dem duldenden Helden Ulysses für die Beschwerden der Gebirgs- und Gletscherwelt zu stärken, auch oben auf den Alpen habe er den Alpinern daraus vorgelesen, denn so, wie man jetzt durch Bodmers Verdeutschung diesen alten Dichter



besitze, könnten ihn Leute von allen Ständen und Altersstufen gut verstehen. Der Herzog führte sich ebenfalls mit einem Lobe dieses Werkes ein; er wünsche, den Vertrauten Homers kennenzulernen, sagte er und fragte, wie lange Bodmer an dieser Übertragung gearbeitet habe. – „Keine achtzig Jahre“ erwiderte Dieser, denn Das habe Jemand im Scherze behauptet; aber sechzig Jahre sei seine Bekanntschaft mit Homer jetzt freilich alt. Die Rede kam dann auf Fritz Stolberg, der das vorige Mal mit Goethe hier gewesen und der seitdem eine Ilias-Übertragung

hatte drucken lassen: Bodmer fühlte sich zurückgestoßen, wenn er Stolbergs Ilias las, und Stolberg — Das wußte er — hatte gar nicht daran gehen wollen, seine Odyssee zu lesen. Dann kam er auf Stolbergs Schutzherrn und seinen eigenen ehemaligen Schutzbefohlenen Klopstock zu sprechen; mehr lästernd als lobend ward über diesen Hochgepriesenen geredet. Der Herzog erwähnte auch Wielands, da er wußte, daß Dieser, sein Lehrer, in früheren Jahren hier im Hause als Bodmers Freund und Schüler gelebt hatte. „Freilich!" antwortete Bodmer, „aber itzt weiß ich nicht, ist er mir oder bin ich ihm abgestorben?"

Dann kam die Rede auf die altdeutschen Dichter: Niemand konnte darüber mit so guter Kenntnis urteilen wie dieser alte Schweizer; auf seinem Pulte lag jetzt eben eine Abschrift der ‚Nibelungen': wer kannte dies alte alemannische Gedicht außer ihm? Jawohl, Bodmer durfte mit Recht über Klopstocks und seiner Jünger Skaldenwesen spotten: welche Unwissenheit spreizte sich da im teutschtümelnden Phrasengewande! Unterdessen liege zum Beispiel der ‚Eneit' des Heinrich v. Veldecke vergessen und unbekannt in der Bibliothek des Herzogs von Gotha; er bitte jetzt den Herzog von Weimar, diese Handschrift vor dem Untergange zu retten! Goethe ließ sich sogleich die Namen in sein Taschenbuch schreiben; er übernahm es, daß diese alte Dichtung zu Bodmer gesandt würde.

Im Zimmer hing ein neues Bildnis von Rousseau. Als Lavater es bemerkte, meinte Bodmer: Rousseau werde es jetzt wohl kühler haben als Voltaire, denn er fürchte sehr, dieser alte Spötter und Kirchenfeind müsse jetzt brennen. Lavater wollte davon nichts hören, mußte aber zugeben, daß bei Voltaire ein Reinigungsfeuer nötig sein möge, ehe er zum Engel Gottes tauge. „Man hat mir oft gesagt" fügte Bodmer hinzu, „ich sähe Voltairen sehr ähnlich." Das mußte also nach Lavaters Lehre eine große Gleichheit der inneren Menschen beweisen; aber Dieser gab die Ähnlichkeit keineswegs zu; sie bestehe nur darin, daß man in beiden Fällen sehr alte geistige Arbeiter vor sich habe; in Bodmers Augen, Lippen usw. sei jedoch eine Sanftmut, von welcher man bei dem Franzosen keine Spur finde.

Indem die Gäste nun aufstanden, forderte Lavater den Alten auf, sich Goethes Gesichtszüge einmal als Physiognom anzusehen, die Augenbrauen, die Stirn, den Mund und alle Einzelheiten: ob er darin nicht einen bösen Menschen erkenne? „O keineswegs!" versicherte Bodmer, „ich sehe da nichts Fürchterliches! Ich sehe nur den Ausdruck eines tapferen Mannes und ich freue mich, diesen tapferen Mann zum Freunde zu haben. Mir geschehen zuweilen Unfugen, wo ich einen Beschützer wohl brauchen kann; da soll der Herr Goethe mein Ritter sein." Gegen den Herzog erwähnte Bodmer auch noch des dritten großen Schriftstellers, der am weimarischen Hofe lebe, denn Herder hatte neulich seinen Homer öffentlich gerühmt.

Als dann der Besuch gegangen war, dachte Bodmer mit großem Wohlgefallen an den bescheidenen und freundlichen jungen Herzog zurück: dieser deutsche Fürst trat lange nicht so stolz und anspruchsvoll auf wie ein Zunft-Vorsteher von Zürich! Auch Wedel hatte ihm gefallen; Goethe war aber doch recht still gewesen und hatte auch diesmal Manches nicht gesagt, was der junge Dichter dem alten schuldig war. Von Bodmers ‚Noachide', ‚Kalliope', von seinen politischen Dramen war kein Wort gesprochen worden. Das machte den Geschmack dieser Herren verdächtig!

Von einem Gegenbesuche hatte sich der Einundachtzigjährige wohl entbinden lassen; so schickte er den deutschen Gästen ein Gastgeschenk: dem Herzog seine Übersetzung der ‚Argonautica' des Rhodiers Apollonios, Wedeln seine politischen Schauspiele und Goethen außer einer kleinen literarischen Broschüre sein Gedicht ‚Evadne und Kreusa'. Glücklicherweise hörte er es nicht, als die drei Beschenkten ihre Meinung von diesen Gaben nach kurzer Prüfung in ein einziges Wort zusammenfaßten: „Makulatur!"

Aber sie mußten ihn nun wohl noch einmal besuchen und sich bedanken. Am 26. November gingen Goethe und der Herzog zu ihm, diesmal in Begleitung des Obersten Escher. Nach den Höflichkeiten kam die Rede auf Campes ‚Robinson', ein neues Buch dieses Jahres; Bodmer fand, daß Campe sonst den Kindern

kaum mehr als eine Wissenschaft von neuen Wörtern beibringe. Von andern Schriften und Schriftstellern ward wenig gesprochen. Goethe blieb fast die ganze Zeit stumm, aber er bestätigte Bodmers Geschwätz mit Zunicken und kurzem Bejahen. Und als ihm der Alte einen Nachruf für einen seiner Freunde in sauberer Abschrift gab, daß er dies Gedenkblatt in seinem Pulte aufheben möge, schob Goethe die Schrift mit Empfindsamkeit in seinen Busen. Beim Abschiede forderte Bodmer sie als Lavaters alter Lehrer auf, diesem Übereifrigen doch recht ins Gewissen zu reden: daß er sich durch unaufhörliches Predigen, Herumlaufen, Reisen, oft vom Pferde auf die Kanzel, vor der Zeit den Körper abnutze; bei mehr Langsamkeit und Ausruhen würde er mehr Jahre leben und also mehr ausrichten. Goethe zuckte die Achseln und meinte: Lavater sei nun einmal so gemacht.

Wie Goethe und Lavater zueinander paßten, begriff der Alte jetzt so wenig wie vor vier Jahren. „Was für eine Grundfeste mag Lavaters Vertrautheit mit Goethe haben? Goethe ißt bei ihm, geht zu ihm in der Schlafmütze usw. Sonderbar!"

Goethe selber wußte recht gut, was er von Lavatern hatte: dieser Freund war ihm geradezu ein Vorbild, wie man leben und sein häusliches, tägliches Leben führen sollte. Konnte er nicht auch auf die Dauer in einer solchen Atmosphäre der Reinheit und Güte bleiben? Sollte es nicht möglich sein, solchen Himmel auf Erden auch in Weimar um sich zu schaffen? Gern hätte er seine dortigen Freunde gebeten: Brüder und Schwestern, helft mir dazu! „Wir sind in und mit Lavatern glücklich" schrieb er an Frau v. Stein, als er zwölf Tage lang in der nächsten Nähe dieses Mannes verbracht, den er doch schon vorher gut gekannt hatte.

Es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an Dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern möcht' ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig wie jetzt! Etwas zu arbeiten haben und abends wieder zusammenlaufen!

Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man: man käme erst auf die Welt. Aber auch ist's im Moralischen wie in einer Brunnenkur: alle Übel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung, und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander.

Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vorteilen auch Dieser uns nach Hause begleite: daß wir unsere Seelen offen behalten und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen! Könnt' ich Euch malen, wie leer die Welt ist: man würde sich aneinander klammern und nicht voneinander lassen!

Den ihm und der Frau v. Stein gemeinsamen Freund Karl v. Knebel dachte er sich als eines der ersten Mitglieder dieser künftigen weimarischen Gemeinde der Heiligen. Auch ihn bat er: Laß uns miteinander liebreicher zusammenleben als bisher!

So wohl mir's geht, so mannigfaltig das Leben ist, sehn' ich mich wieder nach Hause, und ausdrücken kann ich Dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet und wie ich Gott bitte, daß er uns, auch wenn wir wieder näherrücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir aneinander haben, daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig ins höllische Feuer geworfen werden! Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Übel entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Momente ans Herz legen? Hebe diesen Brief auf, ich bitte Dich, und wenn ich unhold werde, zeig mir ihn vor, daß ich in mich kehre!

Lavater ward von den Mitmenschen so viel geplagt wie nur einer, um so mehr bildeten seine Freunde und Freundinnen einen festen Wall um ihn. Wäre Goethe des Neides fähig gewesen, hier hätte er Grund gehabt zum Neide. „In dem Kreise seiner Freunde ist Engelsstille und Ruh bei allem Drange der Welt und ein anhaltendes Mitgenießen von Freud und Leid." So sollte man es auch haben! Dieser Schatz ist köstlicher als Rang, Ruhm, Ehre und Macht. Aber freilich: Gattenliebe und die Liebe und Achtung zwischen Eltern und Kindern gehört auch zur

Notdurft der Seele; an Lavaters Wohlbehagen spiegelte sich jetzt der Junggeselle Goethe, der keine Geschwister mehr hatte und fern von seinen Eltern lebte. Ihm kamen rechte Philistergedanken, als er von diesem Freunde Lebenskunst zu lernen suchte:

Da hab' ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß Jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine reine menschliche Existenz in der nächsten Notdurft hab': Das schließt aneinander und speut, was feindlich ist, sogleich aus.

Hätte er sich nicht sogleich eine Züricher Tochter auswählen und durch Lavater antrauen lassen sollen? Vor vier Jahren hatte sich Magdalene Heß, ein schönes, geistvolles und reiches Mädchen, im Augenblick fast in ihn verliebt, als sie ihn nur durch eine Türspalte sah und reden hörte; jetzt war sie mit dem Kaufmann und Phantasten Johann Kaspar Schweizer verheiratet, und jetzt erst achtete er auf sie[1]). Eine Andere, die er längst liebte und ehrte, war seit einem Jahre Witwe: Barbara Schultheß auf dem Schönenhof. Aber die um vier Jahre Ältere war Mutter von fünf Kindern, war eine Frau ohne weibliche Süße, ernst und schweigsam. Goethe hatte sie sogleich am 19. November aufgesucht; er liebte sie wie eine reifere Schwester oder wie eine junge Mutter, nicht anders. Es herrschte also die größte Aufrichtigkeit, das vollste Vertrauen zwischen ihnen. Gern ging er jetzt wieder mit ihr um, wie mit allen Nächsten Lavaters, dem Prediger Pfenninger, dem Dr. Hotze usw. Auch seinen Landsmann Christoph Kayser begrüßte er mit alter Liebe: der junge Musiker gedieh in Zürich nicht recht, und Goethe dachte nach, wie man ihm helfen könne. Am weimarischen Hofe mochte ein solcher Künstler wohl besser am Platze sein.

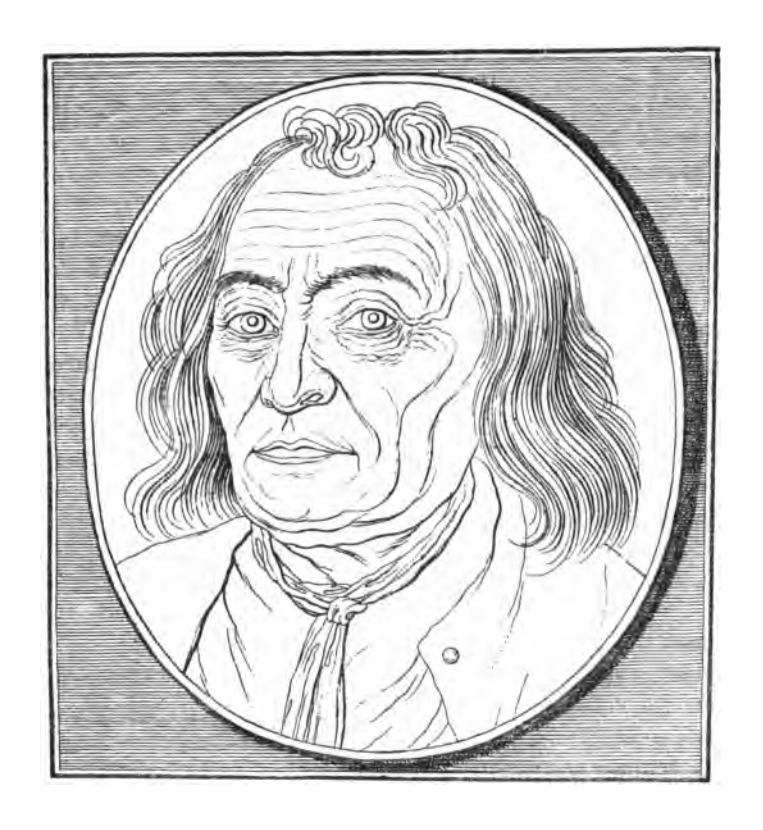
---

[1]) Sie ist die Heldin des Buches ‚Johann Kaspar Schweizer' von David Heß, das Goethe im Alter noch las. 1779 ließ der Herzog ihr Bild für sich durch Heinrich Füßli malen; Goethe aber schenkte ihr von Rom aus eine Kopie des von ihm sehr geliebten Bildes, das die unglückliche Beatrice Cenci darstellen soll.

Den berühmten Kleinjogg mußte der junge weimarische Landesvater ohne Zweifel besuchen. Er fuhr mit Goethe, Wedel und Lavater eines Nachmittags zu ihm; Goethe und Wedel blieben die Nacht im Katzenreutihof, während der Herzog und Lavater abends heimfuhren. Der Herzog fand den alten Mann ganz anders, als der Dr. Hirzel seinerzeit den philosophischen Bauern dargestellt hatte, viel beschränkter auf sein sehr kleines Gebiet, als man einem Philosophen erlauben darf; aber er hatte doch auch Vergnügen an ihm und erfreute sich an seinen „bonmots."

Auf der Hinfahrt ereignete sich eine kleine Szene, die Goethe erst in seinem hohen Alter erfuhr und die ihm in jungen Jahren sicherlich Freude gemacht hätte, denn es war ein hübsches Bildchen seines Ruhms. Im Beckenhof stand der neunjährige Knabe David Heß, der Sohn des reichen Besitzers, am Fenster, als ein Wagen hielt und eine Gesellschaft ausstieg. Er erkannte Herrn Lavater: Diesem war unwohl geworden, deshalb ward er ins Haus geführt. Unterdessen lief ein fremder Herr äußerst flink im Garten umher, um alle Bäume, Sträucher und Blumen zu sehen, ob vielleicht ungewöhnliche, ihm unbekannte darunter seien. Der Knabe zitterte vor Freude, als er vernahm, daß es Herr Goethe sei. Denn gerade vor einigen Tagen hatte er das rührende Theaterspiel ‚Erwin und Elmire' gelesen; außerdem kannte er den Dichter auch schon aus dem schönen Buche ‚Henrich Stillings Jünglingsjahre'.

Bei den Unmündigen war ihm Lob zubereitet, aber Goethe wußte recht gut, daß die alten Herren in Zürich noch immer dieselbe Abneigung gegen ihn trugen, wie er sie erwiderte. Bei dem berühmtesten Dichter und Künstler der Stadt, Salomon Geßner, ward der Anstandsbesuch nicht unterlassen; Goethe rühmte dort das große Gedicht in Ariostens Geschmack, woran Wieland jetzt arbeitete, ‚Oberon' genannt, und so vermied man das Näherliegende. Ähnlich blieb man mit andern Zürcher Notabeln in der Höflichkeit der Scheinfreundschaft stecken. Ein Mann von eigner Art, von dem man sich vergnügliche Geschichten erzählte, war Salomon Landolt, Jägerhauptmann und



Jakob Gujer
(Kleinjogg)

Landvogt am Greifensee; Goethe machte auch seine Bekanntschaft und erfreute sich seiner Originalität[1]).

Aus eigenem Triebe gingen die weimarischen Freunde zu den Besitzern von Bilder-, Münzen- und Naturalien-Kabinetten, und auch da waren es nicht die Menschen, die sie anzogen. Zum Beispiel den Oberst Escher empfand der Herzog als ein fatales Subjekt; dieser Mann hatte nur zusammengeerbt, was er besaß, und verstand nichts davon. Unangenehm oder doch zweifelhaft war ihm auch Johann Konrad Heidegger, der Sohn des berühmten Schultheißen; seine Sachen waren allerdings vortrefflich, und er beschenkte den Herzog reichlich; anfangs freute sich Karl August sehr über die Bilder, die ihm Heidegger in den Gasthof sandte, aber je länger, je mehr ärgerte er sich über diese Zeichen einer Freundschaft, die er nicht erwidern mochte. Übrigens kaufte man hier in Füßlis und anderen Handlungen auch nicht wenige Kunstblätter; sie waren zum Teil zu Mustern für die weimarische Zeichenschule bestimmt.

Am 18. November war man in Zürich eingetroffen; am 22. war eine große Wagenfahrt am See entlang nach Oberried zu Pfarrer Däniker und nach Richterswil zu Dr. Hotze; Das waren fünf Wagenstunden; man blieb also bei Hotze zur Nacht. Außer seiner lebhaften Orts- und Landpraxis widmete sich dieser gute Mensch noch der Pflege von Gemütskranken, die in einem Nebengebäude wohnten. Der einzige Sohn Zimmermanns war jetzt darunter, ein junger Mediziner, der zusammengebrochen war, als er seine medizinischen Studien beendete: leider ein hoffnungsloser Fall. Am 26. fand der Ausflug zu Kleinjogg statt. Im Übrigen hielt man sich in der Stadt, denn das Wetter war fast immer schlecht. Aber die Gespräche mit Lavater ließen kein Mißbehagen und keine Langeweile aufkommen. Einige Male erschien der Herzog auch zum Nachtessen in der Wohnstube der Pfarrerin; kam er unangemeldet, so gab es ein paar gesottene

[1]) Der eben genannte David Heß hat 1820 Landolts Biographie herausgegeben. Er lebte 1741–1818. Uns ist er jetzt als Held von einer der ‚Züricher Novellen' Gottfried Kellers bekannt.



Geßner Hirzel Kleinjogg de Pian

Gäste bei Kleinjogg

Nach einer Zeichnung von Giovanni de Pian

(Museum, Weimar)



Barbara Schultheß
Nach einem Gemälde von Wilhelm Tischbein



Dr. Hotze in Richtersweil

Eier, und als er einmal geladen war, wurden auch nur simpele Speisen aufgetragen, die alle im Hause gekocht waren. In so freundlichem Kreise sehnt sich Niemand nach den Leckerbissen der studierten Köche! Du und Du sagten der Herzog und der Prediger jetzt zueinander.

Am 2. Dezember waren die zwei Feierwochen abgelaufen. Der Abschied war überwunden und die Pferde trabten wieder nordwärts. Die weimarischen Herrn aber ließen einen guten Geruch hinter sich, wie man sich damals ausdrückte. Auch in der Zeitung las man das Lob des bescheidenen deutschen Fürsten.

Den 18. Wintermonat langte hier der regierende Herzog von Weimar zu Pferd an. In seinem Begleit war unter andern auch der berühmte, nach heutigem Geschmack gefällige Dichter Goethe aus Frankfurt, der sich als Rat an des Herzogs Hof aufhält und schon vor einigen Jahren, als er in Zürich war, in verschiedener hiesiger Gelehrten Umgang sich vergnügt hat. Der Herzog sowohl als dieser sein Gesellschafter brachten ihre meiste Zeit bei Herrn Kaspar Lavater

zu, wurden auch von ihm immer vergesellschaftet, unterhalten und geleitet. — Er schien die Vergnügungen des bürgerlich-häuslichen Lebens und den Genuß der Freundschaft kennenlernen und kosten zu wollen und Dieses zum Hauptzweck bei dieser seiner Schweizer-Reis' gemacht zu haben. Er scheint auch viele Freude an der ungekünstelten Natur, so wie man sie allermeist in der Schweiz noch findet, zu schöpfen. Er besuchte daneben den ehrwürdigsten Greis Bodmer, den Herrn Salomon Geßner und andere hiesige Gelehrte, ließ sich auch verschiedene von den hiesigen sehenswürdigen Naturaliensammlungen weisen, sah die Gemälde- und Kupferstichsammlungen mit besonderm Vergnügen, schaffte sich von Kupferstichen hier auch eine beträchtliche Menge an. Er machte sodann verschiedene Besuche auf der Landschaft bei wohldenkenden Privaten, wollt' auch den Kleinjogg in seiner Hauswirtschaft sehen, sich von dem stillen, eingezogen Leben eines Republikaner und eines freien Bauern Begriff machen und überhaupt Das kennenlernen, was Fürsten von seiner Geburt übersehen und ihrer Kenntnis unwürdig glauben und doch so menschlich ist. In seiner Lebensart war er hier einem Bürger gleich und zeichnete sich weder in Kleidung noch Tafel noch Ehr-Annahm' aus; daher er auch von männiglich unbemerkt in den vierzehn Tagen seines hiesigen Aufenthalts umherging und ganz in der Stille, wie er gekommen war, wieder abreiste.



15. Winterthur, Konstanz, Schaffhausen 2.–8. Dezember

Für den 2. Dezember war Winterthur das Ziel. Der vortreffliche Zeichner und Kupferstecher Schellenberg ward dort aufgesucht; er hatte an der ‚Physiognomik‘ stark mitgearbeitet; groß war er in der Abbildung von Insekten. Am Morgen hatte man schon bei Schellenbergs Schüler, dem jungen Lips, in seinem

Heimatdorfe Kloten vorgesprochen. Ihr Gasthof in Winterthur hieß ‚die Sonne'.

Am nächsten Tage ging es über Frauenfeld, wo sie im ‚Kreuz' Mittag hielten, nach Konstanz, oder wie man damals sagte: Kostnitz.

Goethe war auf diesem Wege, der sie jetzt aus der Schweiz herausführte, von tiefem Dank erfüllt. Alles war ihnen in diesem Lande geglückt. Wirklich Alles! Als Helden der Willenskraft und als echte, kräftige Männer hatten sie sich in den Gebirgen bewährt und als solche Bewährte fühlten sie sich nun stärker denn vorher. In Zürich waren dann noch ihre Seelen von edler Menschlichkeit getränkt worden. Mit den besten Vorsätzen, mit neuem Mut zu einem reinen, wohltätigen Leben waren sie nun der Heimat zugewandt. Goethe war dankbar für sein eigenes Erlebnis, dankbarer noch, daß er den jungen Fürsten nicht bloß heil und ganz, sondern als einen Stärkeren, Reiferen, Besseren zurückgeleitete. Einst, als er den Brocken gegen alle Möglichkeit im Winter bestiegen, waren ihm Verse der Psalmen in den Mund gekommen, um Gottes Gnade zu preisen. Seltsam, daß er jetzt dasselbe Gefühl in heidnische Bilder kleidete! Aus dem christlichen Predigerhause kommend, malte er sich die Gottheit, die Vorsehung, die Lenkung der Schicksale ganz ähnlich aus, wie die Griechen ihre Tyche oder die Römer ihre Fortuna. Er meinte die freundliche Göttin: „das gute Glück", dem er schon vor einigen Jahren in seinem Garten daheim einen Altar erbaut hatte; er meinte jetzt ganz besonders die Fortuna dux, die Begleiterin der Reisenden, und die Fortuna redux, die Göttin der glücklichen Heimkehr. Wenn sie in Weimar eintreffen würden, sagte er sich, so sollte man dieser huldreichen Führerin sofort einen Dankaltar errichten. Dieser Altar konnte als ein erstes Bildwerk in den neuen Anlagen des Herzogs stehen. Und die Inschrift? Etwa: „Fortunae duci reduci ex voto." Goethe dachte sich den Stein viereckig, etwas höher als breit, mit eingekerbtem Dach. Auf die Vorderseite das Bild der Fortuna, die er meinte, also des guten, heilsamen Glückes, das die Schlachten gewinnen und die Schiffe in den Hafen gelangen

läßt; Steuerruder und Kranz mochten dieser weiblichen Figur als Kennzeichen beigegeben werden und ein kleiner Windgott ihr in den Nacken blasen. Zwei Söhne dienen dieser Mutter: so malte er es sich weiter aus; Genius wollen wir den Antreiber, Wegmacher, Wegweiser, Fackelträger nennen; mutigen Schrittes eilt er dahin. Aber er würde auch in den Abgrund rennen und uns in den Rachen aller Gefahren treiben, wenn nicht sein älterer Bruder ihn zurückhielte, Grenzen bezeichnete, zu Maß und Besinnung mahnte. Terminus kann der Name dieses Weiseren sein. Still steht er und bezeichnet mit seinem Schlangenstabe den Grenzstein. Diesen beiden Söhnen sind die Seiten links und rechts gewidmet; auf die vierte Seite des Altars kommt dann die dankbare Inschrift:

Fortunae ÷ Duci reduci ÷ natisque ÷ Genio ÷ et ÷ Termino
ex Voto

Den Stein auszuführen hatte man daheim in Martin Klauer den rechten Mann, aber man mußte ihm von einem großen Künstler eine Zeichnung zur Vorlage geben. Lavaters Freund Heinrich Füßli, den man leider auch diesmal nicht in seiner Heimat getroffen hatte, würde mit wenigen Strichen das Rechte treffen; Goethe schrieb also dem eben verlassenen Lavater einen Brief, daß er sich verwenden und zur Verwirklichung des Planes helfen möge. Und ihm fiel sein Heidentum gar nicht auf, indem er gegen den Verkündiger Christi bekannte, daß sie, der Herzog und er, sowohl auf dieser Reise wie im ganzen Leben, diesen Gottheiten Fortuna, Genius und Terminus sehr zu Schuldnern geworden seien, zumeist jedoch in diesen letzten Monaten.

Das erstemal, daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zusammen den ersten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem schönsten Hauche des Glücks fortgetrieben zu werden, in der späten Jahreszeit, Alles mit günstiger Sonne und Gestirnen! Den ganzen Weg, den wir machen, begleitet von einem guten Geiste, der überall die Fackel vorträgt, hierhin lockt, dorthin treibt, daß, wenn ich zurücksehe, wir zu so Manchem, das unsre Reise ganz macht, nicht durch unsern Witz und Wollen geleitet worden sind. Und dann am Ende, daß wir auch durch den schönen Glückssohn

bedeutet wurden, wo wir aufhören, wo wir einen Grenzbogen beschreiben und wieder zurückkehren sollten: das wieder einen unglaublichen Einfluß auf unsre Zurückgebliebnen hat und haben wird. Das alles zusammen gibt uns eine Empfindung, die ich nicht schöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten durch die Menschen Gott verehrt haben.

Mit solchen Gedanken ritten sie bei scharfem Winde am Abend des 3. Dezembers in Konstanz ein. Der Gasthof ‚zum Adler', in dem sie abstiegen, blieb damals jedem Reisenden unvergeßlich: durch sein Schild. Es war nämlich so groß, daß man scherzen konnte, das Haus hänge mehr am Schilde, als das Schild am Hause; wenn aber der Wind stark ging, wie es heute der Fall war, so drohte dieser laut klappernde Adler den ganzen Gasthof umzureißen. In das Windsgebrause mischten sich heute auch schönere Töne; zwei Musikanten hatten bemerkt, daß Fremde von gutem Ansehen im Städtchen eingetroffen waren, und brachten ihnen deshalb eiligst ein Ständchen. Das altberühmte Konstanz war jetzt nämlich ein elendes Nest, ein trauriges, österreichisches Landstädtchen, das sich seiner stolzen Erinnerungen eigentlich schämen mußte. Übrigens plauderten unsere Freunde an diesem Abende auch über einen traurigen Menschen, dessen Vergangenheit gleichfalls eine bessere Gegenwart versprochen hatte. Zufällig war nämlich der Prophet oder Kraftapostel Christoph Kaufmann heute vor ihnen hergezogen: er wohnte hier in der Gegend auf einem erpachteten Gute; die Pacht durfte wahrscheinlich unser Bekannter von Goethes erster Schweizerfahrt, Freiherr Kurt v. Haugwitz, bezahlen, den Kaufmann mit seiner Baronin hierher gelockt hatte und im Garne hielt. In Zürich hatten unsere Reisenden böse Geschichten über Kaufmann gehört; nirgends hatte er mehr Kredit, und den ihm noch getreuen Herrn v. Haugwitz nannte Goethe jetzt „das schlesische Schaf" [1]).

Man hatte schon am nächsten Mittage den Weg fortsetzen wollen, aber die Erinnerungen und namentlich die Lage des

[1]) Friedrich Wilhelm II. machte diesen Haugwitz 1792 zu seinem Minister; Friedrich Wilhelm III. ließ durch ihn die erbärmliche preußische Politik gegen Frankreich betreiben, die 1806 zum Zusammenbruch führte.

Ortes verführten sie, einen Tag zuzugeben. Sie stiegen auf den Turm der Domkirche: Das war ja nun auch eine der sehenswertesten Landschaften! Dann gingen sie zu dem Hause, wo das berühmte oder berüchtigte Konzil gehalten worden war; jetzt diente es als Rüstkammer. Die Stühle, auf denen der Papst Martin der Fünfte und der Kaiser Sigismund gesessen hatten, und das Zelt, in dem der Rat den Papst empfangen, waren noch da. Man wurde auch zu der Stätte geführt, wo anno 1415 Johann Hus und zwei Jahre später Hieronymus von Prag verbrannt worden waren. Die ganze Stadt schien ein Grab der Vergangenheit zu sein, und selbst in ihrem Gasthofe machten die Zimmer und Geräte den Eindruck, als ob sie seit der Kirchenversammlung nicht erneuert worden wären.

Am nächsten Morgen ritten sie bei Regen und Schneegestöber einen sonst sehr schönen Weg am Untersee entlang nach Stein, wo sie fütterten, und weiter nach Schaffhausen, wo sie gerade noch bei Tage in der ‚Krone' anlangten. Bei dem Städtchen Stein geschah ihnen eine unerwartete Ehre: auf dem nahen Schlosse, dem alten Stammsitz der Herren v. Hohenklingen, wurde mit Kanonen geschossen, sie zu begrüßen. Wenn nämlich mehr als drei Berittene oder mehrere Kutschen sich näherten, so ließ jener Schloßherr seine Artillerie hören.

Am Morgen des 6. Dezembers hatte sich das Wetter glücklicherweise gebessert. Sie begaben sich zum Rheinfall und, nachdem sie ihn eine Weile vom Ufer aus betrachtet, setzten sie sich auf zwei zusammengebundene Schiffe und ließen sich unter dem Falle bis an den Mittelfelsen fahren. Das niedrige Wasser erlaubte ihnen, dort auszusteigen, und so klommen sie, was noch Wenige getan, an diesem Felsen bis zur Hälfte empor, bis dahin, wo ein Busch stand: von dessen Zweigen brachen sie sich ein paar kleine als Siegeszeichen ab[1]. Auch Das war wieder gelungen!

---

[1] Ottokar Reichard schreibt 1805: „Bei niedrigem Wasser sind deutsche und britische Waghälse in kleinen Nachen nicht nur bis an den Felsen geschifft, sondern haben ihn auch wirklich erstiegen. Man nannte mir von Deutschen unter Andern den berühmten Goethe."

Lange betrachteten sie dann von ihrem Schiffe aus den Fall von unten auf: so gesehen, war er überwältigend! Und sie hatten Glück: die Sonne schien auch noch durch die Wasserstrahlen. Nachher stiegen sie zum Schloß Laufen empor, von wo man den Fall von Anfang an übersieht; dies Bild aber bot viel weniger: hier waren die Teile, wie so oft, viel malerischer als das Ganze! Sie versäumten auch nicht, auf der Zürcher Seite in jenes Häuschen oder auf jenes Gerüst zu gehen, das unmittelbar an die Enge des Falls gebaut worden war: Dort war es freilich auch ein großer Anblick! Aber unten, im Flusse, wird man doch noch mehr erschüttert.

Lavater hatte ihnen als seinen Freund in Schaffhausen den Junker Georg Friedrich Im-Thurn genannt; als sie sich bei ihm gemeldet, waren sie sogleich zum Essen eingeladen worden. Wie aber gingen ihnen die Augen auf, als ihnen dort vor der Mahlzeit Lavater selber entgegentrat! Er hatte sich die Freude machen wollen, seine geliebten Gäste auf dem letzten Stück Schweizer Boden noch einmal zu genießen. Nun stieg die Freundschaft noch höher als in Zürich, zumal da ja nun auch Lavater Ferien hatte und frei von den unzähligen Anforderungen war, die er daheim aushalten mußte.

Am 7. Dezember begaben sie sich alle zusammen wiederum zum „Laufen": so nannten die Einheimischen hier den Rheinfall. Das Wetter war trüb, und doch tat das Schauspiel keine schwächere Wirkung. Goethe und Lavater hatten miteinander ein großes Gespräch über das Erhabene, und die Andern hörten bald andächtig, bald belustigt ihrem Wortkampfe zu. Das war im Fischhause, der „Fischez", dem Gerüst, das bis nahe an den Wogensturz heranragt[1]).

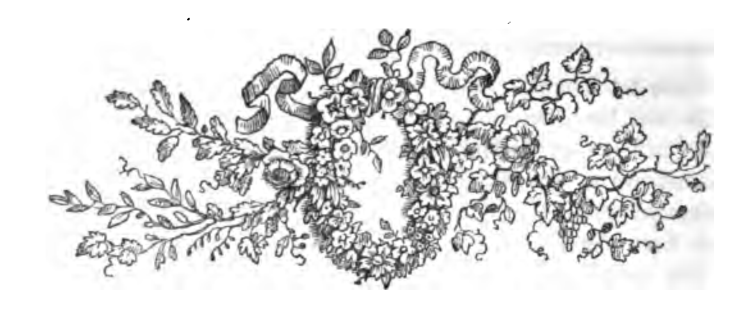
[1]) In Schaffhausen redeten nachher die Gelehrten auch über diese ästhetische Disputation. Etwa so: Goethe und Lavater standen am Rheinfall. Goethe behauptete, der Rheinfall sei in Bewegung, Lavater, er stehe still. Nachdem sie eine Stunde darüber gezankt, rief Lavater: „Goethe, du trinkst zuviel Wein, drum scheint's dir, der Rheinfall sei in Bewegung." Worauf Goethe: „Und du zuviel Wasser, drum scheint's dir, er stehe still."

Auch im Gasthofe feierte man noch gute Stunden beisammen. Hier war der Wirt sogar ein ehemaliger Major, und es erwies sich, daß er in sardinischen Diensten mit dem weimarischen Kammerherrn Siegmund v. Seckendorff im selben Regiment gestanden hatte. Der Abend verfloß noch recht schön bei Herrn und Frau Im-Thurn.

Am nächsten Morgen, den 8. Dezember, mußte geschieden sein: von Lavater und von der Schweiz zugleich. Das Wetter war nun ganz bös geworden. Drei Tage mußte man es nun unterwegs über sich ergehen lassen, ehe der nächste Aufenthalt, Stuttgart, erreicht werden konnte. Und auch die Herbergen in Schwaben waren schlecht. In der ersten aber erhielt der Herzog schon ein Brieflein von Lavater: Goethe hatte es nämlich in der Tasche mitgebracht. „Nimm, Liebster Aller, die mir je erschienen" begann der Zettel, „lieberer mit jedem Tage mit dem letzten Händedruck diese Zeile mit Dir als armseliges Zeichen meines grenzenlosen Vertrauens und meiner ewigen Liebe zu Dir!"

Eine Freundschaft zwischen dem jungen Herzog und dem frommen Lebenslehrer in Zürich zu stiften, war Goethes großer Wunsch gewesen. Dieses Ziel war aufs schönste erreicht. So floß denn eine Quelle neuer Hoffnungen.





III. Zwischenpause und Durchreise 1780–88

1. Dauernde Verbindungen 1780–86

Erst am 14. Januar (1780) trafen die Reisenden wieder in Weimar ein; die kleinen Höfe unterwegs hatten ihnen noch viel Zeit und auch allerlei Anstrengungen gekostet; der ewige Lerner Goethe hatte auch diese Mühsal auf sich genommen, in der Hoffnung, den Hofleuten das Einzige abzusehen, was er von ihnen brauchen konnte, nämlich ihre jederzeitige Bereitschaft zu einer leichten, freundlichen Geselligkeit. Schon am Abend des Heimkehrtages zeigten sich die Reisenden denn auch sehr gesellig: sie erschienen in dem neuerbauten weimarischen Redoutenhause oder Theater, Goethe in der mitgebrachten Tracht eines schweizerischen Bauern.

Jetzt rühmten ihn dieselben Menschen, die eben noch sich über ihn entrüstet hatten. Denn der Herzog hatte sich nunmehr nicht den Hals gebrochen, wie man vorausgesehen, und war auch nicht nach Italien verschleppt worden, sondern er hatte sich in andern Ländern und an andern Höfen umgetan, was einem jungen Fürsten nur dienlich sein kann. Viel Geld hatte die Reise allerdings gekostet! 8922 Taler 14 Groschen 10 Pfennige. Aber dafür erhielt man aus den Städten, wo der Herzog gewesen war, allerlei

lobende Anmerkungen über seine Höflichkeit, Wißbegier und Klugheit. Kurz, Goethe konnte nun in sein Tagebuch schreiben, daß Jedermann mit dem Herzog sehr zufrieden sei und daß man die Reise ein „Meisterstück", eine „Epopee" nenne, „denn", fügte er bitter hinzu: „das Glück gibt den Titel." Es ist ein altes Wort: „Stultorum deus eventus." Wieland, der doch auch um den Erfolg recht bange gewesen war, brauchte jetzt das Wort „Drama" für dies gelungene Unternehmen:

Die Schweizer Reise gehört unter Goethens meisterhafteste Dramata. Man muß aber auch gestehn, daß er das wahre enfant gâté der Natur und aller Schicksals-, Glücks- und Zufallsgötter ist. Denn am Ende hätte er doch mit aller seiner dramatischen Panurgie[1]) keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblasen können, und ein einziger unglücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr responsabel machen könnte und für den ihn doch die ganze Welt responsabel gemacht hätte, war hinlänglich, das ganze Drama zu ruinieren. Daß nun Das nicht geschehen, sondern nun alle Elemente und wettermachenden Götter und alle Übrigen, die das große Kartenspiel des Zufalls mischen, so freundlich und gutlaunig gewesen und von Anfang bis zu Ende lauter gute Karten gegeben haben, Deß sind wir nun alle herzlich froh, sollen und wollen anbei das Spiel Dessen, der das Spiel spielte, nicht mißkennen: denn ein schlechter Spieler verliert auch mit guten Karten.

Der Plan, ein Denkmal dieser Reise öffentlich oder halböffentlich aufzustellen, blieb unausgeführt, denn Füßli versagte. Als Dichter und Schriftsteller konnte Goethe freier walten. Noch in der Schweiz hatte er ein Singspiel entworfen, „worin die Akteurs Schweizer Kleider anhaben und von Käs' und Milch sprechen" sollten; aber dies harmlose Stückchen, 'Jeri und Bäteli' betitelt, konnte, als es fertig war, nicht für eine wirkliche Wiedergabe des Geschauten gelten; es war nur als eine kleine musikalisch-theatralische Unterhaltung gedacht. Viel wertvoller waren Goethes Schilderungen der Reise, die er unterwegs in einzelnen Stücken heimgesandt hatte und nun zusammenstellte. Es blieb immer noch eine unvollständige Arbeit, aber, wenn er diese Bruchstücke vorlas, war die Wirkung auf die Zuhörerinnen und Zu-

[1]) Alles-Besorgung.

hörer doch groß. Namentlich zeigte Wieland eine ehrliche Bewunderung; er sah in dieser Erzählung, wenn die Andern nur vom Stoff ergriffen waren, eine unendlich feine Kunst. „Ich habe aber noch weit mehr damit vor" berichtete Goethe an Merck; „und wenn es mir glückt, so will ich mit diesem Garn viele Vögel fangen." Ein Roman hätte sich leicht in diese Landschaftsbilder einflechten lassen; Wilhelm Meister konnte der Held sein. Aber der Roman blieb ungeschrieben, und auch die Reiseschilderung vergilbte ungelesen in der Schublade.

Das Beste, was Goethe aus der Schweiz mitbrachte, war die Erneuerung aller seiner guten Vorsätze, also besonders sein inneres Ringen mit Lavaters Beispiel. Er wollte jetzt gegen alle Menschen geduldiger und freundlicher sein, sich mit seinen Kollegen recht gut vertragen, den früheren Freunden, die er sich entfremdet hatte, wieder näherkommen und ganz allgemein geselliger und gefälliger sein. Er trat in den Freimaurerorden, um sich auch auf diese Weise mit vielen Guten zu verbünden. Er strebte darüber hinaus zum höchsten Menschenadel, so wie er ihn jetzt dichterisch in seiner ‚Iphigenie' Gestalt gewinnen ließ. Er wünschte, „es den größten Menschen gleichzutun", wenn auch nur in der treuen Besorgung des ihm vom Schicksal auferlegten Tagewerks.

Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Turm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.

Die Verbindung zwischen Weimar und der Schweiz blieb sehr lebhaft. Im Sommer 1780 reiste Karl v. Knebel auf des Herzogs Kosten ungefähr den gleichen Weg, wenn auch in umgekehrter Richtung, und grüßte alle Freunde von Karl August und Goethen, eingeschlossen den Michel Paccard und den Peter Kocher. Einige Jahre später ward Frau v. Lengefeld aus Rudolstadt mit

ihren beiden Töchtern Karoline und Charlotte durch Goethe nach Zürich empfohlen.

Aber auch die Besuche aus der Schweiz wurden häufiger. Zuerst erschien die Schöne-Gute, Frau v. Branconi aus Lausanne, und erfreute sich an Goethes Häuschen im grünen Tale und am Wiedersehen mit dem Dichter. Der gemeinsame Freund Lavater riet schon auf Verlieben, Verloben und Heiraten, als er von dieser Zusammenkunft vernahm; aber Goethe hatte auch bei diesem holden Besuche nur an den Bau seiner Pyramide gedacht und fürchtete, der Dienst, den solche Dame von einem Bewerber und Gatten erwarten durfte, möchte seine beste Kraft aufzehren.

Im nächsten Januar traf Christoph Kayser auf Goethes Einladung in Weimar ein und blieb bis zum Mai. Goethe wollte in ihm gern den künftigen weimarischen Musikdirektor und zugleich den Tonsetzer sehen, mit dem zusammen er, der Dichter, große Werke, deutsche ernste Opern, deren es noch keine gab, schaffen könnte. In diesem Sommer 1781 lebte auch der junge Tobler aus Zürich eine Zeitlang in Weimar; er wohnte bei Knebel und kam nun auch mit Goethe in ein näheres Verhältnis als damals in Genf. Seine Übersetzungen aus den griechischen Tragikern waren sehr nach dem Sinne des deutschen Dichters, denn Goethes Liebe zum klassischen Altertum wuchs mit jedem Jahre. Dieser Kandidat des geistlichen Amtes verfaßte jetzt auch einen pantheistischen Hymnus an die Natur, von dem Goethe, als er ihn viele Jahre später las, nicht sagen konnte, ob er nicht vielleicht selber diese Sätze seinem Philipp diktiert habe.

Auch der Briefwechsel zwischen Weimar und der Schweiz war lebhaft; bald betraf er Mineralien von Pfarrer Wyttenbach oder von Diethelm Lavater, bald die Geldangelegenheiten des Peter im Baumgarten, bald Kapitalien, die die fürstliche Kammer vom Stande Bern lieh. Seine neuen Werke sandte Goethe fast alle nach Zürich, so den sehr langsam heranwachsenden Roman ‚Wilhelm Meisters theatralische Sendung', das um so rascher entstandene Drama ‚Iphigenie' und manches Andere: die stille, strenge Barbara Schultheß war ja die ehrlichste Liebhaberin aller seiner Arbeiten.

Das ebenso seltsame wie innige Verhältnis zwischen Goethe und Lavater schien für Lebenszeit begründet zu sein. Manche Eheleute unterscheiden sich ja auch sehr voneinander, und man weiß nicht, wodurch sie eigentlich so genau verbunden sind; aber sie zeigen sich der Welt gegenüber einig, und der Eine verteidigt den Andern aufs heftigste, sobald Außenstehende sich gegen ihn wenden. Wenn Lavater über die Angriffe klagen mußte, die er immer wieder von den Zürcher Gelehrten auszustehen hatte, so trat Goethe ohne weitere Prüfung auf die Seite seines Bundesgenossen und redete ihm tröstend zu:

Was Deine dickhirnschaligen Wissenschaftsgenossen in Zürich betrifft und was sie von Menschen, die unter einem andern Himmel geboren sind, reden, bitte ich Dich, ja nicht zu achten. Die größten Menschen, die ich gekannt habe und die Himmel und Erde vor ihrem Blick frei hatten, waren demütig und wußten, was sie stufenweis zu schätzen hatten. Solches Kandidaten- und Klostergesindel ziert allein der Hochmut. Man lasse sie in der Schellenkappe ihres Eigendünkels sich ein wechselseitiges Konzert vorrasseln! Unter dem republikanischen Druck und in der Atmosphäre durchschmauchter Wochenschriften und gelehrter Zeitungen würde jeder vernünftige Mensch auf der Stelle toll. Nur die Einbildung, Beschränkung und Albernheit hält solche Menschen gesund und behaglich.

Goethe brauchte für sich und den Freund einmal das Bild von zwei Schützen, die, mit den Rücken gegen einander lehnend, nach ganz verschiedenen Zielen schießen. Wie nun aber, wenn diese Schützen sich in Bewegung setzen? Da werden sie bald einander nicht mehr den Rücken decken und auch einander im Reden und Tun nicht mehr verständlich bleiben. In Goethe wuchs jetzt der Naturforscher und zugleich der Liebhaber des griechisch-römischen Altertums; wenn Beides zusammen auch noch kein Heidentum bedeutet, so doch ein freundliches Verhältnis dazu, also auch eine Abneigung gegen solche Christen, die nur ihr kleines Lehrgebäude gelten lassen wollen. Lavaters Christentum war aufrichtig und echt, aber weil er auch ein liberaler Mensch war, fühlte er sich nicht ganz so sicher darin wie der beschränkte Anhänger der Alt- und Rechtgläubigkeit, und eben deshalb suchte

er unbewußt sich selber noch zu überreden, indem er Das, was er glauben wollte, mit Eifer predigte. Er begeisterte sich für seinen Messias, wie sich der Dichter für seinen jeweiligen Helden erwärmt und erhitzt; in seinem Falle aber bedeutete die Forderung gleicher Stimmung und Gesinnung von Andern einen Geisteszwang und eine Befehdung ihrer eigenen Götter. Sei der christliche Prediger noch so duldsam, so vertritt er allemal eine unduldsame, ausschließende, alleinseligmachende Lehre; seinen Gläubigen verspricht er die himmlische Herrlichkeit und jetzt schon ein Wandeln im Reiche Gottes; die Ungläubigen aber vergleicht er den Hunden, die nach den Brosamen von den Tischen der Reichen schnappen müssen. Im Sommer 1782 hatte Goethe ein großes schriftliches Gespräch mit Lavater über dessen letzte Schriften, in denen er solchen geistlichen Hochmut und solche Herausforderung der Andersdenkenden fand. Man einigte sich nochmals zum Frieden, aber der Gegensatz, die innere Entfremdung, war doch recht deutlich ausgesprochen worden.

Über Lavater ward im gebildeten Deutschland unendlich viel gesprochen, geschrieben, gespottet, geklatscht. Schließlich mußte auch Goethe bei manchen neuen Geschichten ärgerlich auf den Freund werden. Warum ist er auch so unvorsichtig? Warum läßt er sich in seiner Leichtgläubigkeit, seinem Hang nach Wundern immer wieder mit verdrehten und verdächtigen Leuten ein? Ein wahrhaftiger Mensch zieht doch zwischen sich und dem Volk der Schwindler und Betrüger einen tiefen Graben! Je länger Goethe solche Berichte über Lavater, wahre und unwahre, hörte und las und diese Berichte mit Lavaters allzu zahlreichen neuen Schriften verglich, desto mehr rückte er von dem einst Geliebten ab, und gerade, weil er ihn geliebt hatte, konnte er sich jetzt des Zorns, fast des Hasses nicht erwehren. Er mußte auch ihn jetzt zu den unwahrhaftigen Geistern rechnen, die im Trüben fischen und vor der eigenen Aufklärung ängstlich zurückweichen. Dem Manne in Zürich aber ward es bald zugetragen, wie Goethe jetzt von ihm spreche, etwa gegen junge Schweizer, die sich ihm in Weimar vorstellten, und er schrieb ihm Das. „Über keinem neuen Freunde vergess' ich Karl August und Goethe" erklärte Lavater

im Januar 1784, und dann weiter: „Goethe rede nur vorsichtig von mir klatschenden Zungen mißverstehender Reislinge.“ Solche Vorwürfe verbesserten die Lage nicht. Der Briefwechsel hörte auf.

Im Juli 1786 nahm Lavater auf einer großen Reise seinen Weg auch über Weimar. Er stieg bei Goethe ab, wurde anständig und vornehm von ihm geehrt und bewirtet; aber kein herzliches, vertrauliches Wort kam über Goethes Lippen, und so konnte auch Lavater nicht warm werden. Er blieb nur anderthalb Tage. Goethe aber machte jetzt einen Strich unter Lavaters Existenz und glaubte, weder Haß noch Liebe gegen ihn zu fühlen. Andere hatten schon längst behauptet, daß Lavater einen heimlichen Brand von Ruhmbegierde im Leibe habe, daß er vor Großen und Kleinen als ein Auserwählter angesehen sein wolle, dem Gott selber Geheimnisse offenbare; jetzt lächelte auch Goethe bei den schönen Reimen, die diese neueste Reise Lavaters verspotteten:

„Ei, wer kommt da von Zürich her?
Der Wundertätär Lavatär!“

2. Italienische Reise. 1786–88

Von Andern mußte Lavater wenige Monate später die Neuigkeit erfahren, daß sich Goethe in Rom aufhalte. Wilhelm Tischbein sang ihm jetzt das Lob dieses großen Dichters und herrlichen Menschen, derselbe junge Maler Wilhelm Tischbein, den Lavater lange Zeit bei sich beschäftigt und begönnert, dem er erst Goethes Freundschaft zugewandt, dem Goethe dann jene Unterstützung von dem Herzoge von Gotha verschafft hatte, von der Tischbein jetzt in Italien lebte. Und keinen Gruß sandte Goethe dem alten Freunde aus dem sonnigen Süden, weder durch Tischbein, noch durch ein eigenes Blatt. Soviel sah Lavater auch aus der Ferne, daß der deutsche Dichter sich unter den Trümmern des Altertums immer mehr dem Heidentume zu- und dem Christentume abwandte.

Mußte die Gemeinde Christi ihn endlich aufgeben? War nicht die selige Fräulein v. Klettenberg so gewiß gewesen, daß Wolfgang Goethe auf allen seinen Umwegen doch schließlich den Armen des Heilands entgegenwalle? „Was kann von Nazareth Gutes kommen?" hatte auch der ungläubige Nathanael zuerst gefragt, und Nathanael heißt doch „ein vortrefflicher Israeliter, in dem kein Falsch ist". Dieser Nathanael war dann zu Jesus geführt worden, hatte dessen übernatürliches Wesen erfahren, und dann hatte er sich gebeugt und bekannt: „Du bist Gottes Sohn!" Christus aber hatte diesen Nathanael sogleich zu seinen Jüngern hinzugenommen und darauf verheißen: „Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf und herab fahren auf des Menschen Sohn." In Lavaters Gedanken flossen Goethe und Nathanael zusammen; und da er nie zu schreiben aufhörte, so schrieb er jetzt ein Buch, das er ‚Nathanael' nannte, ‚oder die ebenso gewisse als unerweisliche Göttlichkeit des Christentums, für Nathanaele, Das ist: für Menschen mit geradem, gesundem, ruhigem, truglosem Wahrheitssinne'. Leider fügte er zu dem wohlgemeinten Buche eine Ungeschicklichkeit hinzu, eine Vorrede oder

Anrede „an einen Nathanael, dessen Stunde noch nicht gekommen ist“. So sprach er auf ihn ein: „Edler! Trugloser! Lieber! Lieber! Ja wahrlich, viel Lieberer als Tausend, die sich Christen nennen, ja selbst als Viele, die ganz in allen Punkten meines besondersten Glaubens sind.“ Und so weiter, zwei oder drei Seiten lang. Er tat sich etwas darauf zugute, daß er jetzt Goethes Namen nicht ebenso nannte, wie damals Denjenigen des Moses Mendelssohn, als er diesen weisen Juden öffentlich hatte bekehren wollen; aber Hunderte erkannten doch sogleich, wer hier gemeint wurde; und Goethe ward, als er diese Anrede las, noch einmal „der wütige Wolf“, wie er in jüngeren Jahren manchmal gewesen war. „Du kommst mit Deiner Salbaderei an den Unrechten!“ rief er aus. „Ich bin kein Nathanael! Pack' dich, Sophist, oder es gibt Stöße!“ Goethe glaubte jetzt wirklich nicht mehr an seines vormaligen Freundes Redlichkeit; jedenfalls wollte er nichts mehr mit ihm zu schaffen haben und auch vor aller Welt die Trennung deutlich werden lassen.



3. Durch Graubünden. Mai—Juni 1788

Nach Italien war Goethe über den Brenner gereist; hätte er noch sein altes Verhältnis zu den Schweizern gehabt, so wäre sein Rückweg über den Gotthard und Zürich gegangen; aber schon im März 1788 war er entschlossen, von der Schweiz diesmal nur den östlichen Teil zu sehen, den er noch nicht kannte: die italienischen Vogteien und Graubünden. Mit den Namen Chiavenna, Chur, Lindau bezeichnete er seinen Weg. Damals schwankte er noch, wen er mit sich nach Weimar nehmen wolle: den Tonsetzer Christoph Kayser oder den Maler Heinrich Meyer. Den Musiker hatte er sich nämlich vor einem halben Jahre aus Zürich nach Rom berufen, um mit ihm gemeinsam an einer Oper zu arbeiten; jener Maler aber, den er in Rom kennen-

gelernt hatte, war zufällig auch ein Zürcher: auch von ihm mochte sich Goethe nicht gern trennen: doch fiel diesmal die Entscheidung für den musikalischen Mitarbeiter.

Am 23. April fuhren Goethe und Kayser aus Rom ab. Einen Monat später erblickten sie die Hügel um den Comer See und die hohen schweizerischen Gebirge. Ihr Plan war, von Mailand nach Chiavenna zu gehen, „den Splügen zu versuchen, den Adula zu grüßen" und dann weiter in der Richtung nach Chur und Konstanz. Einen Hammer kaufte sich Goethe in Mailand: als großer Liebhaber der Steine durfte er durch kein neues Gebirge wandern, ohne viele Male anzuklopfen. Offenbar besuchte er auch den Lago maggiore. Ob er über den Splügen oder den Bernardin ging, wissen wir nicht. Nur zwei Zeugnisse sind uns aus Goethes sonst so fleißiger Feder über diese merkwürdige Strecke überliefert; und beide sind aus seinem höchsten Alter. In einem geognostischen Aufsatz von 1830 erwähnt er, daß ihm auch Graubünden nicht fremd geblieben sei, und ein Jahr vorher hatte er seiner Freundin Marianne v. Willemer, die ihm von ihrer Reise am obersten Rhein schrieb, geantwortet, daß sie ihm frühere Eindrücke wieder wachgerufen habe; auch besitze er noch eine ziemlich deutliche Skizze, die er damals von der Via mala gemacht.

Seinem Reiseplan gemäß wollte er am 4. Juni in Konstanz sein, und sicherlich verbrachte er dort auch einige Tage im Anfang Juni, im bekannten Gasthofe zum Adler, der jetzt aber außen und innen gründlich erneuert worden war. Das ganze Städtchen hatte sich in den acht Jahren, wo Goethe es nicht gesehen, sehr herausgemacht: zahlreiche neue Häuser und die lebhafte Bewegung auf den Straßen fielen auf; die frühere Verschlafenheit schien gewichen, und seltsamerweise hörte man von den Einwohnern fast soviel französisch wie deutsch reden. Dieser Umschwung erklärte sich aus einem Genfer Bürgerkriege von 1782; Joseph II. hatte denjenigen Genfern, die damals vor der siegreichen Partei hatten fliehen müssen, hier eine neue Heimat angeboten. Aber auch Reisende kamen jetzt häufiger, und in der benachbarten Schweiz war die Sitte entstanden, daß nach den

Hochzeiten die jungen Eheleute eine kleine Lustreise an die gesegneten Ufer des Bodensees machten.

Goethe aber verweilte hier, um mit Barbara Schultheß zusammen zu sein und sich mit dieser Edlen, die immer noch mit ganzem Herzen an ihm und seinen Werken hing, in mündlichen Gesprächen wieder einmal recht einig zu werden. Die dreiundvierzigjährige Frau hatte eine ihrer Töchter und einen Neffen bei sich; Goethes Begleiter Kayser war auch ein guter Freund von ihr und ihrer Familie. Man hatte liebe Stunden mitsammen; dann reiste Frau Schultheß nach Eßlingen weiter, wo sie die Familie Palm besuchen wollte. Goethe und Kayser nahmen ihren Weg über Augsburg und Nürnberg.

An demselben 18. Juni, wo sie in Weimar anlangten, schrieb Lavater an die dortige Herzogin Luise: „Ich unterwarf mich gelassen dem Schicksale, ihn so nahe zu wissen und nicht zu sehen. Es muß Alles auf Erden ruhig erwartet sein."



4. Neue Verhältnisse zu den Schweizern. 1788–97

Mit seinem Schützling Christoph Kayser hatte Goethe kein Glück. Kayser konnte sich nicht als Tonkünstler durchsetzen und blieb trotz Goethes kräftigem Eintreten für ihn viel mehr im Dunkeln, als er nach seinem Können und Wissen verdiente. Das hätte nun zwar seinen Gönner nicht irre gemacht; doch zeigte sich Kayser leider auch im Umgange mit Menschen weder so gewandt, noch auch so vernünftig, wie man von dem Manne verlangen muß, der das Musikwesen eines Hofes, einer Residenzstadt leiten soll. Bald nach ihrer Ankunft in Weimar reiste die dortige Herzogin-Mutter, eine sehr große Musikfreundin, nach Italien ab; Goethe hielt es für ein besonderes Glück, daß Kayser in dieser Gesellschaft zurückkehren konnte, um in jenem Lande Führer der ersten Dame Weimars in ihrer Lieblingskunst zu werden; nach der Heimkehr

konnte er dann in Weimar seine wichtige Rolle um so leichter spielen. Aber schon in Tirol entfloh der törichte Mensch der ihm ungewohnten vornehmen Gesellschaft, vielleicht nur, weil man sich zum Zeitvertreib auch einmal über ihn lustig machte; er rettete sich wieder nach Zürich. Dort hatte er nach wie vor keine Erfolge; schon nach vier Jahren gestand er Goethen, daß seit jener unbesonnenen Flucht kein Segen mehr auf ihm ruhe; als ein reuiger Sünder bat er um Verzeihung und neue Fürsprache. Nun aber hatte auch Goethe keinen Glauben mehr an ihn; überdies war er schon mit einem Musiker ganz andern Schlages, Friedrich Reichardt, eng verbunden. Kayser, auf den er ein Dutzend Jahre so viel Liebe und Hoffnung gewandt hatte, mußte seinem Schicksale, dem Klavierstundengeben, überlassen werden.

Der ehemalige Hauptfreund in Zürich, Lavater, blieb derselbe phantastische Glaubensmann, der er gewesen war: er rühmte nach wie vor die herrliche Speise des Evangeliums mit stärksten Worten und wurde doch selber nicht satt davon; er war dem Faust ähnlich, der Geister beschwören mußte, weil ihm das rechtmäßige Wissen nicht genügte. Manche alte Freunde zogen sich von ihm zurück; manche redliche Menschen trauten ihm nur noch halb; für die Menge hatte er den Reiz der Neuheit, für die Frauen den Reiz der Jugend eingebüßt. Immerhin behielt er doch stets einen Kreis von Anhängern. Daß die Weimarischen von ihm abgefallen waren, tat ihm sehr weh. Der Herzog ließ ihm antworten, daß nur seine vielen Geschäfte an seinem Schweigen schuld seien; Herzogin Luise, die gar wenig Geschäfte hatte, zeigte sich wortkarg, und über Goethes Gesinnung war kein Zweifel möglich. Dieser einst so hochstrebende Freund lebte jetzt mit einer Mamsell Vulpius in wilder Ehe, und seine Kinder waren die unehelichen Sprößlinge dieser Person, über die viel Übles geredet wurde. So also bekundete sich seine heidnische Liebe zur Natur und zur antiken Welt vor den Mitbürgern! Lavater mochte sich, wenn er an dies Konkubinat dachte, im Kreise seiner braven Familie wie in einem Heiligtume fühlen. Sein alter Glaube aber, daß der irrende Goethe den Weg zu Christus finden würde, wachte immer wieder auf.

Im Jahre 1793 nahm Lavater auf einer Reise nach Kopenhagen den Weg über Jena und Weimar: zufällig waren Goethe und der Herzog abwesend; sie halfen eben das von den Neufranken besetzte Mainz belagern. Goethe freute sich des Zufalls und schrieb an Herder: „Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ." Er dichtete damals den ‚Reineke Fuchs', und der heilige Lavater erschien ihm jetzt wie eine Figur, die zu diesem Erzschelm paßte. „Die Welt ist groß; laß ihn lügen drin!"

War früher schon die erneuerte Freundschaft mit Herder eine der Ursachen gewesen, weshalb Goethe von Lavater abrückte, so verführte jetzt die neue Freundschaft mit Schiller ihn dazu, seinen Abneigungen öffentlicher und kräftiger Ausdruck zu geben, als in Goethes gutmütiger, duldsamer, schweigsamer, aushaltender Natur eigentlich lag. In diesem neuen Verhältnisse kam noch einmal eine sonderbare Angriffslust über ihn, wie wenn er zwanzig Jahre jünger geworden wäre. Schiller brauchte Beiträge für seine Almanache und Zeitschriften; je mehr sie das Publikum aufregten, um so besser; Goethe gab ihm manches Langweilige; er war ihm dann auch prickelnde Ware schuldig. Also überließ er ihm auch allerlei unartige Epigramme, mit denen er sich 1790 eine mißliche Wartezeit in Venedig vertrieben hatte. In einem davon erklärte der Dichter, vier Dinge seien ihm unerträglich: „Rauch des Tabaks, Wanzen, Knoblauch und †." War mit diesem Zeichen nicht das Symbol der Christenheit oder geradezu der Gekreuzigte gemeint? Man konnte es ohne bösen Willen so verstehen. Ein andres lautete:

> Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre!
> Kennt er einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

Dabei mußte doch wohl mancher Leser die Brücke schlagen vom Judenheiland zu dem Schwärmer in Zürich?

Lavater schrieb noch einmal nach Weimar, an die Herzogin Luise, da sie ihm noch treu zu sein schien:

> Ach, Verehrungswürdige, ist kein Mittel, kein Weg, den geniereichsten Epigrammatisten vor Lästerungen des Allerheiligsten zu verwahren?

Welche Leiden bereitet der Gesunkene in sich selber! Große Seelen leiden, wenn sie nüchtern werden, entsetzlich von den schwer vergütbaren Sottisen, die sie in der Trunkenheit des Geniewitzes verübten.

In Schillers Musenalmanach auf 1797 fand die Leserschaft zu ihrer nicht geringen Kurzweil eine Menge Zweizeiler, die Xenien genannt waren, verfaßt von Schiller und Goethe, als ihr gemeinsames Werk auftretend. Unter andern Eindrücken bekam der Leser Diesen: daß Goethe seine ehemaligen frommen Freunde vor aller Welt von sich abschütteln wollte: die Grafen Stolberg, Jung-Stilling, Lavater. Zum Beispiel war eins ‚Der Prophet' überschrieben:

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

„Goethe ist nun auch" klagte jetzt Lavater gegen Friedrich Stolberg, „ich hätte bald gesagt: Profoß der Sanskülottenrotte geworden! Er hat dadurch bei allen Menschen von Menschensinn verloren und, wie alle sterbliche, ja unsterbliche Genies, das Gericht, sich selbst zu verraten, erfahren müssen." Und als er gegen Mattei, der nun seit mehreren Jahren seiner schönen Herrin, der er bis zum Tode treu geblieben, nachtrauerte, Goethes erwähnte, fielen ihm dessen alte Verse vom Veilchen ein: „Ach, aber ach, das Mädchen kam und nicht in acht das Veilchen nahm", und er reimte nun:

Ach, aber ach, der Satan kam
Und sich den lieben Sünder nahm ...

Indem Goethe sich von Lavater und Kayser ablöste, trennte er sich doch weder von den Menschen in der Schweiz, noch auch von den Zürchern insbesondere. In Italien hatte er fast nur mit Künstlern verkehrt; einer der begabtesten, der Schweizer Alexander Trippel, hatte seine Büste modelliert, die nun auch in Weimar von der Herzogin Amalie in Marmor bestellt wurde; der erste Auftraggeber war ein Fürst von Waldeck gewesen. In Rom hatte Goethe auch den Heinrich Lips wieder getroffen,

der ihm von Lavater her bekannt war. Jetzt konnte Lips für einen vortrefflichen Kupferstecher gelten; auch als Bildnismaler und Illustrator erwarb er sich Lob.

Bald bot ihm Goethe eine Anstellung in Weimar an, und am 13. November 1789 traf Lips dort ein. „Goethe wiese mir ein paar Zimmer in seinem Hause an" berichtete Lips an einen Freund, „und ich esse an seinem Tisch, bis er von da in ein bequemes Logis zieht; ich bleib aber da und fange an mich einzurichten." Das war in der Mietwohnung am Frauenplan, die Goethe einige Wochen darauf verließ, um sich im herrschaftlichen Jägerhause besser auszubreiten. Lips gefiel sich und bewährte sich in Weimar; er wuchs aber doch nicht für die Dauer ein, und als er 1794 erkrankte, kehrte er in seine Heimat zurück.

Ein andrer junger Schweizer, den Goethe in Rom bemerkte, ist schon genannt: Heinrich Meyer aus Stäfa am Zürichsee. Er war ein stiller, bescheidener, kränklicher Mann, der sich fast noch ärmlicher durchschlug als die andern Künstler. Was er malte, fiel auf keine Weise auf; auch arbeitete er nur langsam. Nur wenn man mit ihm vertrauter wurde, wuchs er über das Mittelmaß; da zeigte er eine viel reichere Kenntnis und gediegenere Beurteilung von alten und neuen Kunstwerken, als sonst bei dem Malervolk vorhanden war. Goethe erkannte bald, daß er gerade von diesem um zehn oder elf Jahre jüngeren Manne noch Wertvolles lernen könne. Bisher war jener Tischbein, der einst bei Lavater gearbeitet hatte, sein Führer in Rom gewesen, ein angenehmer, geistreicher, anregender und vielseitiger Mensch; Heinrich Meyer aber, der so gar nichts aus sich machte, gefiel Goethen doch noch besser. Meyer aber war für Goethes Freundschaft so von Herzen dankbar wie eine halb erfrorene Blume für die Frühlingssonne; er hatte noch nie einen Erfolg gehabt; er schien zu einem ärmlichen und schwächlichen Dasein verurteilt zu sein; woher hätte er da Selbstbewußtsein und Kraftgefühl nehmen sollen, die man doch braucht, um Besseres zu leisten? Nun auf einmal schätzte ihn ein Goethe! Nun stimmte Goethe zu, wenn er seine eigensten Meinungen aussprach, und bekannte sich zum gleichen Glauben an die gleichen antiken Vorbilder.

Wir erinnern uns, daß Goethe, als er Rom verließ, zunächst schwankte, ob er den Christoph Kayser oder den Heinrich Meyer mit sich nehmen solle, daß er aber dem Musiker rascher ein Plätzchen in Weimar bereiten zu können glaubte. Das war ein Irrtum gewesen. Meyer hatte ihm fleißig schreiben sollen; aus diesen Briefen las Goethe bald heraus, daß dieser Mensch ohne seinen Zuspruch, seine Hilfe nicht wohl leben konnte. Nun verschaffte ihm Goethe zu seiner großen Ermunterung ein Gehalt von Herzog Karl August: Meyer sollte es benutzen, um sich in Italien für Weimar fertig auszubilden. Der Plan konnte nicht ganz so ausgeführt werden, da Meyer ernstlich krank wurde und schließlich seine Heimat aufsuchen mußte, wo Mutter und Schwester ihn pflegen konnten.

Wieder genesen, reiste er nach Weimar; im November 1791 traf er dort ein; Goethe nahm ihn selber in Wohnung und Kost, um dem Freunde wohlzutun und auch um einen angenehmen Gesellschafter zu gewinnen, mit dem er jederzeit seine Lieblingsgegenstände besprechen konnte. Meyer lebte jetzt wie ein Sohn oder jüngerer Bruder Goethes; man konnte ihn auch fast mit einer braven Ehefrau vergleichen, die sich in Allem nach ihrem Gatten bildet, alle seine Gedanken mitdenkt und aufs treulichste in seinem Sinne handelt, wenn er nicht zur Stelle ist. Wir wissen, daß Goethes Haushalt von einer Mamsell besorgt wurde, die kaum schreiben konnte und die für die feine Gesellschaft nicht vorhanden war; sie also konnte ihn nicht immer vertreten, und er war doch sehr oft abwesend. So ward Heinrich Meyer der zweite Vorstand des Goetheschen Haushalts. Es dauerte jetzt nicht lange, so zog Goethe noch einmal um, und zwar zurück in jenes Haus am Frauenplane, wo er früher zur Miete gewohnt; jetzt hatte es der Herzog gekauft, und Goethe konnte es sich nach eigenem Gefallen einrichten. Da Goethe aber jetzt wieder auf große Fahrten ging – Kampagne in Frankreich, Belagerung von Mainz – so baute sein alter ego statt seiner das Haus um und schmückte die Zimmer aus.

In den nächsten Jahren ward die Freundschaft noch inniger. Heinrich Meyer war der Einzige, der Goethes häusliche Erleb-

nisse: Kindergeburten, Kindersterben und vieles Andere mit erlebte. Als Goethe und Schiller nach langem Widerstreben sich fanden, wurde er der Dritte in diesem literarisch-künstlerischen Bunde, wenn er auch für die Außenwelt in bescheidenem Dunkel blieb. Eine solche Vertrautheit, wie mit Meyer, hatte Goethe weder mit Schiller noch mit irgend einem Andern.

Namentlich planten sie auch ein ganz großes gemeinsames Werk, noch größer als damals die ‚Physiognomischen Fragmente' Goethes und Lavaters. Italien war der Gegenstand, Italien in jeder Hinsicht, gesehen vom Geographen, Naturforscher, Geschichtsschreiber, Statistiker, Landwirt, Volkskundigen, Literaturfreund und Kunstgelehrten; auf die im ganzen Lande vorhandenen Kunstwerke alter, mittlerer und neuer Zeit sollte aber wohl die meiste Liebe verwandt werden. Eine ungeheure Fülle von Tatsachen und Beschreibungen war da zu sammeln, ehe es ans Ausarbeiten ging; eine Arbeit für zehn Jahre oder gar für Jahrzehnte! Sie mußte großenteils in Italien selbst geschehen: wollte man doch 60 Städte dieses Landes genau beschreiben! Goethe sehnte sich jetzt oft nach Italien zurück, konnte sich aber nicht ganz leicht von Weimar ablösen. Mit Meyer hatte Das keine Schwierigkeit; er ward 1795 vorausgesandt. Goethe wollte ihm bald folgen; es traten ihm aber immer Hindernisse in den Weg, zumeist durch die Kriegszüge der Neufranken.

Im Frühjahr 1797 schien auch für ihn die große Reise endlich möglich; da erkrankte Meyer in Florenz und mußte in seine schweizerische Heimat zurückkehren, wo er schon einmal Pflege und Genesung gefunden. Goethe setzte sich trotzdem in Bewegung: zuerst nach Frankfurt, um seine alte Mutter endlich wiederzusehen, dann über Heilbronn, Stuttgart, Tübingen dem lange entbehrten Freunde sich langsam nähernd. Ob der Weg weiter nach Italien gehen sollte, blieb zweifelhaft. Jedenfalls ereignete es sich, daß Goethe jetzt die Schweiz besuchte, ohne es eigentlich gewollt zu haben. Er pflegte sich aber in das Schicksal zu fügen, und er konnte ja auch die Schweiz betrachten und erforschen, wie er es sich bei Italien vorgesetzt. Er hatte Das in den letzten Wochen auch schon mit Franken und Schwaben so gehalten; ja, er war

in seiner eigenen Vaterstadt wie ein bloßer fremder Beobachter und Berichterstatter herumgegangen:

> Betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt!
> Naturgeheimnis werde nachgestammelt!

Sein Begleiter war diesmal sein Schreiber Geist, und es wurde gar fleißig diktiert; auch wurden die verschiedensten Drucksachen, Gasthofsrechnungen, Preisverzeichnisse usw. als „Aktenstücke" zwischen Pappdeckeln eingeheftet, um für künftige Aufsätze oder Bücher einen festen Untergrund abzugeben. In jeder Hinsicht war Goethe auf eine längere Reise eingerichtet. An Wäsche hatte er bei sich 8 Tagehemden, 4 Nachthemden, 4 Unterhosen, 12 Paar Unterstrümpfe, 10 Taschentücher, 8 Halsbinden, 6 Handtücher, 3 Servietten, 3 Nachtmützen, 2 leinene Westchen, 3 Paar schwarze Strümpfe, 3 Paar graue, 2 Paar wollene. An Kleidung außer seinem Reiseanzug einen Frack, ein Sommersurtout, 4 weiße Westchen, schwarzseidene Beinkleider, große Reithosen, Manchesterhosen, graue Zeughosen und Strumpfbänder. So war er auch mit Schuhen, Stiefeln und Pantoffeln wohl versehen, ebenso mit Rasierzeug und Frisierzeug; ein Pudermantel und eine Puderschürze fehlten nicht. Und die eigene Schokoladenkanne reiste auch mit.





IV. Die Reise von 1797

1. Der Rheinfall. 17. und 18. September

Tuttlingen war das Nachtquartier zum 17. September gewesen; morgens hatte er die Aussicht auf das Donautal gehabt, dann auf die Schwarzwald-Berge südlich und nördlich von Freiburg; nun aber eröffneten sich die Blicke zum Bodensee und den ostschweizerischen Bergen und in der Nähe auf den Hohentwiel und andere Basaltfelsen. Allmählich wurde die Gegend „vorschweizerisch". In Hilzingen kam der Wagen an die Grenze des heiligen römischen Reiches, und ein österreichischer Wachtmeister forderte den Paß. Er lautete auf „den Herzoglich-Sachsen-Weimar- und Eisenachischen Geheimen Rath, Herrn Johann Wolfgang von Goethe allhier, welcher nach Frankfurt am Mayn, und von da in die Schweiz, auch, dem Befinden nach, weiter zu reyssen gesonnen ist". Das erste Dorf der Eidgenossenschaft hieß Thaingen; der Adlerwirt Müller begrüßte den vornehmen Herrn mit einem guten einheimischen Weine. Noch stärker schien der Weinbau in Herblingen zu sein. Goethe lugte immer wie ein Landbeschreiber aus, und Geist mußte notieren.

Indem man sich der Stadt Schaffhausen näherte, überwog das umzäunte Gartenland. „Alles scheint Gartenrecht zu haben und hat es auch." Bergab ging es dann bei schönem Schein

der Abendsonne in den Kessel hinab, in dem Schaffhausen liegt. Der Wagen hielt an der ‚Krone', wo Goethe auch vor achtzehn Jahren eingekehrt war. Altes und Neues mischte sich wunderlich. Die Schweizer schienen noch immer den gewissen stieren Blick zu haben, der ihm vormals in Zürich am meisten aufgefallen war; aber die Bilder im Gastzimmer zeigten jetzt die traurige Geschichte Ludwigs des Sechzehnten, und an der Abendtafel saßen französische Emigranten, die üblichen Grafen, Offiziere, Pfaffen und Damen, die nun schon lange auf die Rückkehr ihrer guten alten Zeit warteten. Aber auch der witzige und eigenartige Oberst Landolt, den Goethe früher in Zürich kennengelernt hatte, bewegte sich hier im Saale.

Am 18. September ließ sich Goethe zum Rheinfall fahren. Das Schauspiel dort mußte wohl dasselbe sein, wie Anno Fünfundsiebzig und Neunundsiebzig, aber der Beobachter war nun ein Mann von achtundvierzig Jahren, der sich zum Forscher und Gelehrten umgebildet hatte und auch zum guten Rechner und Hausvater; wenigstens nahm er sich immer wieder vor, es zu sein. Heute also wollte er das Wunder nicht bloß staunend anbeten, sondern zum Beispiel als optischer Denker und Entdecker die Farben-Erscheinungen beobachten, und auch als Reisebeschreiber fühlte er sich. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Wirkung einer Landschaft auf uns nicht bloß durch ihre Eigentümlichkeit oder Schönheit und unsern eigenen Zustand bestimmt wird; vielmehr wird unsere Aufmerksamkeit darauf, unsere Offenheit für ihre Eigenschaften oft durch den zufälligen Umstand geweckt, daß ein Maler sie gemalt oder ein guter Schriftsteller sie beschrieben hat. Gerade bei dem Sturz des Rheins konnte man leicht urteilen, daß weder ein Maler noch ein Wortkünstler ihm gerecht werden kann und daß Verstummen hier die größere Weisheit sei; aber die Menschen verlangten Darstellungen, selbst wenn sie den Gegenstand selber gesehen hatten, ja, indem sie ihn sahen. Und die Schriftsteller versuchten auch gern ihre Kräfte am Unmöglichen, wie die Maler auch, von den armen Vedutenmalern ganz zu schweigen, die um des täglichen Brotes willen vor keiner Aufgabe zurückschrecken dürfen.

„Warum ist der Rhein grün?" war Goethes erster Gedanke, als er mit seinem Schreiber im Wagen am östlichen Ufer des Flusses, also nach Laufen fuhr. Und seine erste Anmerkung, als das Ziel erreicht war: „Wenn die strömenden Stellen grün aussehen, so erscheint der nächste Gischt leise purpur gefärbt." Nun versuchte er als Schriftsteller die ganze Erscheinung in Worte zu fassen. „Schnelle Wellen, Flockengischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel ..." Da kamen ihm Verse in den Sinn, die Schiller vor einigen Monaten gedichtet, als er, Goethe, ihn mit der Erzählung von einem kühnen sizilischen Taucher bekanntgemacht hatte:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Merkwürdig! Wie gut der Freund Das beschrieben hatte, der doch nur die kleinen Wasserstürze der Mühlen kannte! Man mußte ihn mit der Nachricht erfreuen, daß sich seine Verse hier bewährten.

Goethe blickte stromabwärts:

Unten strömen die Wellen schäumend ab, schlagen hüben und drüben ans Ufer; die Bewegung verklingt weiter hinab, und das Wasser zeigt im Fortfließen seine grüne Farbe wieder.

Mit dem Lichte hatte er es gut getroffen. Zuerst war die Sonne noch vom Herbstnebel bedeckt; also konnte er die Einzelheiten des Falles um so besser erkennen. Dann drang das Licht durch und beleuchtete schief von hinten her das Ganze; neue Wasserkörper entstanden scheinbar vor den Augen des Beschauers.

Das Streben der Ströme gegeneinander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abteilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich beleuchtet nun vor dem feineren Dunste aus; ein halber Regenbogen erschien im Dunste.

Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheure muß uns immer wachsend erscheinen; das Vollkommene muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben . . .

Das Meer gebieret ein Meer. Wenn man sich die Quellen des Ozeans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen.

Goethe verweilte lange auf dem hölzernen Vorbau; dann stieg er zum flacheren Ufer hinab und ließ sich nach dem Schlößchen Wörth übersetzen. Ein Mann stand da herum, den er vor achtzehn oder zweiundzwanzig Jahren hier auch schon gesehen hatte. In der Stube hing an einer Wand ein Bildnis Trippels, seines Künstlerfreundes von Rom her. Trippel stammte aus Schaffhausen: er war mit dem Wirte hier Geschwisterkind. So kam man ohne weiteres in ein vertrauliches Gespräch.

Um zehn Uhr fuhr Goethe auf die andere Seite zurück. Der Rhein war noch immer seitwärts von hinten erleuchtet; schöne Licht- und Schattenmassen zeigten sich sowohl von dem Laufenschen Felsen als von dem Felsen in der Mitte. Er trat nochmals auf die an den Sturz herangebaute Bühne und empfand das Schauspiel fast stärker als vorher; es schien jetzt noch gewaltsamer zu stürmen. Der Regenbogen leuchtete in seiner größten Schönheit. Er stand mit seinem ruhigen Fuße in dem ungeheuren Gischt und Schaum. Die Farbe des abströmendes Flusses zeigte ein dunkleres Grün.

Man fuhr nach der Stadt zurück: wie seicht und unbedeutend erschien jetzt der Strom, der sich eben so gewaltig offenbart hatte! Goethe mußte an marschierende Heerhaufen denken: ihnen sieht man auf der Landstraße auch nicht an, welch' ein Getöse, welch eine Kraft, welch eine Wildheit sie in der Schlacht hervorbringen. Die fruchtbare Gegend war wie mit Häusern besät; die Aussicht sehr mannigfaltig: Hohentwiel und andere schwäbische Berge hüben, die schweizerischen Gebirge drüben in weiter Ferne hinter den mannigfaltigsten Mittelgründen. Schaffhausen lag mit seiner Dächermasse links im Tale. Nun fuhr man über die berühmte hölzerne Brücke, die aus einem einzigen Bogen gebildet war[1]).

---

[1]) Zwei Jahre später brannte sie ab.

Vor dem Tore des Gasthofs standen ein paar Franzosen, die Goethe auch vorhin beim Rheinfall gesehen hatte. Sie sprachen eben von diesem Schauspiele. „C'est assez joli" sagte der Eine, „mais pas si joli que l'on me l'avait dit."

So rasch ward Goethe freilich mit dergleichen gewaltigen Dingen nicht fertig: er fuhr nach Tische noch einmal hinaus, diesmal auf der rechten Seite, zwischen Wiesen und Obstpflanzungen hin.

Im Schein der Abendsonne sah er nun den Rheinfall zuerst von oben und hinten, Schloß Laufen unter sich: das Heranströmen, die Erregung, den Fall. Dann fuhr er durch die Mühlen hindurch und um das Schlößchen Wörth herum; das Grün der tieferen Strömungen war so lebhaft wie am Vormittage, der Purpur des Schaumes und Staubes viel lebhafter. Er fuhr näher heran und fühlte wieder die Unzulänglichkeit des Menschen vor solchem Ungeheuer. Dann stieg er wieder auf das kleine Gerüste, und es war ihm, als ob er das Schauspiel zum ersten Male sähe. In dem ungeheuren Gewühle war das Farbenspiel, gar herrlich. Von dem großen überströmten Felsen schien sich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunst des herunterstürzenden Staubes entstand. Die untergehende Sonne färbte einen Teil der beweglichen Massen gelb; die tiefen Strömungen erschienen grün, und aller Schaum und Dunst war licht und purpurn gefärbt. Am herrlichsten war das Farbenspiel, als die Sonne versank, aber auch alle Bewegung schien jetzt schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuselten lebhafter die Säume des stürzenden Schaumes; Dunst schien mit Dunst gewaltsamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung sich immer selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Übermaß zu unterliegen.

Hoch befriedigt fuhr Goethe zur Stadt zurück. Schaffhausen bot ihm, dem so gern Bemerkenden, nicht eben viel. Nichts Geschmackvolles und nichts Abgeschmacktes. Viele Häuser hatten Inschriften oder Bildzeichen, viele hatten merkwürdige Erker und Fensterchen zum Ausgucken; die Bänke vor den Häusern, kunstvolle und einfache, zeugten von nachbarlicher Geselligkeit. Die

ganze Stadt empfand man als eine Talbrücke zwischen der Schweiz und dem Reiche.



2. Amyntas. 19. September

Früh am andern Morgen verließ Goethe den freundlichen Wirt in der ‚Krone'. Seine Straße nach Zürich führte ihn zuerst ein Stück des gestrigen Weges. Ein Apfelbaum fiel ihm auf, dessen Stamm ganz von Efeu umwuchert war und dessen Krone eben deshalb nur wenige Früchte trug. Solche umrankten Bäume werden in der ‚Griechischen Anthologie', die von Herder und Tobler kürzlich übersetzt worden war, als Sinnbild treuer Liebe verwandt; bedeuten sie aber nicht ebenso das Schicksal des guten, wohltätigen Menschen, dem es eine Freude ist, seine eigene Lebenskraft auch Andern zu gönnen? Man mag einen solchen Baum als Opfer bedauern und auf den Parasiten, den geilen Schmarotzer, der ihn aussaugt, zornig schelten. Aber wenn wir Menschen auf eine ähnliche Weise als liebende Geliebte allmählich erschlaffen, ist das Unglück so groß? Sollte nicht auch der Baum ein Leiden aus solcher Ursache, ein langsames Sterben durch Liebe und Güte, mit Lust genießen? Und, letzten Endes, sind wir Herren über unser Schicksal? Goethe konnte an eine ganze Reihe Menschen denken, denen er selber, weil sie hilfs- und anlehnungsbedürftig waren, Geld und Gut, Zeit und Kraft hingegeben hatte; er wußte auch, daß seine Freunde, zum Beispiel Schiller, sein jetziges Verhältnis mit Christiane Vulpius als eine solche übermäßige Gutmütigkeit auffaßten und sie längst von ihm den mutigen Entschluß erwarteten, zu seinem eigenen Wohle diese an ihm zehrende Hausgenossin von sich abzutrennen.

Sie meinten es sicherlich gut und redeten als die Verständigen; aber wer kann wider seine eingeborene Natur? Gestern hatte er den Wassermassen zugesehen: diese ungeheure Leistung war ein

Müssen, kein Wollen. Füge sich doch auch der einzelne Mensch in sein Müssen!

Goethe hielt jetzt im Weiterfahren ein Gespräch mit dem Freunde in Jena; er redete ihn aber nicht „Schiller“ an, sondern nannte ihn den Arzt Nikias: eine Idylle Theokrits, deren Übersetzung neulich in einer Zeitschrift stand, ist an diesen Nikias gerichtet. Sich selber aber nannte er Amyntas: auch dieser Name wird von Theokrit gebraucht. Und so floß jetzt in antikem Versmaß die Rede des Amyntas-Goethe an Nikias-Schiller:

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
　Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel ist hart.
Ach, mir schwanden die Kräfte dahin, dem Rate zu folgen;
　Ja, und es scheinet der Freund schon mir ein Gegner zu sein.
Widerlegen kann ich dich nicht: ich sage mir Alles,
　Sage das härtere Wort, das du verschweigest, mir auch.
Aber ach, das Wasser entstürzt der Steile des Felsens
　Rasch, und die Welle des Bachs halten Gesänge nicht auf.
Rast nicht unaufhaltsam der Sturm, und wälzet die Sonne
　Sich von dem Gipfel des Tags nicht in die Wellen hinab?
Und so spricht mir rings die Natur: Auch du bist, Amyntas,
　Unter das strenge Gesetz ehrner Gewalten gebeugt!

Er malte sich aus, wie er selber als verständiger Gärtner zu jenem Apfelbaum bei Schaffhausen schreite, wie er anfange, mit dem krummen Gartenmesser die üppigen Ranken abzuschneiden und mit der Hand diese Ranken samt ihren vielen weißen Wurzeln aus der Borke des Baumes zu reißen. Aber, indem er sich dies Gewaltsame vorstellte, glaubte er den Baum selber für seinen Saftsauger bitten zu hören: Er stirbt durch ihn und mag doch nicht ohne ihn sein! Denn so antwortet auch der liebende, der hilfsfreudige Mensch seinem klugen Berater:

Halte das Messer zurück, o Nikias, schone den Armen,
　Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung: o laß mich der schönsten genießen!
　Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rat?

Da war nun wieder einmal das Gefühl, die Poesie Herrin der Stunde geworden!

Wenn man aber als Reisender durch das Land fährt, muß man auch aufschreiben, was die Augen sehen! Wie die Fluren bestellt sind, wie die Orte heißen. Das Getreide war jetzt längst in den Scheunen und die Stoppeln schon umgepflügt; „das frisch umgerißne Erdreich sah sehr sauber aus." Auf den Feldern sah man noch Hanf und Klee, Erdäpfel und Rüben, Bohnen und Möhren, vom Weinbau zu geschweigen. Die Schweizer Berge lagen dem südwärts Fahrenden gerade vor den Augen.

In Eglisau erfreute sich Goethe an zwei halbwüchsigen Mädchen, die statt des Vaters gar ernsthaft den Brückenzoll von ihm forderten; die Zwölfjährige nahm das Geld und überreichte den Zettel, während die Vierzehnjährige die Einnahme ins Buch schrieb. Vor dem Orte war auch wieder nach dem Paß gefragt worden, und das Papier trug nun den Vermerk: „Basiert Eglisau den 18. Herbst nach Zürich."

In Bülach wurde der Poet und Statistiker wieder zum Optiker. Denn hier gab es im Gasthause noch alte farbige Glasfenster, wie sie in der Schweiz einst sehr häufig gewesen waren; diese hier hatte man 1570 eingesetzt. Bülach war der Mittagsruheort.



3. Wiederum in Zürich. 19. und 20. September

Nachmittags kamen die Reisenden durch Kloten, wo man einst den Heinrich Lips bei seinem Vater Barbier erfragt hatte. Ach, wie zahlreich sind die Menschen, die in unser Gesichtsfeld treten, eine Zeitlang schöne Hoffnungen erwecken und dann irgendwie seitwärts verschwinden oder in die Unterwelt versinken! Nur mit Wehmut und Ingrimm konnte Goethe jetzt in die Stadt Zürich einfahren. Von Lavater hatte man ihm noch manche schlechte Geschichte zugetragen[1]). Von demselben Lavater, den er das letzte-

[1]) Z. B. schrieb ihm Heinrich Meyer im April 1796: „Wollen Sie Stoff zu Epigrammen haben, so kann Ihnen Lavater, der schon mehr-

mal, wo er in diesen Mauern weilte, für die Zierde der Menschheit erklärt hatte, für den „Besten, Größten, Weisesten, Innigsten aller sterblichen und unsterblichen Menschen". Jetzt haßte und verachtete er den einst Geliebten! Christoph Kayser ferbelte noch hier: wieviel Liebe und Mühe war an ihm verschwendet worden! Nur Barbara Schultheß hatte ihm nie Grund zum Ärger oder Zorn gegeben, aber mit fröhlichem Herzen konnte er auch zu ihr nicht gehen!

Doch wanderte er zum Schönenhof, nachdem er sich im altvertrauten ‚Gasthof zum Schwert' ein Zimmer genommen und seine Ankunft rasch an Meyer in Stäfa gemeldet hatte. Er wußte, daß seine alte Freundin treu an ihm festhielt. Sie würde ihn heute mit dem gleichen Gefühle kommen und gehen sehen, wie seinerzeit in Konstanz; Das hatte sie ihm erst kürzlich geschrieben, und hatte ihre Hoffnung ausgedrückt, daß auch er noch der Gleiche sei: „O, es ist so wohltuend, in all den Veränderlichkeiten dieses Daseins etwas Unveränderliches zu wissen und zu besitzen."

Die Hoffnung der guten Frau ward nicht erfüllt. Goethe überwand seine Steifigkeit jetzt noch viel schwerer als in jüngeren Jahren, und wie hätten sie auch vertraulich reden können, ohne von Christiane Vulpius, von dem unehelichen Söhnchen, von Lavater und von Goethes Hieben gegen ihn zu sprechen? Mit ihrem alten Freunde Lavater stand Barbara jetzt in einer seltenen Verwandtschaft: sie hatte mit ihm den gleichen Schwiegersohn, denn der Prediger Georg Geßner hatte zuerst eine Tochter Barbaras zur Frau gehabt und nach deren Tode eine Tochter Lavaters gewählt; er sagte also zu Frau Schultheß Mama und

---

mals von seiner Gemeine und Jüngern Abschied genommen und sagt, daß er bald sterben werde, welchen reichen. Er läßt einen Lotterieplan, an seine wohlhabenden Freunde gerichtet, zirkulieren und will die Zeichnungen, welche er gesammelt hat, ausspielen. Kürzlich starb eins seiner Schafe und vermachte, wie es heißt, ihm im Testament 4000 Gulden; dafür nannte er sie in erzschlechten Reimen: Du schöne Christusdürsterin!

zu Lavater Papa. Ein wenig ward über Lavater aber doch geredet. Barbara fragte ihren Gast, wie er es mit diesem alten Freunde halten werde; Goethe erwiderte: er wolle ihn nicht sehen, und fügte einige harte Worte hinzu. Kurz, es war kein freudiges Wiedersehen! Als von andern ehemaligen Freunden gesprochen wurde, fragte sie, ob er in Frankfurt jetzt den Dr. Hotze aus Richterswil, der dort bei seiner Tochter die Altersjahre verbrachte, und den Pfarrer Passavant besucht habe? „Nein" war die Antwort, aber er wolle sie auf seiner Rückreise sehen. Von Goethes Absichten in den nächsten Wochen ward auch gesprochen; er hatte Lust zu einer Bergwanderung. Barbara empfahl ihm sehr, auch das Engelberger Tal zu besuchen, das er noch nicht kannte. Aber war Das ein Gespräch von Freunden nach langer Trennung?

Goethe saß dann am Abend an der Gasthofstafel mit dem Landvogt Im-Thurn aus Schaffhausen und einem Züricher Aristokraten zusammen; beide Herren kamen aus Welschland und erzählten über den dortigen Zustand der Dinge. Unterdessen klagte Barbara Schultheß sich selber ihr Leid über den bösen Mann; schließlich setzte sie sich und schrieb ihm ein Brieflein:

Lieber! Soll ich Dir nicht gestehen, daß eine gewisse Mißstimmtheit, die ich kaum bei Deinem Dasein bemerkte, erst da Du fort warest, tiefer fühlte, mich sehr betrübt? Der Himmel ist so schön, die Natur nur wohltuend, und wir sind schuld, daß uns der Tag trüb sein soll!

Und in der Stimmung Dich wieder weitergehen zu lassen, willst Du Das auf mich legen? Und nicht noch eine Stunde den Morgen kommen, daß wir mit andern Gefühlen uns Lebewohl sagen? Ich kann mir's nicht denken.

Am andern Morgen schickte sie auch ein Zettelchen an Geßners Frau: „Goethe ist hier." Geßner kam sogleich, und sie konnte ihm nicht verhehlen, wie sehr eingenommen ihr Gast gegen Lavater sich gezeigt habe. Traurig ging er zurück; er verehrte den Dichter Goethe und liebte seinen Schwiegervater; auch hatte er den Kummer der Mama gesehen. Als er seiner Frau Bericht gab, packte sie ihn an: Wie er denn noch versuchen könne, den schlechten Menschen zu entschuldigen?

An diesem selben Morgen ging Goethe in der Stadt und am See spazieren, denn das Wetter war schön; auch saß er eine Weile unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplatze. Mit manchen Andern wartete er da auf die Elfuhr-Glocke. Es war nämlich ein Falschmünzer, der vorher schon als Dieb gebrandmarkt worden war, zum Tode verurteilt worden, und jetzt mußte es sich entscheiden, ob er um halb Zwölf zur Richtstätte geführt oder zu Zuchthaus begnadigt wurde. Goethe sah die Geistlichen zu ihm fahren. Als Zeichen für die Hinrichtung galt das Schweigen der Glocke; diesmal aber läutete sie wie gewöhnlich: das Leben ward dem Elenden belassen.

Nachmittags trübte sich der Himmel; Goethe ging aber nochmals aus, durch die neuen Anlagen nach dem Schönenhof hin, aber nicht ganz bis hin. Auf dem Rückwege sah er plötzlich eine wohlbekannte Gestalt in einer Baumreihe auf sich zukommen: den Kranich! Diesen Spitznamen hatte Lavater seines Ganges wegen. Goethe bog aus der Allee aus; Lavater hatte ihn noch nicht bemerkt gehabt und ging ahnungslos in seiner Nähe vorüber.

Als dann Goethe wieder in seinem Zimmer saß, dauerte es nicht lange, so klopfte sein nunmehriger liebster Freund an die Tür: Heinrich Meyer, der aus Stäfa angelangt war. Zwei Jahre hatten sie sich nicht gesehen, zwei Jahre, die sie für einander und für das gemeinsame Werk gelebt hatten. Zu unterreden hatten sie sich nun Wochen, Monate lang; aber nicht hier in der großen Stadt sollte es geschehen; morgen früh wollte man in das stille Dorf fahren, das Meyers Heimat war.

Nun schrieb Goethe an Frau Schultheß und entschuldigte sich, daß er sich vor dieser Abreise nicht noch einmal habe zeigen können; bald aber werde er wieder in Zürich sein. Meyer blieb bei ihm im Gasthofe.

Als sie des Abends bei Tische saßen, zeigte sich noch ein berühmter Mann als Gast des Hauses: aus Wien der Hofrat Johannes v. Müller, der große Geschichtsschreiber und Politiker, ein Pastorensohn aus Schaffhausen, jetzt hoch angesehen bei katholischen Fürsten und Geistlichen, und vom römischen Kaiser



Lavater und sein Sohn Heinrich
Nach einem Gemälde von H. Lips (1794),
im Besitz der Erben des Herrn Prof. Usteri



Barbara Schultheß
(Aus der Wiener Lavater-Sammlung)

in den Reichsadelstand erhoben. Er hatte in früheren Jahren auch in Weimar einige Male vorgesprochen, sein Bruder Georg war dort längere Zeit Herders Schüler und Hausgenosse gewesen.

Während Goethe und Johannes v. Müller und Heinrich Meyer bei den Weingläsern sich unterhielten, schrieb Frau Barbara wieder ein Brieflein in ihrer einsamen Witwenstube.

Lieber! So vermögen auch wir, auch Du nichts gegen das Schicksal? Denn Du hättest doch kommen sollen! Ich danke Dir noch vor Dein heutiges. Meine Seele ist vielfach verwundet!

Ich freue mich, in mir zu fühlen, daß ich mir immer gleich bleiben werde. Du mußt Etwas von mir mit Dir haben: ich weiß Dir nichts Beßres zu geben als Dich selbst. Bewahre mir den Schatz und sende mir ihn bald wieder[1]). Lebe wohl! Ach, heute am Fenster gegen den See hättest Du die Beleuchtung sehen sollen! Du warest so nahe – und nicht da! Ich werde Dich abfahren sehen. Lebe wohl!



4. Stäfa. 21.–28. September

Am andern Morgen, dem 21. September, fuhren sie gegen acht Uhr ab, am östlichen Seeufer entlang. Mittags kehrten sie in der Schipf bei Herrliberg ein, dort wohnte jetzt auf sehr schönem Landgute jener „Freihauptmann" Johannes Escher, der 1779 in der Stadt Goethen und dem Herzoge seine ererbten Kunstschätze gezeigt hatte. Ein Sohn von ihm, Kaspar, hatte einst Livorno verlassen, um nach Rom zu reisen, Das bedeutete, daß er die Kaufmannschaft aufgab, um ein Künstler zu werden, und zwar wäre er gern ein großer Baumeister gewesen. In Rom hatte er sich an seinen älteren Landsmann Meyer wie ein Schüler angeschlossen und war mit Diesem nach Florenz und schließlich

[1]) Vielleicht war es eine Abschrift eines seiner früheren Werke oder von gesammelten Gedichten, also eine Mahnung: sei wieder, wie Du warst

in die Heimat zurückgekehrt: so kam es, daß der sonst so einsame Meyer mit dieser vermöglichen Familie Escher wohl bekannt war und gestern nach Zürich den Auftrag mitgenommen hatte, seinen großen Freund Goethe auf der Rückfahrt ins Haus zu bringen. Die Gäste wurden überaus freundlich bewirtet und eingeladen, sich recht bald wieder zu zeigen.

Über Meilen, Utikon, Männedorf ging es dann nach Stäfa: so suchen Liebende einen stillen Ort auf, um miteinander allein zu sein. Am meisten freute sich Goethe auf Meyers Mitgebrachtes aus Italien: Kopien, eigene Entwürfe, angekaufte Kunstwerke und viele, viele Seiten Beschreibungen des Vorhandenen.

Den nächsten Tag saßen sie schon ganz versunken vor dieser Fülle, der jüngere Mann zeigte und erzählte, der ältere lobte und ward nicht müde in Anerkennen und Rühmen. Noch hatte Meyer nicht alle seine Schätze beisammen, aber man sah sich bereits vor Aufgaben, die nur teilweise, nur mit der Zeit bewältigt werden konnten. Das geplante große, allgemeine Werk über Italien mußte wohl aufgegeben werden, es war zu ungeheuerlich für die Kräfte zweier Männer gedacht gewesen. Nun kam es darauf an, wertvolle Teile daraus abzulösen, die ein eigenes Leben haben konnten, und diese Teile in einzelnen Bänden oder nach Art einer Zeitschrift dem Publikum vorzusetzen. Es würden Aufsätze zur Bekämpfung des herrschenden Ungeschmacks sein und zur Aufklärung über die wahre Schönheit, wie sie am besten von den alten Griechen und Römern erkannt und verwirklicht worden war.

Erst gegen Abend machten sie einen großen Spaziergang. Er führte sie aufwärts zu Stätten guter Aussicht. Ein fleißig angebauter, ursprünglich schlechter, nun zur Fruchtbarkeit erzogener Boden umgab sie hier überall. Nirgends sah man elende Hütten, überall feste, gute Häuser. Die Gebäude standen weit auseinander, Weinberge, Felder, Gärten, Obstanlagen breiteten sich zwischen ihnen aus, und so dehnte sich dieses Dorf von dreitausend Seelen eine ganze Stunde weit am See aus und eine halbe den Berg hinauf. Sicherlich war Stäfa eins der schönsten und reichsten Dörfer der Schweiz. So etwa malt sich der

Menschenfreund die Wohnsitze in seinem Utopien aus. Mit Befriedigung konnte man sich hier erzählen lassen, daß die Bewohner ohne allzugroße Beschwerlichkeit Alles erwerben konnten, was zur Lebensnotdurft und zu fröhlichen Feiertagen gehört. Aber Goethe brauchte sich nicht erst von dem hier einheimischen Freunde berichten zu lassen, daß auch hier der Wurm in den Herzen der Menschen saß. Vor drei Jahren war gerade von Stäfa aus eine Empörung der Landorte gegen die beherrschende Stadt in Gang gekommen, dieser „Stäfner Handel" war von den Stadtbürgern gewaltsam unterdrückt und mit Härte gestraft worden, aber in der Stille gärte es weiter, und jeder Kenner sagte sich: diese Landleute hier würden nicht ruhen, bis sie gleiche Rechte mit den Städtern erlangten und so frei und selbständig wären, wie ihre Nachbarn in den Urkantonen. Ein zweites Höchstbedenkliches kam noch hinzu. Viele der unzufriedenen Schweizer hatten sich jetzt in Verbindungen mit den Neufranken eingelassen und diesen Nachbarn mehr als einen Vorwand gegeben, sich in die Angelegenheiten der Eidgenossenschaft einzumischen. Man brauchte kein Seher zu sein, um einen demnächstigen Besuch der Franzosen und den Zusammenbruch der aristokratischen Regierungen von Bern, Zürich usw. und damit auch der ganzen alten Form der Eidgenossenschaft vorauszusagen. Goethe wandte von diesen Dingen gern die Augen ab, er begriff oder empfand die Unhaltbarkeit der alten Zustände wohl, setzte aber auch gar kein Vertrauen in die Regierungsfähigkeit der von hitzigen Gegnern aufgeregten und zur Selbstbestimmung aufgeforderten Menge.

Jetzt, nahm er sich vor, wollte er die alte Schweiz noch einmal sehen, seine alte Schweiz: Einsiedeln, Schwyz, den Vierwaldstätter See, vielleicht auch Uri und den Vater Gotthard. Er wollte nicht nur die vorigen Eindrücke wieder auffrischen oder gar der kräftigeren Jugend nachseufzen, die nun vergangen war, sondern als ein an Kenntnissen und Erkenntnissen reicherer Mann gedachte er neue Wissenschaft zu sammeln und seine „Erfahrungen zu rektifizieren." Er hatte vor einigen Tagen in Zürich am Gasthofstische den Hauptmann Bürkli kennengelernt, der eine Zeitung herausgab, dieser gefällige Mann hatte ihm sogleich Schriften

übersandt, die über die schweizer Dinge neue Nachricht gaben; auch besaß Goethe jetzt Johann Konrad Geßners neues Buch ‚Geognostische Übersicht der Alpen in Helvetien', und so war denn ein wissenschaftliches Reisen gegen früher sehr erleichtert.

Am 23. September ließ er durch den Schreiber seiner Christiane Vulpius in Weimar melden, daß er glücklich am Ziele angelangt und „mit Meyern sehr vergnügt bei den Seinigen" sei, „in einem sehr reinlichen und artigen Hause, umgeben von einer ganz herrlichen Gegend." — „Wir gedenken nun nach einigen Tagen eine kleine Fußreise durch einige Gegenden der Schweiz zu machen und ohngefähr in vierzehn Tagen zurück zu sein." Den Tag verbrachte er fast wie gestern, also namentlich in Gesprächen mit Meyer und Betrachtung von Meyers Zeichnungen und Schreibheften. Einen Maler Djogg lernte er kennen, der aus dem geliebten Ursern stammte, ebenso den Bannerherrn Zwicki aus Glarus und abends den Untervogt Rebmann von Utikon, dessen Gärten und Anlagen oben auf dem Berge bei Stäfa er als wirklich sehenswert aufsuchte. „Der Philosoph" hieß Rebmann in der Gegend. An seiner Schöpfung hatte Goethe großes Wohlgefallen; wäre ihre Schilderung, fragte er sich, nicht ein glücklicher Gegenstand zu einer Idylle, in welcher die Kultur in ihrer Anmut und Wichtigkeit dargestellt werden könnte? Oder hatte Schillers großes Gedicht ‚Der Spaziergang' den Gegenstand erschöpft?

Auch der Sonntag, der 24. September, verging auf ähnliche Weise. Man hatte zwei Gäste aus Zürich, junge kluge Männer; es waren Kaspar Escher, Meyers Reisegenosse, und Jakob Horner, ein Altertumskenner und Schulmann. Der abendliche Ausflug ging diesmal auf dem Wasser zur Ufenau unweit Rapperswil; diese Ufenau war ein der Abtei Einsiedeln gehörendes Inselchen von einer halben Stunde Umfang. Nur der Pächter wohnte darauf; aber der Kirchen oder Kapellen waren zwei; in der einen ruhten die Gebeine des genialischen und streitbaren Ritters und Schriftstellers Ulrich v. Hutten, der Anno 1523 in dieser weltfernen Einsamkeit sein abenteuerliches Leben beschlossen hat. Bekam Goethe nicht Lust, auch seine Geschichte zu dramatisieren?

Denn dieser Ulrikus verdiente doch wohl den Platz neben Götzen v. Berlichingen! Aber in keine Zeit blickte Goethe jetzt so ungern hinein wie in jenes gotische Mittelalter und in die wüsten politischen und kirchlichen Zänkereien der Reformation. Er und sein Freund bauten sich viel lieber ein Griechenland und Rom in ihren Phantasien auf.

An diesem selben Sonntagabend saß Frau Barbara in dem Stübchen, wo sie ihn wiedergesehen hatte, und verglich den neuen mit ihrem vormaligen Goethe. Sie las seine beiden letzten Briefe noch einmal, und ihre Feder flog über das Papier, und sie seufzte: „Ach, wie wenig Herz haben doch die besten Männer!"

Ich kann mich nie bereden, daß Euer Geschlecht sich einen wahren Begriff von den Gefühlen eines weiblichen Herzens machen kann, und darum kannst Du Dir wohl nicht vorstellen, wie mir war beim Gedanken dieses Nahe-Fernseins der paar Tage. Ich kann es auch nur darum begreifen, daß Du, ohne wiederzukommen, hast können fortgehen. Was besorgtest Du? Sollte ein Verhältnis wie das unsre, das so schön, so rein ist, so viel Einziges hat, zugrunde gehen können? Ich fühl' es in mir unmöglich; soll ich an Dir zweifeln? Nein! Alles in dieser Alles-zugrunde-richtenden Welt, aber Das nicht!

Laß uns lieber Alles, was wir einander zu sagen haben, frei und offen sagen! Die Liebe wird nicht beleidigen, die Liebe wird duldsam sein.

Soweit diesen Abend. Der Himmel ist überzogen; ich freue mich sehr, wann's hell ist, freute mich besonders gestern des schönen Abends und hätte mögen mit Dir am See stehen, die glühenden Schneegebirge sehen.

Am Montagmorgen wartete das treue Weib, ob der Postbote ihr nicht einen Gruß aus Stäfen bringe. Er blieb aus. Sie schickte ihr Blatt doch fort: „Sage mir bald ein Wort und behalte mich lieb!"

So warm pochte dem Manne freilich das Herz nicht in der Brust; aber er wäre doch auch gern mit dieser seit mehr als zwanzig Jahren bewährten Freundin wieder einig gewesen. Er hatte jetzt die ersten Teile seines neuen epischen Gedichtes ‚Hermann und Dorothea' in den Druckbogen bei sich; daran würde sich die gute Barbara laben, sagte er sich, und von dieser Seite aus

konnte sie ihn wieder so lieben, wie sie wünschte. Er schrieb ihr freundliche Zeilen dazu:

Du hast wohl recht: es kann Niemand wissen, wie eigentlich dem Andern zumute sei. Wenn aber gleich (und dafür sei der liebenden Natur gedankt!) kein Fensterchen unsere Brust wider unsern Willen durchsichtig macht, so sind doch die Worte dem Menschen gegeben, daß er, wenn er vertraut, zu seiner eigenen Zufriedenheit und mit Genuß sich offenbaren mag.

Wir waren zu karg: ein paar hundert Worte mehr hätten uns beiden drei Wochen Unbehaglichkeit erspart, da sie uns ebenso lange Zeit ein entschiedenes Vergnügen hätten verschaffen können. Alles ist mir bisher über meine Wünsche geglückt – außer Das, was ich so lebhaft wünschte: mich mit Dir gleich und unmittelbar auf dem alten Flecke wieder zu finden.

Vor der Hälfte Oktobers werde ich kaum nach Zürich zurückkommen und erwarte manche gute und besondere Stunde von meiner Bergreise. Meyern habe ich gefunden wie einen Steuermann, der aus Ophir zurückkehrt; es ist eine herrliche Empfindung, mit einer so bedeutenden Natur nach einerlei Schätzen zu streben und sie nach einerlei Sinn zu bewahren und zu verarbeiten. Hätte ich doch auch, meine Liebe, die Überzeugung mitnehmen können, daß wir uns beide noch in demselben Falle befinden!

Prüfe Du diese Zweifel indessen an meiner letzten Arbeit, wovon ich Dir die erste Hälfte überschicke. Ich habe da hinein, so wie immer, den ganzen laufenden Ertrag meines Daseins verwendet. Sollte dies Gedicht ein Mittler zwischen uns werden, so würde mich seine Existenz um so mehr freuen.

Lebe wohl und sei bei Regen und Sonnenschein in den nächsten Tagen meiner gedenk, der mich entweder in den Hütten festhalten oder auf den Bergen erfreuen wird.

Die ersten drei Tage der neuen Woche diktierte Goethe auch große Berichte nach Weimar und Jena; an Schiller sandte er den ‚Amyntas' mit und eine Ballade ‚Der Junggesell und der Mühlbach', die gleichfalls unterwegs, aber noch im Schwabenlande, entstanden war. Herrliche Stoffe zu Idyllen, Elegien usw. finde er auf dieser Reise, fügte er hinzu, und noch niemals habe er mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas produziert.

Ein Freund Schillers unterbrach diese Arbeiten, Studien und Gespräche in dem stillen Seedorfe: Graf Purgstall, ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren. Er hatte vor vier Jahren in Jena studiert und sich damals bei Reinhold tief in Kantische Philosophie gestürzt. Jetzt hatte er sich aus Schottland eine junge Frau geholt, eine Baronin Cranstown; er kam also frisch aus England und Frankreich und strebte seiner Heimat Graz zu. Er hatte eben in Paris einen der historischen Tage, den 18. Fruktidor, miterlebt, wußte auch sonst sehr viel Ernstes und Scherzhaftes zu erzählen und freute sich seinerseits, daß er bei der Durchreise durch Zürich auf Goethes Nähe aufmerksam geworden war. Goethe genoß diesen Hauch der Jugend und der großen Welt recht gern und schrieb die Grüße Purgstalls an Schiller und Reinholds Schwiegervater Wieland noch mit in seine Briefe hinein. In einigen Wochen hoffte er auch noch andere Freunde, die er mit Schiller gemeinsam hatte, die Brüder Wilhelm und Alexander v. Humboldt, an den Ufern dieses Sees zu begrüßen. Auch sie hatten eine Reise nach Italien der Kriegszüge wegen aufgegeben; am 1. Oktober wollten sie Wien verlassen und zunächst die Schweiz besuchen.

Frau Barbara in Zürich schöpfte wieder Glauben, als sie Goethes guten Brief aus Stäfen las. „Laß mich von Deiner Reise her von Dir hören!" war ihr neuer Wunsch.

Und Du höre die Stimme, das Gefühl, das im ersten Momente so wahr zu Dir sprach über das Wesen Deiner Freundin! Die verlornen drei Wochen lagen an dem Tag Deines Nichtkommens! Es ist nun geschehen; aber mir ist's aufs neue: es sollte zwischen uns weder Fensterchen noch Worte bedürfen, sich zu erkennen.

Und sie machten den Vorschlag, daß sie sich nach seiner Rückkehr im Schloß Wädensweil — am See gegenüber Stäfa — begegnen könnten, denn dort habe sie eine Freundin und dort störte nicht die Nähe Lavaters und seiner Familie.

Goethe aber war schon unterwegs, als der Brief eintraf.



5. Gebirgsreise. 28. September bis 8. Oktober

Am Donnerstag, den 28. September, um acht Uhr morgens, stiegen Goethe, Meyer und Geist in ein Schifflein, das sie in dreiviertel Stunden über den See nach Richterswil brachte. Dieser Ort war ein wichtiger Hafen für die Kantone Zürich und Schwyz, sogar für den Handel zwischen Deutschland und Italien und auch für einen großen Teil der Wallfahrer, die Einsiedeln aufsuchten oder von dorther kamen. Goethe hatte den Ort vor zweiundzwanzig Jahren gesehen, als der gute Doktor Hotze hier in heilsamster Tätigkeit waltete; seitdem hatte Richterswil sehr zugenommen; man bemerkte große Wirtshäuser, auch andere neue Gebäude und eine freundliche Reede für die lebhafte Schiffahrt.

Um neun Uhr begannen sie die Fußwanderung; sie hatten fünf Stunden vor sich und immer zu steigen. Um halb Elf erreichten sie den Ort Hütten, der oberhalb des Hüttner Sees freundlich gelegen ist. Hier machten sie Mittagspause bis Zwei und plauderten mit den Honoratioren. Der Pfarrer begleitete sie dann ein Stück des Weges. Die Aussichten waren schön und wurden immer schöner. Als sie den Grenzstein zwischen Zürich und Schwyz erreichten, ward des alten Aberglaubens erwähnt, den die Schwyzer immer noch festhielten: wenn man dem Zürcher Wappen auf diesem Steine einen Schlag gebe, fühle es der ganze Kanton übel.

Sie gingen nun ostwärts und kamen nach Schindelleggi und auf die große Kunststraße des Schwyzer Menschen-, Vieh- und Warenverkehrs zum See. Sie stiegen immer höher und langten endlich gegen sechs Uhr in Einsiedeln an. Diesmal kehrten sie im Gasthofe ‚zum Pfauen' ein.

Einst war Goethe diesen Weg mit den Stolbergen und Passavant gewandert, und wenn er damals in seine eigensten Träume versank, hatte er Verse an die sechzehnjährige Lilli geflüstert. Oh, was hatte auch Lilli seitdem erlebt! Der erste Verlobte, durch den sie erst völlig von Goethe abgelöst worden war, hatte nach Amerika fliehen müssen. Dann war sie mit dem vortrefflichen

Bankier v. Türckheim in Straßburg verheiratet worden und Goethe hatte sie dort auf seiner zweiten Schweizerreise als eine junge Mutter wiedergesehen. Sie lebte im Wohlstande, als eine ernste, fromme Frau, als treffliche Gattin und Mutter; das äußere Glück ihrer Familie schien ganz gesichert. Da kam die Revolution, ihr Gatte mußte flüchten, dann auch sie mit fünf Kindern. Zu Fuß, dem Hunger, der Hitze, der beständigen Lebensgefahr preisgegeben. Als Bäuerin verkleidet, den Tragkorb auf dem Rücken, die jüngeren Kinder an den Händen: so entschlüpfte sie glücklich den Sansculotten und kam über die Grenze nach Saarbrücken. Sie hielt sich dann in verschiedenen deutschen Städten auf und gelangte schließlich nach Zürich. Dort wurde sie mit Barbara Schultheß bekannt, und beide Frauen redeten über Goethe und über das bescholtene Frauenzimmer, das jetzt diesem Auserwählten am nächsten stand. Frau v. Türckheim aber bat, daß Frau Schultheß dem ehemaligen Freund auch von ihr aus Liebes schreiben möge. „Ich lass' ihn grüßen und freue mich beim Andenken an ihn, das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren, und werde es durch Nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen." Das war im Sommer Vierundneunzig gewesen; bald danach hatten die Türckheims wieder ins Elsaß zurückkehren dürfen.

Man denkt an Vieles, wenn man stundenlang dahinwandert; von allen Erinnerungen aber stellt sich keine so häufig ein wie die Erinnerung der ersten Liebe. Aber „Weg, du Traum, so hold du bist!" Jetzt war Goethe ganz Gelehrter und Forscher, und recht vorsätzlich hingen seine Blicke an dem Erdboden, denn der geologische und mineralische Aufbau der Gegend war sein ganz besonderes Augenmerk, dazu dann auch die auf die Bodenbeschaffenheit gegründete Betätigung des Menschen in Ackerbau und Industrie. Zum Beispiel jedes Torfvorkommen war ihm heute eine gar wichtige Sache; sogar die bildende Kunst — die doch hier in Einsiedeln in Betracht kam — ward nicht gleichermaßen beachtet; denn für sie war Heinrich Meyer sein Wahrnehmungs- und Denkorgan geworden. Goethe hatte in diesem Bunde vornehmlich die irdischen Dinge zu bemerken und festzuhalten.

Am nächsten Tage war das Michaelisfest, in der Domkirche fand also ein großes Hochamt statt. Die Musik befriedigte unsere Reisenden nicht. Als sie nachher in den Sammlungen umhergingen, ward ihnen Vieles nicht gezeigt, was da sein mußte, der Bibliothekarius trug nämlich den Klosternamen Michael und hatte deshalb das Recht, heute die Messe zu zelebrieren, sein Stellvertreter aber war unbeholfen und machte sich's bequem.

Um Elf machten sich unsere Freunde wieder auf die Wanderung, es war trübes, wolkiges Wetter und ein sehr mühsamer Weg führte sie durch das einsame Alptal zur Höhe des Schwyzer Hakens, wo der Nebel alle Aussicht hinderte. Dann hinunter nach Schwyz, gleichfalls sehr anstrengend! Ein paar schöne Blicke auf den Lowerzer See und nach Schwyz und Brunnen hin taten sich doch auch auf.

Die Berggipfel waren alle mit vielfachen Wolken und Nebeln bedeckt, so daß ihre Massen selten durchblickten und meist nur geahndet werden konnten. Ein seltsamer Schein in den Wolken und Nebeln zeigte den Untergang der Sonne an. Diese Hüllen lagen so gehäuft übereinander, daß man bei einbrechender Nacht nicht glaubte, daß es wieder Tag werden könne.

Um so freundlicher zeigten sich am andern Morgen die weißen Häuser von Schwyz und die ganze grüne, mit hohen Fruchtbäumen besetzte Landschaft. An den steilen dunkeln Felsen dahinter strichen die Wolken hin, die Mythen und übrigen Berge waren klar, auch sah man einen Streif des Vierwaldstätter Sees und dahinter beschneite Gebirge.

Gegen neun Uhr gingen sie bei heiterm Sonnenschein ab, zuerst auf einem gepflasterten Wege, dann auf einem schönen Fußpfade. Jetzt wurden die Kartoffeln ausgemacht, auch Kohl stand noch auf den Feldern, und die hohen Nußbäume auf den Wiesen waren noch nicht abgeschlagen.

In Brunnen schifften sie sich ein, und Goethe spannte nun alle seine Kräfte an, auf diesem herrlichen See alles Naturwissenschaftliche und Ökonomische zu bemerken und das Malerische und Poetische doch auch nicht zu versäumen. Das Ökonomische? Zum Beispiel sahen sie ein Schiff, das ganz schwer mit Käse be-

laden war; andere Schiffe hatten Kühe auf die Gotthardstraße gebracht und kehrten zurück, neue zu holen; schon vorher hatten sie solche Kühe gesehen, die für ihre italienische Reise mit Hufeisen beschlagen wurden. Es war nämlich jetzt die Zeit des Bellenzer Marktes; da wurden wohl 4000 Häupter Rindvieh aus der deutschen Schweiz ins Welschland hinübergeführt. Goethe rechnete sich aus, was die Händler verdienten, und was somit der Schweiz zugute kam. Aber auch physiologisch-morphologisch sah er die Kühe an; sie haben am Bauche vor den Zitzen eine Erhöhung: woher ist sie entstanden? Mit solchen gelehrten oder ökonomischen Fragen prüfte er dann auch die Landschaftsbilder. Ihn erfreuten die höchst fruchtbaren Matten über den Felsen, zwischen den Felsen. „Angenehmer Anblick der Nutzbarkeit zwischen dem Rauhsten." Aber der Künstler in ihm schlief doch nicht ganz: „Die Seelinie macht das Ganze so ruhig. Schwanken der Bergbilder im See."

Bei der Tells-Kapelle stiegen sie aus. Sie beschauten aus der Kapelle die gegenüberstehenden Felsen: wie ganz anders wirkt das geschlossene Bild, als ohne solche Umrahmung! Ein anderes Bild stellten sie sich in der Phantasie vor: jedes Jahr wird am Tage nach Himmelfahrt hier gepredigt; dabei sitzen die Zuhörer in Schiffen.

Nun fuhr man weiter nach Flüelen. Und dann folgte noch der kleine angenehme Spaziergang nach Altdorf. Auf schönen Wiesen rasteten Kühe; in den Weiden schienen die Schwalben ihre herbstliche Tagsatzung zu halten. Im Städtchen selbst klapperten die Holzschuhe der Kinder im Kastagnetten-Rhythmus; dazwischen hörte man die großen Glocken der weidenden Kühe und die Schellen der Maultiere. Dem Orte merkten unsere Italienkenner schon etwas Südländisches an; wie im Süden waren hier alle unteren Fenster vergittert, was bei so viel durchreisendem Volk gewiß auch geraten war. Das Nachtquartier suchte man im ‚Schwarzen Löwen'; Herr Franz Maria Arnold erwies sich als ein sehr aufmerksamer, überaus höflicher Wirt.

In der Nacht zum ersten Oktober regnete es, und am andern Morgen desgleichen. Durfte man's wagen, das Gasthaus zu

verlassen? Sie gingen doch fort. Nach einiger Zeit klärte sich der Himmel auf, ein Regenbogen zeigte sich, und man sah, daß die nahen Berge, die gestern noch grün dagestanden, jetzt beschneit waren. Nicht über Nacht verwandelt sich die braune Locke des Menschen in eine weiße – aber doch auch allzu rasch: wie über Nacht! Goethe dachte seiner Hausfreundin daheim und seines Knaben. Dann sprach er zur Schweizeralpe:

War doch gestern dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt!
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Vormittags stiegen sie bis Amsteeg, nachmittags bis Wasen. Goethe verflocht abwechselnd die Mineralogie mit den Eindrücken des Poeten und Künstlers.

Der Einblick hinaufwärts verkündigt das Ungeheure. Um halb Viere war die Sonne schon hinter dem Berge. Erster Wasserfall, zweiter, schönrer. Grünlich Gestein mit viel Glimmer, Granit. Schöner Wasserfall. Etwas Baumtrocknis. Herrlicher Blick auf die Reuß. An einer alten Fichte und einem großen Felsen vorbei. Immer Granit, mit Talk gemischtes Quarzgestein. Prächtiger Rückblick in die hinabstürzende Reuß.

Die Felsmassen werden immer ganzer, ungeheurer. Echo. Sehr schlechter Weg, flacheres Bette der Reuß. Brücke. Zweite Brücke. Nacht. Von der Höhe Rückblick in die Tiefe: die Lichter in den Häusern und Sägemühlen nahmen sich in der ungeheuren nächtlichen Schlucht gar vertraulich aus.

Zu Wasen, im Gasthause ‚am Zoll', saß eine alte Wirtin und erzählte den neuen Gästen gar bald ihre Lebens- und Familiengeschichten. Auch ihre Philosophie trug sie vor, es war eine Geduldslehre, also brauchbar genug für kleine und große Leute.

Um sieben Uhr am Montagmorgen begann das Steigen, das Betrachten, das schriftliche Festhalten von neuem. Fast alles ringsum sah grau aus, von zerstreutem Granit, verwittertem Holz und

ergrauten Häusern. Man empfand sich hier aber auch so recht in der Region der Wasserfälle. Machte nicht der Vierwaldstätter See auch deshalb einen so ruhigen Eindruck, weil keine Wasser in ihn hineinstürzen?

Nach Acht kamen sie in Göschenen an. Weiter nach kurzer Rast! Begleitung auf diesem Gotthardwege hatten sie genug: einen Maultierzug, eine Herde verkaufter Kühe und eine Anzahl Holz schleppender Weiber. Diese Frauen kauften die Last Holz in Göschenen für drei Groschen und verkauften sie im Urseler Tal, wo keine Bäume wachsen, für sechs: Das war ein sauer verdienter Taglohn!

Sonderbare Aussicht in die Tiefe rückwärts: Kühe und Holzträgerinnen stiegen herauf, Nebel zugleich mit. Granitwände, die trockenen Stellen sahen grau, die feuchten violett aus.

Ein ander Bild, als nun die Teufelsbrücke erreicht war:

Wandstelle der ungeheuren Felsen, Enge der Schlucht, drei große Raben kamen geflogen. Die Nebel schlugen sich nieder, die Sonne war hell.

Und nun durch das Urner Loch: wieder einmal lag das schöne grüne Tal im heitern Sonnenschein vor dem Dichter. Durch Andermatt gingen sie hindurch; Hospental mit seinem alten Turm lag völlig wie vor alters da, und der Schnee ging noch nicht ganz bis an die Talwiesen hinab. Goethe blickte zu den völlig beschneiten Bergen nach Realp hin und dachte jener großen Wanderung im Jahre Neunundsiebzig.

Hungrig und durstig kehrten unsere Reisenden im Posthause ‚Zum Goldenen Löwen' ein.

Zwei Nächte verbrachten sie hier. Der Tag dazwischen gehörte dem Gotthard, wo sie im Hospiz das Mittagsmahl hielten. Der Pater Lorenzo lebte noch und zeigte sich so munter wie vor zweiundzwanzig Jahren. Man fragte ihn, wie es jetzt in Italien stehe. Besonders über Mailand wußte er gut Bescheid. Es sei Alles nicht so schlimm, meinte er, wie die Gerüchte es darstellen. Aber keine Lust erwachte in Goethes Herzen, auf der südlichen Seite den Berg zu verlassen.

Neues gab es hier oben doch auch. Ein junger Mensch zeigte sich, Jost Has aus Luzern, der ein Postbote für diese Straße werden sollte. Seit einigen Jahren ward ein Fremdenbuch geführt, und ein Engländer Johnston hatte hineingeschrieben, daß das Hospiz 46′ 33″ 45‴ nördlicher Breite liege. Und die Köchin handelte jetzt mit Mineralien; sie konnte sogar schon von mineralogischen Moden erzählen: zuerst hatte man nach Quarzkristallen gefragt, dann nach Feldspaten, darauf nach Adularien, und jetzt wurden rote Schörlen oder Titanit verlangt.

Gar leichten Fußes gingen unsere Wanderer nachmittags den Weg nach Hospental hinunter: war es die Bergluft, die von der Schwere des Körpers ein gut Teil hinwegnahm?

Am nächsten Morgen kamen sie vormittags nur bis zum nächsten Dorfe, denn hier in Andermatt hatte man zunächst zwei Naturaliensammler zu besuchen, den Landammann Nagers und den Dr. Halters. Das Mittagsmahl ward in den bekannten ‚Drei Königen' verzehrt. Der Wirt hieß Meyer; es war wohl ein Sohn des Mannes von 1775.

Nun ging's wieder, für Goethe zum fünften Male, durch das Urner Loch, zur Teufelsbrücke und weiter hinab in die Schluchten. Wieder wirkte das Erhabene stark auf die Gemüter. Aber der Mensch ist ein gemischtes Wesen, und der große Dichter Goethe achtete in dieser großartigen Natur auch auf die Häuflein, die von unzähligen Kühen, Pferden und Maultieren bei aufgehobenen Schwänzen auf dieser großen Straße zu Boden fielen. Dünger genug für ein Rittergut! Ach, daß in dieser Welt so Manches nicht am rechten Platze steht und liegt und fällt!

Die Nacht ward in Wasen bei der philosophischen Wirtin verbracht. Früh am andern Morgen ging's weiter hinab. Zuerst durch den Nebel hindurch: Sonderbar war es, daß die Gebirge, wenn sie doch sichtbar wurden, im Nebel wie flache Massen erschienen! Die Gegenden wurden bald wieder fruchtbarer und anmutiger; man sah wieder Nußbäume. In Amsteeg ward im Gasthof ‚Zum Stern' die Mittagsruhe gehalten. In Altdorf schmeckte zum Abend ein wohlbereitetes Berghuhn.

Goethe und Heinrich Meyer hatten im Gehen und Sitzen immer unendlich viel zu besprechen. Kunsttheorie besonders, dazwischen kam dann immer etwas Örtliches, Schweizerisches. Daß die Bauern so geldgierig, daß die Weiber sich hier einander so ähnlich seien und Dergleichen mehr. Oder es tauchten Gegenstände für den Dichter auf. Zum Beispiel: ein Gemsjäger hält im Hochgebirge einen Menschen für eine Gemse und erschießt ihn, er wird verurteilt, zehn Jahre keine Flinte anzurühren. Das ist, wie wenn ein leidenschaftlicher Spieler keine Karte anfassen dürfte, denn die Gemsjagd war kein Beruf, sondern eine Leidenschaft. Eine andere Jägergeschichte hatten sie heute in einem kleinen Kirchlein dargestellt gesehen oder vielmehr mit Lust wieder gesehen, denn schon beim Aufsteigen war ihnen das Bild aufgefallen. Es zeigte ein Wunder ähnlich wie des Hubertus: Jäger und Hunde hielten vor einem Hirsche, der eine heilige Veronika zwischen dem Geweihe trug. Ein viel größerer Stoff aber trat in Altdorf, an dem Orte von Tells Apfelschuß und ganz nahe bei seinem Heimatsdorfe, vor die Seele des Dichters. ‚Hermann und Dorothea' mußte jetzt fertig gedruckt sein und eben in die Hände der ersten Leser gelangen, könnte man nicht den heldischen Bauern Tell zur Hauptgestalt eines neuen epischen Gedichtes machen? Jedenfalls achtete Goethe nun noch mehr auf die Örtlichkeiten, auch auf die Landesbewohner, ihre Denkweise und Sitten. Und es traf sich gut, daß er jetzt zu dem See hinunterstieg, wo Tells Geschichte hauptsächlich spielt.

Um neun Uhr am sechsten Oktober stiegen sie in Flüelen zu Schiffe. Diesmal war es ein größeres Fahrzeug für den öffentlichen Verkehr, aber noch leicht gebaut, nur auf drei Jahre Haltbarkeit eingerichtet. Man fuhr zuerst an der östlichen Seite, nach dem Axenberge und Tells Kapelle, man sah die bekannten Bilder bei schöner Beleuchtung: die Kapelle lag im Schatten, die Kronalp im Lichten.

Alles Menschenwerk wie auch alle Vegetation erscheint klein gegen die ungeheuren Felsmassen und Höhen.

Nun fuhren sie quer über den See nach der linken Landspitze zu, hatten also Brunnen und die Schwyzer Mythen sich bald

gegenüber. Der See wendet sich nach Westen; das Schiff hielt sich links; man sah Beckenried und den in Wolken gehüllten Pilatusberg. Nun glitten sie an der Grenze zwischen Uri und Unterwalden vorüber. Immer schöner wurde die Aussicht. Gegenüber lag Gersau, und auch der Rigi trat nun hervor, die Seiten von Wolken verdeckt, der Gipfel klar. Durch die See-Enge ward dann Weggis erkennbar: für den Geologen ein merkwürdiger Ort, denn er war im Juli 1795 von seiner Stelle gerückt. Es war nämlich nach langwierigem Regenwetter ein Schieben des Erdreichs eingetreten, das vierzehn Tage andauerte und Alles zerstörte, was auf der Oberfläche sich befand, nur gerade die Häuser nicht, denn Diese wurden von den Leuten rechtzeitig abgebrochen und ihr Holzwerk weggeschafft; ein gewisses Haus aber, das man hatte stehen lassen, wurde von dem wandernden Schlammberge so herumgedreht, daß es nachher nach einer andern Seite sah. Jetzt war man dabei, den Ort wieder aufzubauen; neunundvierzig Familien mußten sich auf dem alten Flecke neu ansiedeln.

Um halb Eins hielt das Schiff in Beckenried an; unsere Freunde stiegen aus und gingen zu Fuß weiter, zuerst den See entlang nach Buochs. So lernte Goethe denn endlich auch das Land Unterwalden kennen. Es war ein schönes Wandern durch grüne Matten, unter hohen Obstbäumen; die Nüsse wurden jetzt abgeschlagen, und auch vortreffliche Äpfel fanden sich. Wie die Kühe auf diesen fetten Wiesen schwelgten! Man genoß es beinahe mit. Die Landleute aber hatten hier ein fremdes Ansehen.

In Buochs verließen unsere Wanderer den See und erfreuten sich nun an neuen, schönen Einblicken in das Engelberger Tal. Stans war ihr Ziel, der Hauptflecken des Kantons, obwohl auch nur ein Bauerndorf. Es war durch zwei Heilige und Helden berühmt: Nikolaus von der Flühe und Arnold von Winkelried. Goethe und seine Begleiter traten im Gasthof ‚Zur Krone' ein, der der Kirche gegenüber an einem hübschen Platze lag. In der Mitte dieses Platzes stand ein Brunnen mit einem steinernen Winkelried, der die Speere in seinen Armen zusammendrückt. In der Stube des Gasthofs hing das Bild des Nikolaus von der

Flühe. Es lag auch ein neueres Buch da über die besondere Geschichte des Freistaats Unterwalden, und Goethe machte sich im Lesen die Heiligen, Helden, Staatsmänner und merkwürdigen Frauen des Landes deutlich. Im Ort selbst gefielen ihm die Spalierbirnen an den Häusern; solche saftreichen, aufgeschwollenen Birnen hatte er kaum irgendwo gesehen.

Am andern Morgen wanderten sie wieder dem See zu, jedoch nicht den gestrigen Weg, sondern nach Stans-Stade. Wieder neue Gemälde taten sich hier und da, als sie zu Schiff gestiegen waren, auf, zumal als sie die Mitte des Kreuzes erreichten, das der See bildet. Sie ließen Luzern in seiner Bucht links liegen und steuerten nordöstlich nach Küßnacht zu. Auf der Insel Altstadt, an der sie vorbeikamen, mußte die Raynalsche Säule stehen, wenn sie noch zu erkennen war; aber unsere Freunde sahen sich vergeblich danach um und freuten sich sogar, daß sie sie nicht mehr fanden. Goethe hatte den französischen Abbé Raynal, einen berühmten freidenkerischen Schriftsteller, in früheren Jahren selber gesehen und gesprochen. Dieser Raynal hatte sich, als er die Schweiz besuchte, verwundert, daß er nirgends ein Denkmal für die Stifter der schweizerischen Freiheit, die ersten Eidgenossen, bemerkte, denn daß ihre Namen in den Herzen ihrer Nachkommen eingegraben waren, genügte ihm nicht. Was die Schweizer versäumt hatten, konnte der geistreiche Franzose nachholen: auf diese Weise ward ja auch sein Name verewigt! So ließ er 1783 auf einer Insel, wo viele Reisenden vorbeifuhren, eine Pyramide errichten mit einer lateinischen Inschrift, die mit Waltero Fürst Uraniensi, Vernero Staufach Switensi, Arnoldo Melchthal Subsylvaniensi anfing und natürlich schloß: obeliscum hunc Guilelmus Thomas Raynal natione Gallus proprio sumtu erigi curavit. Die 40 Fuß hohe, dünne Steinsäule machte sich in der großen Umgebung läppisch; sie endigte in einem vergoldeten Pfeile, an dem Tells Apfel steckte: der Wettergott aber hielt diese Einrichtung für einen Blitzableiter und schickte so viele Blitze, daß bald nur ein Trümmerhaufen dalag. Und daraus bauten sich dann die Nachbarn Käsekeller und Ziegenställe.

Auch als Küßnacht erreicht war, belebte sich das Bild von Goethes neuem Helden Wilhelm Tell noch weiter: die „hohle

Gasse" war ja hier und auch die Kapelle zum Gedächtnis an Geßlers Tod.

Im Gasthof ‚Zum Engel' ward Mittag gehalten, dann ging es den kurzen Weg zum Zuger See. Ein ganz anderes Bild als vorher: sanft abfallende Berge, teilweise nur Hügelland zur Umgebung, angenehme Flächen am See, Zeichen von Weinbau. In Zug kehrten sie zur Nacht im Gasthaus ‚Zum Ochsen' ein, die schönen gemalten Scheiben darin hatte Goethe schon einmal vor vielen Jahren betrachtet. Das Städtchen war alt, aber reinlich und gut gebaut, es war die Töpferstadt für ein großes Gebiet, da es im Gebirge keinen Ton gab. Auch als Stapelplatz für allerlei Handel ward es aufgesucht.

Am achten Oktober, dem letzten Tage der Reise, wanderten unsere Freunde ein angenehmes fruchtbares Tal hinauf nach Baar, dann weiter hinauf zur Siehlbrücke, zur Grenze zwischen Zug und Zürich, zur Höhe des Albis: links sah man noch den Zuger, rechts jetzt den Zürcher See. Nun ging es auf der anderen Seite hinab, über Claußen nach Horgen. Hier ward im ‚Löwen' das festliche Mahl zum Abschluß der Fußwanderung gehalten. An einem warmen Abende fuhr man dann über den See nach jenem Dorfe, das nun auch Goethe wie seine schweizerische Heimat empfand.

❦ ❦

❦

6. Tell und Euphrosyne. 9.–17. Oktober

Am Sonntagabend betraten sie ihre Zimmer in Stäfa wieder. Eine Woche Regenwetter folgte: übel für die Weinlese draußen, aber ganz behaglich für unsere Gelehrten, die jetzt, einzeln oder gesellt, in ihrem Museum arbeiteten. Sie lasen, ließen sich vorlesen, grübelten, disputierten und wurden immer wieder einig. Goethe hatte jetzt auch das Seinige beigetragen, dies Bauernhaus wissenschaftlich auszustatten: ganze Kisten voller Steine, die er unterwegs teils gekauft, teils selbst gebrochen und gefunden hatte, wurden geordnet und wieder verpackt; es waren dreiunddreißig Gebirgsarten und zweiundzwanzig andere Mineralien, zumeist in mehreren Stücken: Granit, Glimmerschiefer, Talkgestein, Gneiß, Quarz, Chlorit, Breccien, Kristalle, Granaten, Zeolith, Adularien usw. Nun waren auch die sonstigen naturwissenschaftlichen, geographischen, die ökonomischen und politischen Bemerkungen, die er gemacht hatte, festzuhalten. Sie waren schließlich zu vertiefen durch eine Vergegenwärtigung der früheren Jahrhunderte, der Geschichte dieser merkwürdigen Gegenden. Goethe versenkte sich namentlich in des Ägidius Tschudii, gewesenen Landammanns zu Glarus, Chronicon helveticum, das in einem sehr altfränkischen Deutsch die Erzählungen der noch älteren Vorfahren wiedergab. Ein Kupfer gegenüber dem Titel dieses Werkes zeigte den Tell vor dem bösen Geßler und Tells Knaben mit dem Apfel auf dem Kopfe. Goethes Wunsch, eben diesen Gegenstand als Dichter zu behandeln, wuchs beim Lesen dieser treuherzigen Geschichten noch an. Ein Gedicht in Hexametern sollte es werden, und zwar trotz der tragischen Vorgänge in einem heiteren Sinne gehalten. Geßler sollte nicht immer ein höhnischer Tyrann, sondern mitunter ein menschlicher, freundlicher Mann sein, wenigstens gegen die Weiber. Tell erschien keineswegs als ein Patriot und Politiker, sondern als ein Vertreter des in nächster Nähe der Natur lebenden arbeitsamen, lasttragenden, harmlosen, unbesonnenen, groben und rechtschaffenen Volkes, als eine Art Bär, ganz ähnlich den beiden Wallisern, die ihn und den Herzog

einst über die Furka nach Realp gebracht hatten. Dergleichen Männer schauen gleichgültig oder lächelnd dem ausländischen Herrenvolk zu, das sich brüstet und daher prunkt und neue Rechte herausnimmt; sie schauen zu, bis so ein anmaßender Geck eines Tages in ihr eigenstes Gebiet eingreift: dann schlagen sie ihn tot oder, wenn sie gerade gute Schützen sind, erlegen sie ihn, wie man ein Stück Wild erlegt.

Ein anderer poetischer Stoff aber drängte sich zunächst vor. In den Briefen aus der Heimat las Goethe, daß ein junges Weib von neunzehn Jahren, Christiane Becker, geborene Neumann, gestorben war. Ein Schauspielerkind, von Goethe selbst nach ihres Vaters frühem Tode zur Schauspielerin gebildet, ein paar Jahre die beste Darstellerin der weimarischen Bühne, unter manchen verdrießlichen Menschen ein liebenswürdiges, gelehriges Wesen! Wenn Goethe das ihm einst vom Herzog vorläufig übertragene Amt eines Theaterdirektors bisher noch beibehalten, so hatte diese begabte Schülerin zu den Kräften gehört, die ihn immer wieder gern zu Thaliens Tempel zogen. Ihre Gestalt hatte er oft vor sich gesehen, wenn er neue dramatische Arbeiten plante oder ausführte. Nach den Jahren der ersten Blüte war diese Anmutige, die leider viel zu früh in die Ehe gegeben war, rasch verwelkt; Goethe wußte, als er von Weimar abreiste, daß der Tod schon seine Hand auf sie gelegt hatte; als er in den letzten Wochen die Gebirge durchstrich und zuweilen an die Lieben zu Hause dachte, mochte ihn wohl ein Schauer anwehen, wenn er sich sagte, daß Euphrosyne vielleicht nicht mehr unter den Lebenden sei. Euphrosyne: so nannte er sie gern nach einer ihrer Rollen. Nun war sie wirklich schon zu Grabe getragen worden, und er las von der Totenfeier, die ihre Bühnengenossen ihr veranstalteten. Einst hatte er einen andern Unersetzlichen, den Theatermeister Mieding, in einem großen Gedichte gefeiert und mit ihm zugleich die beste Schauspielerin von damals, Korona Schröter, geehrt; jetzt schien ihn Euphrosyne zu bitten: Laß auch mich nicht ganz von dieser freundlichen Erde verschwinden! Er dachte an den im Volke verbreiteten Glauben, daß Seelen, die eben den Körper verließen, sich zuweilen ihren entfernten Freunden kund-

getan haben, er malte sich aus, daß diese junge Sterbende ihm im Gebirge erschienen sei. Zwischen dem Vierwaldstätter See und dem Gotthard. In jener Wolken- und Nebelwelt gab es Lichtwirkungen genug, die man als Geistererscheinungen deuten konnte. Der Dichter malte sich in seiner Phantasie ein solches Bild. „Abends Schneefelsen – Sonnenblick in den ziehenden Nebel – Rötliche Gestalt." Er glaubte sie anzureden, dann antwortete sie ihm, sie erinnerte ihn an alle Liebe, die er schon dem Kinde, dann der Schülerin erwiesen, und bat ihn: Erhalte du mein Gedächtnis, nun da ich in Proserpinas dunkles Reich versinke!

Rasch bildete sich das Gedicht in den Hauptzügen, seine eigene Alpenwanderung und jene Theatererinnerungen waren zu verbinden. Frisch waren ja noch die Abendstunden der letzten Reise.

Auch von des höchsten Gebirges beeisten, zackigen Gipfeln
  Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Tal und die Pfade des Wandrers,
  Der am tosenden Strom auf zu den Hütten sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung,
  Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden, daß er auch heute
  Segnend kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber
  Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
  Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort!
Näher wälzt sich die Wolke: sie glüht! Ich staune dem Wunder:
  Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir? Und welche der Musen
  Suchet den treuen Freund selbst in dem grausen Geklüft?

Eine Irdische ist es in dem heiligen Augenblicke, wo sie aufhört, irdisch zu sein! Und diese Gestorbene war doch eben noch ein Kind gewesen! Ach, wie vereint sich so ein frühes Absterben mit der ewigen, großen Ordnung, die gerade der denkende Bergwanderer überall wahrnimmt?

Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz:
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz, doch über des Menschen
Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Los!



7. Die letzten Tage in Stäfa. 17.–22. Oktober

Fertig wurde das Gedicht nicht: dazu gab es in Stäfa doch zu viel Zerstreuung. Briefe waren zu bedenken, darunter zwei neue Schillersche Schreiben, die, wie immer, von Gedanken und auch Neuigkeiten Gewicht hatten. Antworten waren zu diktieren. Auch der Entwurf zu einer Abhandlung über die Gegenstände der bildenden Kunst: über nichts hatten sich Goethe und Schiller und ebenso Goethe und Heinrich Meyer in letzter Zeit häufiger beraten als über die rechten Gegenstände für die einzelnen Kunstarten oder die rechte Kunstform für den einzelnen Gegenstand. Das ist ja fast die Hauptfrage für jeden Künstler: Was darf ich unternehmen und woran darf ich meine Kräfte nicht vergeuden? Unsre Freunde fühlten für sich jetzt festen Boden unter den Füßen. Schiller hatte eine große Ballade ‚Die Kraniche des Ibykus' eben beendet und bereitete ein Schauspiel ‚Wallenstein' vor; Goethe schritt von seiner ‚Dorothea' zum größeren epischen Stoffe ‚Tell' vor, und Heinrich Meyer, dessen produktiver Trieb schwach war, versuchte mit Goethe zusammen eine Umwertung der bekannten Werke bildender Kunst. Vorläufig hielt er Goethen allein Vorträge über die besten Bilder und Plastiken zu Rom und Florenz, viele davon hatte er, Meyer, erst selber irgendwie entdeckt, nämlich zuerst beachtet und ihrem Verdienste nach erkannt.

Goethe erfreute sich nun an allen diesen Schätzen mit. Nur Weniges davon konnte Meyer durch Zeichnungen deutlich machen, in der Regel mußte die Beschreibung durch Worte in der Phantasie des Anderen den Eindruck solcher Kunstwerke erwecken — so gut es ging, Goethe, wie alle Kunstfreunde seiner Zeit, war an diesen sehr kargen Behelf gewöhnt und fähig, ihn zu genießen.

Doch nicht den ganzen Tag verbrachten die Freunde in Italien, da man jetzt in Stäfa am Zürichsee saß oder herumging, so war es Aufgabe, diesen Ort, diese Landschaft ins Schriftliche, Mitnehmbare, Mitteilbare zu übersetzen. Schon vor seiner Alpenfahrt hatte Goethe eine genaue Beschreibung der Aussicht vom Balkon seines Zimmers mit nach Weimar gesandt: „Links die Straße durchs Ort, an der andern Seite derselben mit Mauer erhöhter Weingarten und Brunnen, weiter in eine artige Hecke eingezäunte Besitztümer, Feld mit gelben Rüben, ein größeres mit weißen Rüben, keimende neue Saat, bestellte Flecke, umgrabene Flecke, schwarzer Boden" ... und so weiter bis zu den kahlen Bergen am Wallenstädter See. Und danach folgte die Darstellung der rechten Straßenseite. Aber jetzt erst diktierte er die Stichworte zu einer gehörigen Schilderung des Ortes und der Gegend:

Kein Haus hat einen Hof. Raum ums Haus. Mist. Holzstätte. Man sieht keine Kühe als einzelne auf abgemähten Wiesen. Schöne Sandplatten. Mangold. Große Rüben. Erdäpfel fürtrefflich. Kohl nicht so gut. Saure Wiesen, mit Fleiß. Röhrich gegen den See zu. Torf-Fabrikation. Wohlhabenheit. Viel Wäsche. Gemeine Waschküche. Gemeine Keltern. Birn an den Häusern. Stackete. Zäunchen. Gras der Wege in den Weinbergen. Ganze Weinberge mit grünem Futter. Mosaikpflaster. Hecken und Anlagen derselben. Reinlichkeit des Gottesackers. Gepflasterter Weg. Gossen von gehauenem Stein. Wenig Gräber. Das Übrige alles flache, genutzte Wiese. Kaum ein paar Grabtafeln. Überhaupt Glätte der Matte. Keine Spur eines Maulwurfshügels. Wo sich einer zeigt, sind die Kinder beschäftigt, das Loch mit Wasser auszugießen. Kleiner Bach. Gewerbe daran. Färber, Gerber, Mühlen. Öffentliche Abtritte. Erste Anlage der Weinberge. Fischer-Privilegium. Hauptfahrstraße. Fußsteige, größere, kleinere.

Keine Spur von falschem Ästhetischen. Gelbe Weiden niedrig gehalten. Die Ruten zusammengebunden, daß sie im Grase nicht hindern. Schmale Graben, die Gleise am Weg, das Wasser abzuführen.

Schweinsbohnen. Kultur derselben und Abwechslung mit Korn und Rüben. Zangen in den See hinein gegen den Wind: sollten öfter angebracht werden. Versenkung alter Schiffe zu versuchen.

Das Eigentümlichste und Wichtigste, worüber der Beschreiber dieser Gegend, der Volkswirt, Statistiker und Moralist, ins Klare kommen mußte, war ihr Hausfleiß: die Spinnerei und Weberei mit allem Zubehör. Aber gerade Das war ein zu großes Kapitel, als daß Goethe es jetzt neben so vielen andern Gegenständen hätte bewältigen können; er sammelte nur einige äußere Erscheinungen davon in die Speicher seines Gedächtnisses. Praktisch nahm er diese Industrie aber auch: er kaufte Kleiderstoffe und Tücher für seinen Schatz daheim und die übrigen Pflegerinnen seines Haushalts; gerade das Beste jedoch, die Musselinen, mußten aus Sankt-Gallen besorgt werden.

Es ließ sich übrigens vortrefflich arbeiten hier im Dorfe unter Fremden, die man nicht zu beachten brauchte. Man hätte hier wohl den ganzen Winter ausharren können. Leider waren aber die zu Gebote stehenden Zimmer nicht gut warm zu halten. In Zürich dagegen wäre man auch darin bei Herrn Ott ‚zum Schwert' sehr wohl versorgt gewesen, aber dort hätte Goethe nicht einfach ein fremder und sein freier Herr sein können. Ja, warum dachte er denn über solche Fragen nach? An seine Christiane hatte er doch schon vor Wochen von Zürich aus geschrieben: er möchte jetzt am liebsten ihr im grünen Alkoven gute Nacht und guten Morgen bieten und sein Frühstück aus ihrer Hand empfangen! Zwei Seelen wohnen gerade dem Reisenden oft in der Brust; er sehnt sich nach Menschen oder Dingen der Heimat zurück und genießt doch auch das Entferntsein und strebt immer noch nach neuen Eindrücken. Goethe hatte sich nun seit Jahren auf einen langen Aufenthalt in Italien äußerlich und innerlich eingerichtet; da fiel ihm das Umkehren sauer. Allerdings waren die Wege nach Süden jetzt durch die Kriegsheere versperrt: aber bis zum Frühjahre konnte sich Vieles ändern. Und es ließ sich wirklich

kaum beurteilen, wo man übers Jahr am meisten unter den Sünden der Regenten und Politiker zu leiden haben würde. Schließlich kam Goethe auf den Gedanken: er täte vielleicht gut, sein Unterwegssein trotz seiner Arbeitspläne in die Länge zu ziehen.

Es würde nämlich nicht schwer werden, sich so einzurichten, daß man auf der Reise selbst mit Sammlung und Zufriedenheit arbeiten könnte. Wenn sie zu gewissen Zeiten zerstreut, so führt sie uns zu andern desto schneller auf uns selbst zurück. Der Mangel an äußeren Verhältnissen und Verbindungen, ja die Langeweile ist Demjenigen günstig, der Manches zu verarbeiten hat. Die Reise gleicht einem Spiel: es ist immer Gewinn und Verlust dabei, und meist von der unerwarteten Seite. Man empfängt mehr oder weniger, als man hofft. Man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genötigt, sich einen Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar: sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

Im Einpacken war man schon begriffen, als nächstes Ziel nach Zürich lockte Basel, dessen Kunstwerke nähere Betrachtung verdienten. Dort aber begannen die Straßen sowohl nach Frankfurt wie nach Frankreich und Paris, wo erst recht die Fülle der Kunstschöpfungen aus alter und neuer Zeit auf Goethe warteten. Wohin also? Vorläufig mußte man wohl die neuen Nachrichten von den Kriegsschauplätzen abwarten und von Tag zu Tag leben.

Auf eine Regenwoche folgte am 16. Oktober schönes Wetter. Es ward zu einem Besuche bei Herrn Escher in Herrliberg benutzt. „Hier muß man tanzen" sagte Goethe, als er in den großen Saal des Hauses trat, an dessen Rückwand eine Orgel stand. Und er ging im Tanzschritt durch den ganzen Raum. Dies Bild prägte sich einem Knaben ein, der später der große Maschinenfabrikant Jakob Escher wurde.

Der 17. Oktober war ein Festtag in Stäfa: die ‚Aldobrandinische Hochzeit' kam an! Unter allen Kopien, die Meyer in Italien gemacht, war Diese die größte, kostbarste, wichtigste, und gerade sie schien unterwegs verloren gegangen zu sein, vielleicht, so konnte man fürchten, hatten irgendwo die französischen Soldaten die Kiste und das große Bild zum Feuermachen gebraucht!

Jetzt aber war das Bild doch „dem weit und breit gewaltigen Buonaparte glücklich entronnen" und auf dem Umwege über Triest, Villach und Konstanz an den Züricher See gelangt! Es war ein Bild von 8 Fuß Breite und 3½ Fuß Höhe, in Wasserfarbe gemalt, sozusagen eine wissenschaftliche Kopie, denn das Original, ein altrömisches Freskogemälde, offenbar nach griechischer Vorlage, war leider so oft restauriert worden, daß nur ein Gelehrter wie Meyer die ursprüngliche Beschaffenheit erkennen und wiedergeben konnte. Man hatte dies Bild vor rund zweihundert Jahren zu Rom in den ehemaligen Gärten des Mäcenas gefunden; die zehn Figuren darauf stellten sicherlich eine Hochzeitsfeier dar, weshalb dann das Bild, da sein erster Besitzer ein Fürst Aldobrandini war, die Aldobrandinische Hochzeit genannt wurde. Über die Bedeutung der einzelnen Gruppen, Personen und Handlungen konnten die Gelehrten und Künstler vortrefflich streiten; auch Meyer hatte während seiner langen Arbeit an der Kopie einen eigenen Kommentar dazu geschrieben. Jedenfalls zweifelten er und Goethe nicht, daß sie eins der vortrefflichsten Gemälde aller Zeiten vor sich hätten; auch zu ihren eigensten Ansichten in der Farbenlehre stimmte es vorzüglich. Unter dem Bilde ging ein geheimnisvoller Strich her, dessen Farben mannigfaltig und fast so waren, wie sie das Licht durch ein Prisma an die Wand wirft. Sollte damit der Maler den Farbenakkord seines Bildes gezeigt haben? Der Hauptgrund, weshalb das Bild so große Ehrfurcht erweckte, war aber zweifellos der Umstand, daß Goethe und Meyer antike Malerei so großen Umfangs und so leidlicher Erhaltung sonst nicht kannten. Sie setzten es in die Zeit des Titus, also kurz nach Christus. Goethe war sofort entschlossen, dieser Arbeit Meyers — sollte man sie Kopie oder Wiederherstellung nennen? — in seinem eigenen Hause den Ehrenplatz einzuräumen.

Der erste Gast, der das Bild hier in Stäfa noch sah, war zufällig Einer, der es schon kannte: der junge Escher. Dann ward es eingepackt, wie alle Schätze, Bilder, Papiere, Steine (ein paar Zentner!) eingepackt wurden. Am 20. Oktober wollte man zu Schiff abreisen; ein starker Gegenwind verhinderte es.

Am nächsten Tage geschah dann der Abschied wirklich. Aber nur bis Herrliberg ging es heute, da Herr Escher noch einmal einen ganzen Tag die Freude haben wollte, solche hochgeachtete Männer zu bewirten und ihnen seinen Besitz zu zeigen. Am Sonntagmorgen besah Goethe dann auch besonders Eschers Mineralien, die sehr schöne „Suiten" der Schweizer Gebirge zeigten.

Bald danach stand er dann wieder einmal an einem Fenster des bekannten Gasthofs in Zürich: vor ihm die Limmat, die mit großer Gewalt aus dem See herausschießt, dann der See selbst und in der Ferne die mit Schnee bedeckten Berge von Glarus, Schwyz und Unterwalden.



8. Abschied von Zürich. 22.–26. Oktober

Am späten Nachmittag las er die Briefe aus der Heimat, die Herr Ott für ihn aufgehoben hatte. Noch immer fehlten die ersten fertigen Exemplare der ‚Dorothea' und des neuen ‚Musenalmanachs'; nur in Aushängebogen hatte er sie bisher erhalten. Dagegen sah er nun endlich die krausen Schriftzüge seines Christelchens vor sich liegen; sie hatte ihm zwar seit ihrer Trennung fleißig geschrieben, aber die alte Mutter in Frankfurt, die diese Briefe nach Tübingen an den Herrn Cotta weiterleiten sollte, hatte sie schön bei sich selber aufgehoben, bis ihr Sohn sie schriftlich fordere oder selber abhole. Nun endlich hatte ihm die Geliebte geradenwegs nach Zürich ihre Briefe gesandt. „Habe jetzt nur noch ein wenig Geduld" antwortete er ihr, „denn ich komme bald wieder." Ihre Furcht war immer das ferne Künstlerland im Süden gewesen; also versicherte er noch einmal:

Der Gefahr wegen hätte ich wohl nach Italien gehen können, denn mit einiger Unbequemlichkeit kommt man überall durch; aber ich konnte mich nicht so weit von Euch entfernen. Wenn es nicht möglich wird, Euch mitzunehmen, so werde ich es wohl nicht wiedersehen.

Unter den Briefen im Gasthofe war auch einer von Barbara. Goethe hatte ihr vor einer Woche seine glückliche Heimkehr aus den Bergen mitgeteilt, von seinem geplanten Tell-Epos gesprochen und das Gedicht ‚Schweizer-Alpe‘ beigelegt. „Du wirst nun kommen“ hatte sie ihm dann zur Antwort nach Stäfa geschrieben: „Du wirst nun kommen, um zu gehen! O möge dazwischen sich eine Stunde finden, von der wir beide sagen: »Sie kam, die rechte!« Eine Stunde ruhiger, vertrauensvoller Mitteilung, die die lange Vergangenheit vergütet . . .“ Aber kommen solche Stunden, wenn man sie mit Gewalt herbeirufen will?

Ihr Zettelchen von heute war eine Einladung zur Abendsuppe. Er ging hin. Der Prediger Geßner war bei „Mamma“, als Goethe dort eintrat, und hatte schon voller Erwartung auf diesen Großen, Umstrittenen nach ihm ausgeschaut. Das Gespräch entwickelte sich denn auch zumeist zwischen den Männern. Die stille Barbara war glücklich, ihnen zuzuhören. Über den Philosophen Fichte sprachen sie: er war hier im ‚Schwert‘ Hauslehrer gewesen, ehe er von sich reden machte, und hatte auch eine Zürcherin zur Frau. Dann von andern Gelehrten, und schließlich über das französische Volk, das der übrigen Menschheit seit zehn Jahren so viel zu denken und zu schaffen machte. Goethe erzählte von seiner Teilnahme an dem unglücklichen Feldzuge von 1792 und sprach vom Kriege überhaupt, die Zuhörer bewunderten seine äußerst feinen philosophischen Bemerkungen. Geßner, der ihn zum Gasthof zurückbegleitete, schaute verehrend zu ihm auf. „Stirne und Augen Moses, lauter Geist und Feuer“ schrieb er über das Äußere Goethes nieder, nur „im Munde etwas Verzogenes, woran er selbst muß schuld sein.“

Als Geßner heimkam, erzählte ihm seine Frau: der Papa, Lavater, sei dagewesen und habe auch in den Schönenhof gehen wollen, um den Widersacher zu einer Aussprache zu nötigen. Sie habe ihn sehr gebeten, es doch nicht zu tun, und er habe sich diesmal bereden lassen.

Am andern Morgen begegnete Geßner seinem Schwiegervater, der ihn sogleich fragte, ob er Goethe gesehen. Lavater hörte dann auch Geßners Bericht ganz ruhig an und nahm es dem jungen

Manne gar nicht übel, daß ihm der berühmte Gast so großen Eindruck machte. Er selber war noch immer willens, eine Erklärung mit Goethe herbeizuführen, war er sich doch keines Unrechts gegen den ehemaligen Freund bewußt: Dieser sollte rundheraus sagen, warum er ihn hier vor aller Welt durch seine Nichtachtung beleidige. Also ging er hin zum ‚Schwert' und zu Goethes Zimmer. Aber die Tür war verschlossen, der Gast gerade ausgegangen. Lavater schrieb seinen Namen mit Kreide auf die Stubentür. Würde Goethe nun seinen Besuch erwidern? Die Tage vergingen: Goethe ließ sich nicht sehen, nichts von sich hören!

Eine Ahnung hatte ja auch Lavater, daß es sich hier um mehr als einen persönlichen Bruch handelte; aber klar sah weder er selber noch auch seine Umgebung. „Zwischen uns kann und darf nicht Freundschaft sein" hätte ihm Goethe erklären müssen; „wir gehören zu zwei verschiedenen Heerlagern, die sich stets bekämpft haben und auch stets bekämpfen müssen, um ihre Ehre vor sich selber zu behalten und ihre Fahne nicht zu verraten. Es dürfen nicht Höflichkeiten gewechselt werden zwischen uns Heiden und euch Jesusjüngern. Predige du Sanftmut und Liebe; ich will ein wahrhaftiger Mensch sein und lieber hart als halb!"

„Saulus ist Paulus geworden" tröstete sich Lavater; „Goethe kann wohl noch ein Christ werden, so sehr er über dies Wort lachen würde."

Aber in diesen Tagen strich er den bösen Mann doch endgültig aus der Liste seiner Freunde aus.

Goethe machte am Montag und Dienstag eine Reihe von Besuchen. Teils meinte er dabei mehr die Naturalien- und Kunstsammlungen als ihre Besitzer, aber einige Männer und Frauen suchte er auch um ihretwillen auf. Er ging zu Lavaters Bruder Diethelm, den Arzt, seiner Steinsammlung wegen; er sah Lavaters Tochter Nette, als er ihren Gatten besuchen wollte; er sah Wielands Tochter Charlotte, die seit zwei Jahren hier an den Buchhändler Heinrich Geßner, den Freund und Verleger Pestalozzis, verheiratet war; im vorigen Jahre hatte ihr alter Vater längere Zeit bei ihr gelebt. Er besuchte Füßlis Brüder,

die Kunsthändler, und ging auch ins Rathaus, um das Gemälde des Rütlischwurs zu sehen, welches „der Londoner Füßli" seiner Vaterstadt geschenkt hatte. Einen jungen Maler Friedrich Mako aus Ansbach begrüßte er, weil Mako ein naher Freund des jungen Escher war. Mit dem alten Philologen und Schulmann Hottinger verstand er sich jetzt gut: einst waren er und Lavater erbost auf diesen Gegner gewesen. Auch zum Antistes Heß ging er als zu einem Bekannten von 1775 her; Antistes besagte: Vorsteher der Landeskirche. Zu dem Mediziner und Naturforscher Professor Rahn führte ihn die Mineralogie; bei Professor Fäsi und Hauptmann Bürkli mußte er sich für ihre Büchergeschenke bedanken, die ihm zur besseren Kenntnis der Schweiz dienlich gewesen waren.

Schon am Montagabend stellte er sich wieder bei Frau Schultheß ein; ihr Sohn Geßner war auch wieder da. Das Gespräch verlief anfangs sehr literarisch, über Vossens Homer-Übersetzung, Goethes ‚Dorothea' und über epische Dichtungen überhaupt; der Prediger Geßner hatte nämlich ein biblisches Epos, dessen Heldin Ruth war, drucken lassen und erbat Goethes Rat und Urteil. Bei Tische kam man dann aber auch auf das buntere „Allerlei".

Am Mittwoch, dem 25. Oktober, besuchte Goethe seine alte Freundin zum letzten Male.

Am Donnerstag fuhr er morgens um acht Uhr ab von Zürich, über Bülach und Eglisau, wo er im ‚Hirschen' Mittag hielt; aus den Zimmern dieses Gasthofes hatte man einen sehr schönen Blick auf den in der Tiefe fließenden Rhein. Als man sich später dem Rheinfall näherte, stieg er aus und schickte den Wagen voraus. Er ging zu Fuße hinab, das geliebte Schauspiel noch einmal in sich aufzunehmen. Die Abenddämmerung brach ein, und bei halber Nacht mußte er auf einem bösen Fußwege nach Schaffhausen gehen. Das war seine letzte Wanderung in der Schweiz.

„Repassiret Lottstaedten am 26. Octobris 1797 über Schaff Haussen" hatte man ihm heute auf seinen Paß geschrieben. Am nächsten Morgen kam das Letzte dazu: „Passiret zu Hiltzingen am 27. Octobris 1797."

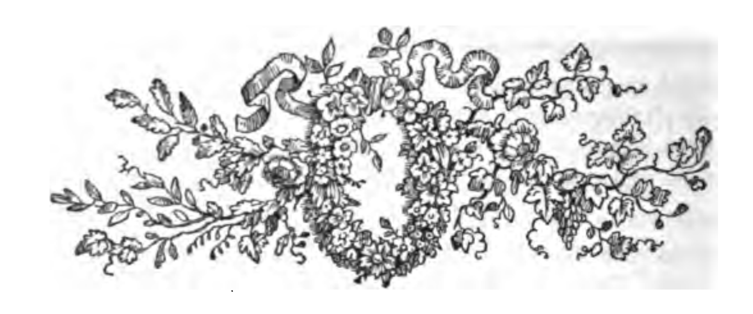
Und nun ging es unter des schwachen deutschen Kaisers Schutz nach Tuttlingen, Tübingen, Stuttgart, Ellwangen, Dinkelsbühl, Schwabach und Nürnberg, wo ein längerer Aufenthalt die bei dieser Jahreszeit sehr anstrengende Fahrt unterbrach.

In Zürich saß die treue Barbara und seufzte.

Nun ruckst Du fort und immer weiter, und Deine Erscheinung ist vorüber! Mein Lieber, ich danke Dir Vieles. Du hast mir Vieles zurückgelassen. Doch waren die Tage nicht Konstanzer Tage! Die Schuld mag an mir liegen — und auch nicht an mir. Ich weiß nicht, was Deiner „stummen Freundin" so oft noch mehr die Lippen zudrückte. Ach, ich weiß nicht, warum mir die Freude nicht ward, Dich recht in meinen häuslichen Kreis, in dem mir so wohl ist, hineinsehen zu lassen. Verzeih, daß ich Dir klage, über mich klage, und sage mir bald ein Wort, das mich wieder mit mir selbst zufriedner macht. Nimm meine Partie gegen mich! Ob Du mich dabei auch gleich lieb behalten mögest.

Wandtest Du Dich noch um gegen unsere Gebirge, die sich Dir am letzten Tage noch so klar darstellen wollten?





V. Nachklänge. 1797–1832

1. Umsturz, Lavater und Pestalozzi

Als Goethe am letzten Tage in Zürich noch einen Brief an Schiller schrieb, bedauerte er, daß er wegen der Jahreszeit die Abreise nicht weiter verschieben dürfe; er hätte noch gern einen Monat daran gewandt, sich über die politischen Zustände und Vorgänge zu unterrichten. „Es ist wunderbar," meinte er, „wie alte Verfassungen, die bloß auf Sein und Erhalten gegründet sind, sich in Zeiten ausnehmen, wo Alles zum Werden und Verändern strebt."

Schon hatten die Neufranken angefangen, kleine Stücke von der alten Eidgenossenschaft abzureißen. Im Dezember ging der nördliche Jura verloren; in den ersten Monaten von 1798 vereinigte sich Genf mit der französischen Republik, und das Waadtland warf die Herrschaft Berns ab; französische Soldaten rückten sogleich ein. Jetzt stürzte auch in Basel, Solothurn, Freiburg, Luzern, Zürich und Schaffhausen das patrizische Regiment zusammen. Das reiche Bern wurde von den Franzosen überwältigt, und der so viele Jahre treu gehütete große Staatsschatz fiel den Räubern in die Hände. Ein französischer General proklamierte im Einverständnis mit vielen schweizerischen Unruhestiftern die

Helvetische Republik, nämlich einen Einheitsstaat, in dem die vormals völlig selbständigen Kantone bloße Verwaltungsbezirke wurden. Ein Direktorium von fünf Männern sollte nun die ganze Schweiz verwalten; das Volk war durch einen Senat und Großen Rat an der Regierung ein wenig beteiligt. Das alles ging nicht ohne schwere Kämpfe vor sich; namentlich die Schwyzer leisteten bei Schindelleggi heftigen Widerstand und ebenso die Unterwaldner bei Stanz. Dieser freundliche Ort ward nach einem greulichen Morden eingeäschert. Die Helvetier waren nun in zwei Parteien gespalten: als auch ein zweiter Ort, den Goethe fünfmal besucht hatte, Altdorf, abbrannte, diesmal ohne Mitwirkung der Kriegsfurie, freuten sich die andersgesinnten Nachbarn über das Unglück in Uri, denn die Politik zerstört den Gemeinsinn!

Die neue Schweiz hatte ein Bundesverhältnis mit Fankreich eingehen müssen; nun mußte sie es sich gefallen lassen, daß sie schon im Jahre 1799 ein Kriegsschauplatz der europäischen Mächte wurde. Von Westen her drangen die Neufranken ins Land, von Osten her Österreicher und Russen; ja es ereignete sich das Wunderbare, daß auch aus Italien, über den Gotthard, die Russen in großen Scharen eindrangen, angeführt von dem berühmten siebzigjährigen Suworow. Namentlich um Zürich herum bewegte sich der Kampf zwischen diesen fremden Heerhaufen.

In den Strudel dieser Ereignisse ward auch der alte Pfarrer an der Peterskirche noch gerissen. Leidenschaftlicher Patriot und Menschenfreund, wie Lavater immer gewesen war, wandte er sich wiederholt an und gegen die neuen Regenten, wo sie ihm Unrecht zu begehen schienen. Schließlich kam er in den Verdacht, als stehe er in Einvernehmen mit den Landesfeinden der französischen Partei: mit Rußland und Österreich. Er wurde als kranker Mann in Baden, wo er Heilung suchte, verhaftet und nach Basel weggeführt, erlangte aber nach wenigen Wochen seine Freiheit wieder. Als er dann nach Massenas Eroberung der Stadt zu helfen und zu vermitteln suchte, ward er von einem törichten oder nichtswürdigen Soldaten angeschossen. Durch diese Verwundung hatte er fünfviertel Jahr die heftigsten Schmerzen und

ein schweres Siechtum. Am 2. Januar 1801 starb er. Allen Freunden und guten Bekannten hinterließ er liebevoll ausgedachte schriftliche Abschiedsworte; für Goethe aber war kein letzter Gruß dabei.

Dieser urteilte mit der Zeit doch etwas milder über diesen verstorbenen Freund, und wenn er öffentlich von seinen eigenen und Lavaters jüngeren Jahren erzählte, deutete er die Schattenseiten dieser Lichtgestalt nur noch schwach an. In die ersten Teile seiner Lebensgeschichte ‚Dichtung und Wahrheit' malte er Lavater als einen schönen und liebenswerten Mann hinein. „Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren." Seine vollständige Meinung sprach er 1829 gegen Eckermann in einem Satze aus: „Lavater war ein herzlich guter Mann; allein er war gewaltigen Täuschungen unterworfen, und die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache: er belog sich und Andere." Weil Dies sein dauerndes Urteil war, so ließ er auch recht harte Stellen gegen Lavater stehen, als sein Briefwechsel mit Schiller und seine ‚Italienische Reise' gedruckt wurden. Ja, auch im ‚Faust' behielt „der Kranich" seinen Platz:

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen,
Darum seht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen. – –

Derselbe Umsturz der schweizerischen Staatsverhältnisse, der für Lavater verhängnisvoll wurde, hob seinen Geistesverwandten, Landsmann und Jugendfreund Heinrich Pestalozzi in die Höhe. Mit zweiundfünfzig Jahren richtete er im abgebrannten Stanz ein Waisenhaus ein; es hatte zwar so wenig Bestand wie Alles, was dieser Träumer bisher angefangen hatte; aber seine Tätigkeit und Gesinnung fanden den Beifall der neuen Herren; sie unterstützten ihn und gaben ihm in Burgdorf eine neue Gelegenheit, Kinder zu erziehen und dabei sein eigenes Unterrichtswesen auszubilden. Nicht lange dauerte es, so ward die Pestalozzische Methode viel gerühmt und viel bekämpft; sie breitete sich in allen deutschen Ländern aus. Goethe, der einst das Basedowsche Treiben

miterlebt hatte, verhielt sich nicht feindlich, aber auch nicht freundlich. Als Pestalozzi, der trotz seiner Erfolge aus der Not nicht herauskam, 1803 auch an ihn einen Ruf um Hilfe zur Herausgabe seiner Schriften richtete, antwortete er nicht. Dasselbe wiederholte sich vierzehn Jahre später. Es scheint, daß eine persönliche Bekanntschaft zwischen beiden Männern bestand; die Gegensätze zwischen ihren Naturen waren aber noch viel größer als einst bei Goethe und Lavater. Doch, davon abgesehen, als Goethe sich gründlich mit dem von Pestalozzi reformierten Schulwesen befaßte – es geschah in Wiesbaden und Frankfurt 1815 – hinterließ es in ihm weniger Bewunderung als ein tiefes Mißbehagen[1]).



2. Schweizerisches in Goethes Schriften

Ein anderer Erziehungsverbesserer erstand sehr bald nach Pestalozzi, und sogar neben Pestalozzi und in seiner nächsten Nähe. Es war der Berner Patrizier Emanuel v. Fellenberg, ein vorzüglich gebildeter und begabter Mann. Er ging von der hohen Politik zur Landwirtschaft über, um im kleinen Bezirk gegen kleinere Hindernisse zu ringen und sicheren Segen zu stiften. Er verband mit seinem Gute Hofwil allmählich eine Reihe von Erziehungsanstalten: für verwahrloste Kinder, für heranwachsende Landwirte, für Lehrer, für junge Mädchen. Dem unpraktischen und fast ungebildeten Schwärmer Pestalozzi, mit dem er sich eine Zeitlang zu verbinden suchte, war er in mancher Hinsicht überlegen. Gute Schulen und Erziehungsstätten waren damals sehr selten; Fellenbergs Ruf drang also auch nach Weimar. Der dortige Herzog, seit kurzem Großherzog, hatte zwei natürliche Söhne von der schönen Schauspielerin Frau v. Heygendorf; der ältere, Karl Wolfgang, war Goethes Patenkind, und ihn ge-

[1]) Gründlich unterrichtet über diese Dinge ein Buch von Karl Muthesius ‚Goethe und Pestalozzi'. Leipzig 1908.

dachte man, als er zehn Jahr alt wurde, nach Hofwil zu schicken. Auch Goethe zog Erkundigungen über diese Anstalten ein, Fellenberg schrieb nun an Goethe, und Dieser bekam die allerbesten Eindrücke. Karl August besuchte seinen Sohn bald selber, als er auf einer Reise nach Mailand durch die Schweiz kam, und konnte danach seinem Freunde Genaueres erzählen. Goethe lernte auch einen vortrefflichen Lehrer dieser Anstalt kennen, auch der berühmte griechische Patriot Kapo d'Istrias, den er von den böhmischen Bädern her kannte, hatte ihm viel darüber berichtet. Und schließlich, im September 1820, kam der älteste Sohn Fellenbergs nach Weimar und gab dem immer gern ausfragenden Goethe ausführliche Schilderungen von seiner engsten Heimat, wo Lehren und Leben, Lernen und Schaffen Hand in Hand gingen, wie nirgends sonst. Aus allen diesen Mitteilungen erwuchs in unserm Dichter, der immer noch seinen ‚Wilhelm Meister' zu vollenden hatte, der Gedanke, Wilhelms Sohn Felix einer liebreich zu schildernden „pädagogischen Provinz" anzuvertrauen. Im zweiten Buche der ‚Wanderjahre' ward der Gedanke ausgeführt.

Diese Wanderjahre behandelte der alte Dichter überhaupt wie ein Behältnis, in das er allerlei Kostbarkeiten nebeneinander legen konnte. So besaß er Beschreibungen des Spinnerei- und Webereiwesens am Zürcher See, die Heinrich Meyer auf seinen Wunsch im Frühjahr 1810 abgefaßt hatte, zehn Jahre später sprach er mit dem gleichen Freunde diesen Gegenstand noch einmal durch und im März 1821 noch einmal. Dann verwob er diese technischen, wirtschaftlichen und volkskundlichen Schilderungen mit einer Erzählung, die man nach ihrem Anfange ‚Das nußbraune Mädchen' nennen müßte. Die Heldin wird in frischer Jugend aus einem Pachthofe im Reiche in die Industriedörfer am Zürcher See versetzt, der Held ist ein Edelmann, der das Mädchen als Kind kannte, als reifer Mann sie sucht und endlich findet, dieser Edelmann Leonardo hat eine sonderbare Leidenschaft zu allen handwerklichen Tätigkeiten und hat außerdem große wirtschaftliche und Auswanderungspläne. Indem Goethe die Geschichte dieser beiden Leute in ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre' hineinschob, versetzte er sich noch einmal ganz in die Einzelheiten

einer schweizerischen Gebirgswanderung, in die Landschaften zwischen dem Gotthard und dem Zürcher Hafen Richterswil.

Da wurden auch noch einmal die Tage und Abende von Stäfa lebendig! Die Freitage besonders, wo nach altem Brauche von den webenden und spinnenden Landleuten die fertigen Arbeiten in der Stadt abgeliefert wurden. Auch Goethe hatte dann abends am Fenster gestanden, die Heimkehrenden zu erwarten.

Wo einer aus der Familie in die Stadt zu Markte gefahren, da sind Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche, ja sogar oft Angst und Furcht rege. Es entsteht Sturm und Gewitter, und man ist besorgt, das Schiff nehme Schaden. Die Gewinnsüchtigen harren und möchten erfahren, wie der Verkauf der Ware ausgefallen, und berechnen schon im voraus die Summe des reinen Erwerbs; die Neugierigen warten auf die Neuigkeiten aus der Stadt; die Putzliebenden auf die Kleidungsstücke oder Modesachen, die der Reisende etwa mitzubringen Auftrag hatte; die Leckeren endlich und besonders die Kinder auf die Eßwaren, und wenn es auch nur Semmeln wären.

Die Abfahrt aus der Stadt verzieht sich gewöhnlich bis gegen Abend. Dann belebt sich der See allmählich, und die Schiffe gleiten, segelnd oder durch die Kraft der Ruder getrieben, über seine Fläche hin. Jedes bemüht sich, dem Andern zuvorzukommen, und Die, denen es gelingt, verhöhnen wohl scherzend Die, welche zurückzubleiben sich genötigt sehen.

Es ist ein erfreuliches, schönes Schauspiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel desselben, mit den anliegenden Gebirgen vom Abendrot erleuchtet, sich warm und allmählich tiefer schattiert, die Sterne sichtbar werden, die Abend-Betglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser widerscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut. Das reiche Gelände flieht vorüber; Dorf um Dorf, Gehöft um Gehöft bleiben zurück. Endlich in die Nähe der Heimat gekommen, wird in ein Horn gestoßen, und sogleich sieht man am Berge hier und dort Lichter erscheinen, die sich nach dem Ufer herab bewegen; ein jedes Haus, das einen Angehörigen im Schiffe hat, sendet Jemanden, um das Gepäck tragen zu helfen.

Wir erinnern uns, daß Goethe zu jener Zeit, als er diese Idyllen mit eigenen Augen in seine bilderfreundliche Seele trank, sich

dachte man, als er zehn Jahr alt wurde, nach Hofwil zu schicken. Auch Goethe zog Erkundigungen über diese Anstalten ein; Fellenberg schrieb nun an Goethe, und Dieser bekam die allerbesten Eindrücke. Karl August besuchte seinen Sohn bald selber, als er auf einer Reise nach Mailand durch die Schweiz kam, und konnte danach seinem Freunde Genaueres erzählen. Goethe lernte auch einen vortrefflichen Lehrer dieser Anstalt kennen; auch der berühmte griechische Patriot Kapo d'Istrias, den er von den böhmischen Bädern her kannte, hatte ihm viel darüber berichtet. Und schließlich, im September 1820, kam der älteste Sohn Fellenbergs nach Weimar und gab dem immer gern ausfragenden Goethe ausführliche Schilderungen von seiner engsten Heimat, wo Lehren und Leben, Lernen und Schaffen Hand in Hand gingen, wie nirgends sonst. Aus allen diesen Mitteilungen erwuchs in unserm Dichter, der immer noch seinen ‚Wilhelm Meister' zu vollenden hatte, der Gedanke, Wilhelms Sohn Felix einer liebreich zu schildernden „pädagogischen Provinz" anzuvertrauen. Im zweiten Buche der ‚Wanderjahre' ward der Gedanke ausgeführt.

Diese Wanderjahre behandelte der alte Dichter überhaupt wie ein Behältnis, in das er allerlei Kostbarkeiten nebeneinander legen konnte. So besaß er Beschreibungen des Spinnerei- und Webereiwesens am Zürcher See, die Heinrich Meyer auf seinen Wunsch im Frühjahr 1810 abgefaßt hatte; zehn Jahre später sprach er mit dem gleichen Freunde diesen Gegenstand noch einmal durch und im März 1821 noch einmal. Dann verwob er diese technischen, wirtschaftlichen und volkskundlichen Schilderungen mit einer Erzählung, die man nach ihrem Anfange ‚Das nußbraune Mädchen' nennen müßte. Die Heldin wird in frischer Jugend aus einem Pachthofe im Reiche in die Industriedörfer am Zürcher See versetzt; der Held ist ein Edelmann, der das Mädchen als Kind kannte, als reifer Mann sie sucht und endlich findet; dieser Edelmann Leonardo hat eine sonderbare Leidenschaft zu allen handwerklichen Tätigkeiten und hat außerdem große wirtschaftliche und Auswanderungspläne. Indem Goethe die Geschichte dieser beiden Leute in ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre' hineinschob, versetzte er sich noch einmal ganz in die Einzelheiten

einer schweizerischen Gebirgswanderung, in die Landschaften zwischen dem Gotthard und dem Zürcher Hafen Richterswil.

Da wurden auch noch einmal die Tage und Abende von Stäfa lebendig! Die Freitage besonders, wo nach altem Brauche von den webenden und spinnenden Landleuten die fertigen Arbeiten in der Stadt abgeliefert wurden. Auch Goethe hatte dann abends am Fenster gestanden, die Heimkehrenden zu erwarten.

Wo einer aus der Familie in die Stadt zu Markte gefahren, da sind Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche, ja sogar oft Angst und Furcht rege. Es entsteht Sturm und Gewitter, und man ist besorgt, das Schiff nehme Schaden. Die Gewinnsüchtigen harren und möchten erfahren, wie der Verkauf der Ware ausgefallen, und berechnen schon im voraus die Summe des reinen Erwerbs; die Neugierigen warten auf die Neuigkeiten aus der Stadt; die Putzliebenden auf die Kleidungsstücke oder Modesachen, die der Reisende etwa mitzubringen Auftrag hatte; die Leckeren endlich und besonders die Kinder auf die Eßwaren, und wenn es auch nur Semmeln wären.

Die Abfahrt aus der Stadt verzieht sich gewöhnlich bis gegen Abend. Dann belebt sich der See allmählich, und die Schiffe gleiten, segelnd oder durch die Kraft der Ruder getrieben, über seine Fläche hin. Jedes bemüht sich, dem Andern zuvorzukommen, und Die, denen es gelingt, verhöhnen wohl scherzend Die, welche zurückzubleiben sich genötigt sehen.

Es ist ein erfreuliches, schönes Schauspiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel desselben, mit den anliegenden Gebirgen vom Abendrot erleuchtet, sich warm und allmählich tiefer schattiert, die Sterne sichtbar werden, die Abend-Betglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser widerscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut. Das reiche Gelände flieht vorüber; Dorf um Dorf, Gehöft um Gehöft bleiben zurück. Endlich in die Nähe der Heimat gekommen, wird in ein Horn gestoßen, und sogleich sieht man am Berge hier und dort Lichter erscheinen, die sich nach dem Ufer herab bewegen; ein jedes Haus, das einen Angehörigen im Schiffe hat, sendet Jemanden, um das Gepäck tragen zu helfen.

Wir erinnern uns, daß Goethe zu jener Zeit, als er diese Idyllen mit eigenen Augen in seine bilderfreundliche Seele trank, sich

dichtend und lesend gern in jene ältere Epoche des Volkes zurückversetzte, die durch die Tellsgestalt bezeichnet wird. Er trug sich noch lange mit dem Stoffe. Daß er seinen Freund Schiller mit diesen Bildern auch entzündete, daß Dieser sein großes Schauspiel, als er im Anfang des Jahres 1802 daranging, sehr bald beendigte und damit große Wirkung auf der Bühne hervorrief, Das war kein Grund, weshalb Goethe seine epische Dichtung hätte aufgeben müssen. Wir erinnern uns, wie er seinen Tell verstand: als „eine Art von Demos", als „einen Lastträger, der Tierfelle über das Gebirge trägt". Die eigentlichen Helden neben diesem unbewußten Riesen hätten Walther Fürst, Stauffacher und ihre Verbündeten sein müssen; in sie hinein malte Goethe das Höhere und Bessere der menschlichen und männlichen Natur, die Liebe zur Heimat, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländischer Gesetze, auch das Gefühl der Schmach, sich von einem fremden Wüstling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu sehen, und endlich die zum Entschluß reifende Willenskraft, ein verhaßtes Joch abzuwerfen.

Sodann gedachte Goethe sich in diesem ruhig-erzählenden Gedichte aber auch an den Landschaftsbildern der Schweiz nachschaffend zu erlaben, an der herrlichen Welt um den Vierwaldstätter See. Im Mai 1827, also dreißig Jahre nach der letzten Schweizer Reise, sprach er gegen Eckermann von dieser Seite des Gedichts:

> Ich sah den See im ruhigen Mondscheine, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich sah ihn im Glanze der lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen. Dann stellte ich einen Sturm dar, einen Gewittersturm, der sich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimlichen Zusammenkünften über Brücken und Stegen.

Eckermann mußte bei diesen Worten an die Terzinen denken, mit denen der zu neuem Leben erwachende Faust die Natur begrüßt, als er in ihrer Einsamkeit nach schwerstem Erlebnis Heilung suchte. „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig": so fühlt sich Faust nach erquickendem Schlafe, und nun blickt er im Halbdunkel des Morgens um sich:

Im Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben,
Talaus, talein ist Nebelstreif ergossen,
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen.
Und Zweig und Äste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duft'gen Abgrund, wo versenkt sie schliefen,
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen:
Ein Paradies wird um mich her die Runde!

Hinaufgeschaut! Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde!
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das später sich zu uns herniederwendet.
Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet,
Und stufenweis herab ist es gelungen:
Sie tritt hervor! und, leider schon geblendet,
Kehr' ich mich weg, von Augenschmerz durchdrungen.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann aber tausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm entsprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig-kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben!
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Ob nicht auch diese Verse auf die Erinnerungen an Tells Heimat zurückgingen, fragte Eckermann. Goethe bejahte es. „Ich hätte ohne die frischen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können" antwortete der alte Dichter. „Das ist aber auch Alles, was ich aus dem Golde meiner Tell-Lokalitäten mir gemünzt habe."

Goethes langes Leben war viel zu kurz für die Ausführung der zehntausend Aufgaben, die er sich stellte. Auch die Prosaschriften, die er in bezug auf die Schweiz plante, kamen zu keiner vollständigen Ausbildung. Ganz unfertig blieben jene Briefe aus der Schweiz, die unter Werthers Papieren gefunden sein sollten, also als eine Vorgeschichte Werthers gemeint waren und die erste Entwicklung dieses in Seelenkrankheit Versinkenden verdeutlichen sollten: Briefe, die nebenbei aber auch die Schweiz betrafen. Geschrieben hat Goethe das Wenige, das gedruckt vorliegt, teils in jüngeren, teils in älteren Jahren, gedruckt wurde es erst 1808 in den damaligen ‚Werken'. Bei den in diesen ‚Briefen' enthaltenen Urteilen über die Schweiz ist es oft schwer, den gesunden Goethe und den allzu weichlichen, allzu hochstrebenden Werther auseinanderzuhalten, ganz so wie es bei einem Zerrbildzeichner stets zweifelhaft bleibt, wieweit es ihm Ernst ist. Die nachfolgende Stelle mag noch Goethes eigenes Gefühl wiedergeben zu jener Zeit, als er durch das Wallis zog.

Pfui, wie sieht so ein Menschenwerk und so ein schlechtes notgedrungenes Menschenwerk, so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhaufen, mitten in der großen herrlichen Natur aus! Große Kiesel und andere Steine auf den Dächern, daß ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe! Und den Schmutz, den Mist! Und staunende Wahnsinnige! – Wo man den Menschen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davonfliehen!

Solche Stimmungen waren etwa in Sitten oder Leuk über Goethe gekommen, aber auch rasch vorübergegangen, wenn er sich wieder unter tüchtigen Landleuten bewegte. Niemals aber hätte er sich gegen das ganze Schweizervolk so wenden können, wie sein überfeinertes und menschenfeindliches Geschöpf Werther in den folgenden Sätzen:

Frei wären die Schweizer? Frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weismachen kann, besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt! Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in

einem Augenblicke frei denken: nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt. Nun erzählen sie das alte Märchen immerfort, man hört bis zum Überdruß: sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben. Und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien. Und da draußen auf dem Felsen ist's auch wohl der Mühe wert, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmeltier eingefangen gehalten wird.

So kann wohl ein Idealist schelten, der Realist, wie Goethe war, mußte die Schweizer mit anderen sterblichen Menschen vergleichen, und da wären bei allen Mängeln sie und ihre Freiheit mit Ehren bestanden.

Eine andere Bewandtnis hatte es mit den ‚Briefen aus der Schweiz', die Goethe als „Zweite Abteilung" von jenen Wertherischen unterschied. Sie sind wirklich von ihm in der Schweiz geschrieben, im Spätjahr 1779, und für die Öffentlichkeit leicht überarbeitet. Ein Bruchstück blieben sie freilich auch, indem Goethe von 69 Tagen der damaligen Reise (in der Schweiz) nur 16 nach seinen Briefen und Tagebüchern ausarbeitete. Daß er nicht dazu kam, ein „leidenschaftliches Märchen" mit diesem Reiseberichte zu verbinden, wie er eine Zeitlang vorhatte, werden wir weniger bedauern. Trotz des Beifalls, den seine Briefe, wo er sie vorlas, fanden, ließ er das Unfertige lange Zeit liegen. Als Schiller im Jahre 1796 Dergleichen brauchte, um die ‚Horen' zu füllen, gab er sie hin, und 1808 nahm er sie hinter den erfundenen Briefen, von denen eben die Rede war, in seine ‚Werke'.

Über seine Reise von 1797 brachte Goethe drei große Aktenbände nach Hause, nicht gerechnet seine Tagebücher und die Briefe an Freunde, aber auch diese Fülle des Stoffes reizte ihn nicht genugsam zur Darstellung, weder sogleich noch später. In dem halben Jahre vom November 1823 bis Mai 1824 ließ er von seinem Schreiber John die betreffenden Tagebücher und Briefe zusammenschreiben, diese Abschrift war dann in der Hauptsache

Das, was Eckermann auf Goethes ausgesprochenen Wunsch nach dem Tode seines großen Gönners im Jahre 1833 in den ‚Nachgelassenen Werken' mit geringer Bearbeitung herausgegeben hat.

Auch über der Darstellung der ersten Schweizerreise, der poetischsten und genialischsten, hat kein gutes Geschick gewaltet. Der fünfundzwanzigjährige Dichter war noch kein kluger Haushalter; er dachte an kein Publikum bei diesem persönlichen Erlebnis und brachte nur Weniges zu Papiere. Freilich hätten ihm sein Tagebuch und seine Zeichnungen wohl genügt, wenn er, solange die Erinnerung noch frisch war, seine Reise in einzelnen Bildern hätte darstellen wollen. Aber gerade nach seiner Heimkehr stürmten gar zu viele neue Eindrücke auf ihn ein, und gerade damals warf er auch die ganze Schriftstellerei beiseite und kehrte dem deutschen Publikum den Rücken zu. Auch als er dann wieder anderen Sinnes wurde, vergingen doch viele Jahre, ehe er an eine Darstellung dieses ersten Besuches bei Lavater und dem heiligen Gotthard dachte. 1811, 12 und 14 erschienen dann die drei ersten Teile seiner Lebenserinnerungen; sie führten bis nahe an den Lilli-Roman und die Schweizerreise heran, aber doch nicht in sie hinein; Lilli lebte ja auch noch. Von der Fortsetzung, die nun auch die Schweizerreise enthielt, ward ein kleiner Teil 1813, der größere aber erst 1830 und 31 geschrieben: also auf Grund einer sehr abgeblaßten Erinnerung. Im Druck erschienen diese Schilderungen erst ein Jahr nach Goethes Tode.

❦ ❦

❦



Heinrich Meyer
Von Joseph Schmeller
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar)



Friedrich Soret
Von Joseph Schmeller
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar)

3. Meyer und Soret

Der alte Goethe war ein Weltbürger im großen Sinne. Er suchte alle bedeutenden Vorgänge und Zustände der bekannten Erdteile zu überschauen, ohne nach politischen Grenzen zu fragen; er wurde aber auch von den Kenntnis- und Kunstreichen, den Dichtern und Denkern vieler Länder Europas und auch der neuen Vereinigten Staaten Amerikas als ein König in ihrem geistigen Reiche öffentlich oder im Stillen anerkannt und verehrt. Die Verbindung mit der Schweiz verlor er schon deshalb keinen Augenblick, weil Heinrich Meyer sein vertrauter Freund war und bis zum Ende blieb.

Als sie damals, am 20. November 1797, zusammen heimkehrten, bezog der Junggeselle Meyer wieder sein Stübchen in Goethes Hause. Bis zum Dezember 1802 wohnte er dort und aß er an seines Gönners Tische; dann erst gründete er sich mit einer Fräulein v. Koppenfels ein eigenes Heim. Aber auch als Ehemann blieb er ein Gesinnungs- und Lebensgenosse Goethes. Meyers Treue und Zuverlässigkeit kann nur mit derjenigen einer guten Gattin verglichen werden; dafür hatte er aber auch dieselbe stille Macht über Goethe, die solche geliebte Gattin auszuüben pflegt. Lavater hatte zehn Jahre zu Goethes allernächsten Freunden gehört, Meyer hielt diese Stellung von 1786–1832; die beiden Zürcher zusammen standen sechsundfünfzig Jahre als seine Vertrauten an der Seite des großen Dichters.

Im Jahre 1822 trat noch ein Schweizer in die kleine Akademie von Goethes Hausfreunden ein: der Genfer Frédéric Soret, der zum Erzieher des Erbprinzen Karl Alexander berufen worden war. Sein Fach waren die Naturwissenschaften, wie es sich für einen Genfer geziemte. Nun hatte Goethe auf seinen beiden Lieblingsgebieten zwei Schweizer zu Mitarbeitern, einen deutschen Charakter und einen klugen, verstandeskühlen Romanen. Soret brachte ihn nun auch den Menschen und Dingen der französischen Schweiz wieder näher.

Daß Goethe die immer zahlreicheren und besseren Bilder von Schweizer Landschaften gerne betrachtete und die gelehrte Literatur

über dies Land gern las, braucht kaum gesagt zu werden. Da bemerkte er freilich auch neben dem Bekannten, wieviel mehr er noch hätte sehen, erforschen und lernen können. Und mit vierundsiebzig Jahren ließ er sich in einem Briefe an den Botaniker Nees von Esenbeck zu der Klage hinreißen: „Warum bin ich nicht mehr so leicht auf den Füßen als zur Zeit, wo ich die unnützen Reisen in die Schweiz tat, da man glaubte, es sei was Großes getan, wenn man Berge erklettert und angestaunt hatte!" Das besagt nur, daß wir auf jeder Stufe unserer Entwicklung in anderer Weise reisen oder reisen möchten.

Goethe aber konnte sich selber zugestehen, daß er dem Schweizer Lande und Volke auf mancherlei Art recht nahe gekommen war. Er hatte die Natur und die Menschen in sich aufgenommen und verarbeitet. Erkennbar und nicht erkennbar, sind sie mit seinem Wesen und Werke verquickt.



Seitenweiser

1. Personen

(Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt. B.: Bild. n. S.: neben Seite)

Aberli, Johann Ludwig 105.
d'Alembert, Jean le Rond 126.
Anhalt-Dessau, Fürst Franz 113.
Apollonios von Rhodos 108.
Arnold, Franz Maria 242.
Arpeau, Hauptmann 115–124.

v. Baldegg, Johannes 151.
Balmat, Jacques 145.
Baumgarten, Peter im 68–70, 90, 207.
Becker, Christiane, geb. Neumann 252.
Berly, Jochen 17, 67.
Blaire, Engländer 146.
Blochberg, Reitknecht 72 ff.
Bodmer, Joh. Jakob 25–28, 49, 61, 62, 81, 92, 93, 185–189, 196, 214; B. 27, B. 186.
Bonnet, Charles 131, 138.
Bonaparte, Napoleon 256.
van der Borg, Frau 132, 176.
Boßhard, Heinrich 18, 19, 24; B. 18.
Bourrit, Kanonikus 145.
v. Branconi, Antonia, geb. v. Elsener 109–114, 207, 217; B. n. S. 114.
Braun in Leuker Bad 161.
Braunschweig, Herzog Ferdinand 110, 113.
Breitinger, Joh. Jakob 25, 28, 29, 62.
v. Bubenberg, Adrian 81.
Burckhardt, Gedeon 73.
Burgund, Herzog Karl der Kühne 81, 82.
Bürkli in Zürich 235, 262.
Burlamaqui, Frl. in Genf 130.

Calvin, Johannes 126.
Campe, Joachim Heinrich 188, 189.
Caesar, Cajus Julius 152.
Cenci, Beatrice 191.
Chaillet, Familie im Joux-Tal 116.
Charbonnier und Frau 115.
Chateauvieux, General 137, 138.
Chlijogg s. Guyer.
Cotta, Johann Friedrich 259.
de Court in Siders 162.

Dänker, Pfarrer 60, 194.
Deutsches Reich, Kaiser Otto der Erste 35; Kaiser Sigismund 201; Kaiser Joseph der Zweite 54, 213.
Diodati, Johannes 128, 130–133, 137, 138.
Diogg, Felix Maria 236.

Ebel, Johann Georg 50.
Eckermann, Johann Peter 266, 270, 271, 274.
v. Erlach, Hieronymus und Familie 104.
Escher, Jakob 257.

Escher, Johannes 188, 194, 233, 234, 258.
– Kaspar 233, 234, 236, 258, 262.

Fast, Fabrikanten in Genf 127, 128.
Fäsi, Joh. Konrad, Beschreiber der Schweiz 41, 46, 75.
– Professor in Zürich 262.
v. Fellenberg, Emanuel 269, 270.
Fichte, Johann Gottlieb 260.
von der Flühe, Nikolaus 248.
v. Forstenburg, Graf 110.
Francillon in Genf 128.
Frankreich, König Ludwig XVI. 124, 179, 223.
Frey, Johann Rudolf 19, 63.
Fürst, Walther 249, 270.
Füßli, Heinrich 28, 191, 199, 205, 262.
– Kunsthändler in Zürich 194, 261.

Geist, Schreiber 221 ff., 240 ff.
Geßler, Landvogt 52, 250, 251, 270.
Geßner, Charlotte, geb. Wieland 261.
– Georg 230, 231, 260, 262.
– Heinrich 261.
– Johann Konrad 236.
– Nette, geb. Lavater 230, 231, 260, 261.
– Salomon 28, 62, 192, 196, B. n. S. 194.
v. Goethe, August 244, 259.
Göthe, Elisabeth, geb. Textor 71, 72, 117, 220, 259.
– Kaspar 71.
(v.) Goethe, Wolfgang B. 4, B. 9, B. n. S. 115, B. n. S. 139, B. n. S. 184.
Gottsched, Joh. Christoph 25.
v. Grafenried 108.
Graff, Anton 27.
Greren, Inspektor 69.
Guser, Jakob 18–24, 100, 192–194, 196, B. 21, B. 193, B. n. S. 194.

Häfeli, Joh. Kaspar 14.
(v.) Haller, Albrecht 48, 82, 100, 101, 104.
v. Hallwell, Johannes 81.
Halters, Dr. in Andermatt 246.
v. Hartenstein, Kaspar 82.
Hartmann, Maler in Biel 80.
Has, Jost 246.
v. Haugwitz, Freiherr Kurt 6–38, 54–62, 200, B. 56.
Hedlinger, Johann Karl 39, 179.
– Landammann 39, 179.
Heidegger, Joh. Konrad 28, 194.
Heinse, Wilhelm 26.
Herder, Joh. Gottfried 14, 113, 185, 188, 216, 227.
Hermann, herzogl. Jäger 72 ff., 140, 157–182.
Heß, David 191, 192, 194.
– Johann Jakob 14, 30, 262.
– Magdalena 191.
v. Heygendorf, Karoline, geb. Jagemann 267.
– Karl Wolfgang 267, 268.
Hieronymus von Prag 201.
Hirzel, Stadtarzt in Zürich 19, 192, B. n. S. 194.
Holborn, englischer Adliger 101.
Homer 61, 84, 92, 93, 114, 185, 186, 262.
Horner, Jakob 236.
Hottinger, Joh. Jakob 262.

Hotze, Joh., Arzt in Richterswil 14, 33, 191, 194, 231, 242; B. 195.
Huber, Johannes 135–137, 140, 154.
– Joh. Daniel 136.
v. Humboldt, Alexander 239.
– Wilhelm 231.
Huß, Johannes 201.
v. Hutten, Ulrich 237.

Im-Thurn, Georg Friedrich 202, 231.
Iselin, Isaak 63.

Jacobi, Friedrich 182.
Johnston 246.
Juel, Jens 128, 131, 137, 139.
Jung-Stilling, Heinrich 192, 217.

v. Kalb, Joh. August Alexander 67.
Kalvin s. Calvin.
Kant, Immanuel 156.
Kapo d'Istrias 268.
Kaufmann, Christoph 67, 68, 200; B. 68.
Kayser, Christoph 16, 30, 61, 191, 207, 212–215, 219, 230; B. 17.
Keller, Gottfried 194.
Kestner, Christoph und Charlotte 44.
v. Kirchberger, Landvogt 100, 105, 106.
Kleinjogg s. Gujer.
v. Klettenberg, Susanne 211.
Klopstock, Friedrich Gottlieb 1, 25, 30, 61, 186.
v. Knebel, Karl 37, 46, 151, 190, 206, 207.
Kocher, Peter 83ff., 87, 206.
v. Koppenfels, Amalie 275.
von Kurland, Herzogin Karoline Luise, geb. Prinzessin von Waldeck 109, 112.

de Lairesse, Gerard 130.
Lambert, Joh. Heinrich 157.
Landolt, Salomon 192, 193, 223.
Langhans, Pfarrer und Frau 104, 105.
v. La Roche, Georg Michael Frank 136.
– Sophie, geb. Gutermann 127.
Lavater, Diethelm 2, 3, 14, 207, 261.
– Kaspar 3–33, 64, 67, 69, 84, 96, 105, 106, 109–114, 128–132, 139, 178, 182–218, 229–232, 260–262, 265–267, 274; B. 5, B. 11, B. 183, B. n. S. 232.
– Familie 12, 13, 190, 191, 195, 215; B. 12, 13, B. n. S. 232.
v. Lengefeld in Rudolstadt 202, 207.
Lessing, Gotthold Ephraim 25.
Levasseur, Therese 79.
v. Lindau, Julius Heinrich 14, 52, 61, 69; B. 53.
Liotard, Maler in Genf 13.
Lips, Heinrich 11, 14, 21, 68, 197, 198, 217, 218, 229; B. 197.
Locher, G. 102, 103.
Lorenzo, Pater 51, 176, 245.
de Luc, Jean André 132.
– Guillaume Antoine 132.

Mako, Friedrich 262.
Massena, André 265.
Mattei oder Matthäi, Karl 109 bis 113, 217.

v. Mechel, Christian 63, 102, 103.
Meiners, Christoph 125, 134.
vom Melchtal, Arnold 349.
Mendelssohn, Moses 212.
Merck, Joh. Heinrich und Frau 2, 3, 114, 115, 117.
Meyer, Heinrich 212, 218–276, B. n. S. 274.
– Kaspar Anton 49.
Müller, Wirt in Thaingen 222.
– Georg in Schaffhausen 233.
(v.) Müller, Johannes 232, 233.
Muthesius, Karl 267.

Nagers, Landammann 246.
Nahl, Johann August 4, 104.
Nathanael 211, 212.
Nees von Esenbeck, Christian Gottfried 276.
v. Negeli in Guttannen 90.
Nordheim, Kupferstecher 27.

Oeser, Adam 136.
Ott, Gasthalter in Zürich 184, 256, 259.

Paccard, Dr. in Chamonix 145.
– Michel 145–152, 206.
Palm, Familie in Eßlingen 214.
Paracelsus, Theophrastus Bombastus 101.
Passavant, Jakob Ludwig 14, 30 bis 54, 231, 240, B. 37.
Pasteur, Bankier in Genf 127.
Pestalozzi, Heinrich 261, 266, 267.
Pfenninger, Joh. Konrad 14, 191.
Pfiffer, General 180, 181.
de Pian, Giovanni B. n. S. 194.
Platter, Thomas 150.
Pocock, engl. Reisender 144.
Preußen, König Friedrich der Zweite 79, König Friedrich Wilhelm der Zweite 200, König Friedrich Wilhelm der Dritte 208.
Purgstall, Graf Gottfried Wenzel 239.

Rahn, Professor in Zürich 262.
Raynal, Guillaume Thomas 249.
Rebmann, Untervogt von Uttikon 236.
Reichardt, Friedrich 215.
Reichardt, Ottokar 151, 201.
Reimond, Familie im Joux-Tal 116.
Reinhold, Karl Leonhard 130.
Rembrandt van Rijn 130.
Rochat, Familie im Joux-Tal 116.
v. Romont, Graf 81.
Rousseau, Jean Jacques 2, 79, 80, 100, 111, 112, 126, 186.
Rußland, Kaiserin Katharina 138.

Sachsen-Gotha-Altenburg, Herzog Ernst der Zweite 186, 211.
Sachsen-Weimar-Eisenach, Herzogin Amalie 70, 117, 118, 214, 217, Herzog Karl August 65–67, 70–206, 209, 215, 216, 219, 267, 268, B. n. S. 138, B. n. S. 185, Herzogin Luise 65–67, 117, 137, 214–216, Erbprinz Karl Alexander 276.
v. Salis-Marschlins, Ulysses 69.
de Saussure, Horace Benedicte 138, 139, 145, 154, 163.
Schellenberg, Joh. Rudolf 197.
Schiller, Friedrich 216, 217, 220, 224, 227, 228, 236, 238, 239, 254, 264, 270, 273.

Schinz in Zürich 30.
Schlosser, Georg 7, 181, 182.
Schlosser, Kornelia, geb. Göthe 7.
Schlosser, Johanna, geb. Fahlmer 181.
Schmoll, Georg Friedrich 9, 11, 21.
Schön (Schongauer), Martin 35.
Schönemann, Elisabeth 6, 32, 51, 66, 244 f. n. Türckheim.
Schröter, Korona 252.
Schultheß, Barbara, geb. Wolf 14–16, 61, 191, 207, 214, 230–241, 260; B. 15, B. n. S. 195, B. n. S. 233.
Schuppach, Michel und Familie 100–103; B. 102, 103.
Schütz, Franz 73, 74.
Schütz, Georg 73.
Schweizer, Johann Kaspar 191.
Schweizer, Magdalena, geb. Heß 191.
v. Seckendorff, Siegmund 203.
Seidel, Philipp 72ff., 87, 89, 140, 179, 181, 207.
Sellon in Genf 138.
Seraphim, Pater 176.
v. Sinner, Stadtschultheiß in Bern und Sohn 98–100.
Sommerauer, Hans 151.
Soret, Frédéric 275, 276; B. n. S. 275.
Sprüngli, Pfarrer in Bern 100.
Stauffacher 249, 270.
v. Stein, Charlotte 65, 86, 93, 96, 105, 108, 112, 114, 117, 132, 137, 138, 176, 181, 184, 189.
Steinbrüchel in Zürich 62.
v. Stolberg-Stolberg, Graf Christian 6–38, 54—62, 67, 217; B. 55.
v. Stolberg-Stolberg, Graf Friedrich 6–38, 54–62, 67, 99, 186, 217, 240; B. 55.
Sutor, Diener Goethes 72ff.
Suworow-Rymnikskij, Graf Alexander Wassiljewitsch 265.

Tacitus, Cornelius 107.
Tavaros, reisender Arzt 84, 92.
Tell, Wilhelm 42–44, 51, 52, 98, 247, 249–252.
Tessac, Victor 145.
Theokrit 228.
Thomas, Wilhelm 182, 213, 218.
Tissot, Simon André, Arzt in Lausanne 101.
Tobler, Johannes 61, 62, 128.
Tobler, Georg Christoph 128, 130–132, 139, 207, 227.
Trippel, Alexander 217, 225.
Tronchin in Genf 130.
Tscharner, Landvogt 100.
Tschudi, Ägidius 251.
v. Türckheim, Friedrich 241.
v. Türckheim, Elisabeth, geb. Schönemann 241, 274.

v. Veldecke, Heinrich 186.
Voltaire 133–136, 186, 187; B. 135.
Voß, Joh. Heinrich 262.
Vulpius, Christiane 215, 219, 220, 227, 228, 230, 236, 241, 244, 256, 259.

Wagner, herzogl. Kammerdiener 72, 87, 89, 140.
Wahl, Hans 152.
Wahle, Julius 152.
v. Waldeck, Prinz August 217.
Waldmann, Johannes 81.

Weber, Veit 83.
v. Wedel, Moritz 72 ff., 87, 89, 94, 111, 115, 121, 140, 152, 154, 156, 161, 162, 179, 184–188, 192.
Wieland, Christoph Martin 1, 25, 26, 67, 70, 186, 192, 205, 206, 239.
Wilhelmi, Prof. in Bern 100.
v. Willemer, Marianne, geb. Jung 213.
Windham, engl. Reisender 144.
v. Winkelried, Arnold 98, 248.
Wocher, Marquard 105.
Wyttenbach, Jakob Samuel 83, 105, 175, 207.

Zimmermann, Georg 13, 29, 65, 66, 101, 109, 113, 194; B. 66; Sohn und Tochter 65, 66, 194.
Zwickt aus Glarus 236.

2. Orte, Länder, Berge, Flüsse

Aare 84, 89, 96.
l'Abbeye 120.
Adula 213.
Airolo 155, 176.
Albinen 157.
Albis 52, 250.
Albtal 38, 242.
Alpnach 38, 242.
Altdorf 42–44, 178, 243, 246, 247, 265.
Altstadt, Insel 249.
Am Steg 45, 178, 244, 246.
An der Matt 47–49, 178, 245, 246.
Anet 81.
Argentière, Gletscher 147.
Arpenaz 142.
Arth 39.
Arve 140–442, 147, 148.
Augsburg 184, 214.
Augusta Rauracorum (Augst) 77.
Aventicum-Avenches 77, 82, 107.
Axenberg 247.

Baar 250.
Baden an der Limmat 62.
Baden unter der Gemmi s. Leuker Bad
Baden, Markgrafschaft 73.
Balme, Dorf und Höhle 141, 142.
– Col de B. 147, 148.
Basel 7, 62, 63, 73, 74, 100, 257, 264, 265.
– Bistum 75.
Batiaz, Burg 151, 152.
Beatenhöhle 93.
Beckenried 248.
Bellinzona 243.
Berlin 79, 97.
Bern, Stadt und Staat 70, 78, 79, 81, 83, 84, 96–106, 118, 120, 121, 153, 162, 181, 207, 235, 264.
Berner Oberland 83–96, 122, 123, 143, 149, 158, 171.
Sankt-Bernhard 150, 151.
Bernhardin 213.
Bex 153, 154.
Bezlingen 43.
Biel und Bieler See 78–80.
Birs und ihr Tal 74–77.
St. Blaise 80.

Bodensee 201, 214, 222.
Le Brassus 116, 120.
Breisgau 73.
Breithorn 87.
Brenet, Lac de 118, 119.
Brienz und Brienzer See 89–92.
Brig 163–165.
Brocken 71, 198.
Broye 107.
Bruchalp 89.
Brugg 62.
Bründli, Bründlihorn 87.
Brunnen 39, 179, 242, 247.
Buchfahrt bei Weimar 138.
Buisme 147.
Bülach 229, 262.
Buochs 248.
Burgdorf 266.
Burgund 116.

Caramillon 148.
Cenis, Mont 145.
Chablais 140.
Chamant, Dent 112.
Chamonix 138, 143–148, 181.
Chatelaine 126.
Chedde 143.
Cheire 107, 108.
Chiavenna 212, 213.
Chillon, Schloß 111, 122.
Chur 212, 213.
Clarens 111.
Claußen 250.
Cluse an der Arve 141.
Comer See 213.
Court 77.

Dachsfelden 77.
Dala, Fluß 157, 158.
Darmstadt 7.
Daubensee 158.
Delsberg-Delemont 74, 75.
Deutschland 97, 98, 263.
Dinkelsbühl 263.
Dôle 120–122.
Domo d'Ossola 154.
Donau 222.
Drance 151.
Dresden 1.
Düsseldorf 12.

Eckerstein 90.
Eglisau 229, 262.
Einsiedeln 33–38, 235, 236, 240–242.
Ellwangen 263.
Elsaß 2, 73.
Emmendingen 7.
Emmental 100.
Ems 3, 6.
Engelberger Tal 231, 248.
Engelhorn 89.
England 79, 97, 239.
Erlach 80.
Eßlingen 214.

Faucigny 116, 140.
Faxen 157.
Ferney 133, 134.
Flesch 166.
Finsteraarhorn 171.
Florenz 220, 254.
Flüelen 43, 178, 243, 247.
Franche-Comté 120, 121.
Frankfurt a. M. 1, 2, 6, 8, 66, 67, 72, 220, 221, 231, 257, 267.
Frankreich 2, 75, 116, 118–121, 124, 235, 239, 257, 264, 265.
Frauenfeld 198.

Freiburg i. Br. 7, 222.
Freiburg im Uchtland 81, 264.
Friedberg in Hessen 72.
Furka 49, 150, 162–173, 175, 177.

Gemmi 158–161.
Genf 79, 84, 115, 119, 124–140, 177, 180, 213, 264.
Genfer See 2, 108–139, 158.
Genthod 131.
Genua 150.
Gersau 43, 248.
Gex, Land 121, 122, 124, 133.
Gießbach 94.
Gießen 72.
Glarus 181, 259.
Gombs 167.
Göschenen 46, 178, 245.
Goslar 161.
Gotthard 7, 45–52, 67, 70, 149, 150, 155, 162, 163, 171–178, 212, 235, 244–246, 253, 265, 274.
Graubünden 175, 212, 213.
Graz 239.
Grindelwald 88.
Grütli 43.
Guttannen 90.

Harz 71, 93, 161.
Haslital 89, 91, 94.
Heidelberg 7, 67.
Heilbronn 220.
Herblingen 222.
Herrliberg 233, 257, 259.
Hilzingen 222, 262.
Hindelbank 104, 105.
Hof im Hasli 89.
Hofwil 287, 288.
Hohenklingen 201.
Hohentwil 222, 225.
Horgen 33, 250.
Hospental 47–49, 174, 176, 178.
Hütten 240.

Ifferten 81.
Ilmenau 10, 71, 74.
Inden 157–159.
Innertkirchen 89.
Ins 81.
Interlaken 84, 92.
Italien 1, 2, 7, 42, 49, 51, 67, 158, 163, 176, 204, 211–213, 217, 220 ff., 245, 256, 259.

Jena 216, 238, 239.
Joux, Tal und See 116–120.
Jungfrau 85–87.
Jura 74–77, 114–123, 264.

Karlsruhe 7, 8, 66.
Kassel 72.
Katzenreuttihof 20, 24, 192.
Kehrsatz 100.
Kloten 198, 229.
Knonau 182.
Kolmar 2.
Konstanz 198–201, 213, 214, 230.
Kopenhagen 216.
Küßnacht 39, 41, 52, 249, 250.

Lago maggiore 49, 154, 213.
Langenstein am Harz 110.
Längisberg 169.
Langnau 100–102.
La Sange 80.
Laufen s. Rheinfall.
Lausanne 84, 108–115, 122.

Lauterbrunnen 84–88.
Leipzig 1.
Leuk 157, 160, 161, 272.
Leuker Bad 157–161.
Liesberg 74.
Le Lieu 118.
Limmat s. Zürich und Baden.
Lottstädten 262.
Lowerz und See 39, 242.
Lucens 107.
Lütschine 84–88.
Luzern 41, 42, 51, 52, 84, 162, 179–182, 249, 264.

Magland, Tal 142.
Mailand 49, 51, 77, 176, 213, 245.
Mainz 77, 216, 219.
Männedorf 234.
Mannheim 7, 8.
Marburg i. H. 72.
Maria-Einsiedeln s. Einsiedeln.
Martinach-Martigny 149–154, 181.
Meilen 234.
Meillerie 111, 112.
Meiringen 68, 69, 90.
Mergozzo 154.
Merligen 84.
Milden, Moudon 107.
Môle 140.
Mönch 86.
Mont bei Rolle 115.
Montanvert 145, 146.
Montblanc 116, 119, 122, 123, 125, 140, 143–146, 148, 175.
Morges 114.
Motiers-Travers 79.
Moudon 197.
Moutier en Grandvaux 75–77.
Murten und See 80–83, 107.
Münster in Granfelden und Münstertal 75–77.
Münster in Oberwallis 167, 168.
Mürren 87.
Mythen 38, 39, 242, 247.

Neuenburg 79, 119.
Neuenburger See 80, 81, 107.
Nidau 79.
Niesen 84.
Noirmont 121.
Nürnberg 214–263.
Nyon 123, 124.

Oberhorn 87.
Oberried 60, 194.
Oberwald 168, 169.
Orbe 116, 119, 121.
Österreich 265.
Ottern bei Weimar 138.

Paris 2, 120, 121, 239, 257.
Payerne-Peterlingen 107.
Pelissier 143.
Petersinsel 78–80.
Pierre Pertuis 77.
Pilatus 248.
Pissevache 153, 154.
Le Pont 118, 120.
Preußen 144.
Pruntrut 75.

Rapperswil 236.
Realp 47, 172–174, 245.
Reichenbach 89, 90, 94.
Reuß 45–52, 74, 175, 179, 180, 244.
Rhein 8, 71, 73, 262.
Rheinfall bei Schaffhausen 8, 89, 201, 202, 223–227, 262.

Rhone 139, 149–170, 175.
Richterswil 14, 33, 194, 240.
Rigi 39–41, 248.
Ringelberg 167.
Rosenlaui-Alp und Gletscher 89.
Rolle 114, 115.
Rom 211–213, 254.
Rousses, les und See 121.
Rümikon 18.
Rußland 265.
Rütli 43.

Saarbrücken 241.
Sachsen-Weimar 98, 120.
Saint-Cergue 121–123.
Saint-Maurice 152–154.
Salanfe 153.
Salève 140.
Salges 157.
Sallanches 142, 147.
Sankt-Gallen 256.
Sardinien 119, 140.
Saugern 74, 75.
Savoyen 115, 116, 119, 122, 123, 138, 140–150, 178.
Schaffhausen 7, 8, 180, 201, 202, 222–227, 262, 264.
Scheidegg 88.
Schindelleggi 33, 240, 265.
Schmadribach 87, 94.
Schöllenen 46.
Schwabach 263.
Schwarzwald 222.
Schwarzwald-Alp 89.
Schwyz, Flecken und Kanton 33 bis 43, 175, 179, 181, 235, 240, 242, 247, 259, 265.
Schwyzer Haken 38, 242.
Le Sentier 118.
Sept Moncels 121.
Servoz 143.
Siders 156, 157, 162.
Siehl 250.
Simplon 150, 154, 162, 163.
Sion-Sitten 155, 156, 272.
Solothurn 119, 264.
Sonceboz 77.
Sophières 74, 75.
Splügen 213.
Stäfa 218, 220, 232–239, 250 bis 259, 269.
Stans 248, 265, 266.
Stans-Stade 249.
Staubbach 74, 85, 86, 94, 112, 142.
Steeg s. Amsteg.
Stein am Rhein 201.
Steinberg 86, 87.
Straßburg 2, 7, 8, 65, 109, 110, 241.
Stuttgart 203, 220, 263.

Tavannes 77.
Tellsplatte und -Kapelle 43, 179, 243, 247.
Tessin 175.
Tête noire 147.
Teufelsbrücke 46, 47, 52, 178, 245, 246.
Teufelsstein 52.
Thaingen 222.
Thun 83, 84, 93, 94, 105.
Thüringen 120, 161, 171.
Tour, Dorf und Gletscher 147.
Trachslaub 38.
Tracht 90, 91.
Trient 149, 152.
Tschingelgletscher 87.
Tübingen 220, 263.
Tuttlingen 222, 263.

Ufenau 236.
Unterfewen 84, 92.
Unterwalden 41, 175, 181, 248, 249, 259, 265.
Uri, Kanton 41–52, 170–178, 181, 235, 243–248, 265.
Urner Loch 47, 51, 178, 245, 246.
Urseler Tal 47–49, 172–178, 245.
Urseren s. Andermatt.
Utikon 234.

Vallorbe 119.
Valorcine, Tal 147.
Varner Alp 157.
Vaulion 118–120.
Versoix 124.
Vevay 111, 122, 162.
Via mala 213.
Vierwaldstätter See 1, 39–44, 52, 179, 180, 235, 242–244, 247–250, 270, 271.
Visp 162.
Vitznau 39.

Waadtland 107–124, 264.
Wädensweil 239.
Wallenstätter See 255.
Wallis 112, 115, 140, 149–170, 175, 177, 272.
Wasen 45, 178, 244, 246.
Weggis 248.
Weimar 67–72, 177, 198, 204, 205, 210, 216, 218.
Wermetschwil 19.
Wellhorn 89.
Wetterhorn 88, 89.
Wiesbaden 267.
Wiflisburg 82, 107.
Winterthur 18, 19, 67, 197, 198.

Zug und Zuger See 52, 84, 181, 250.
Zum Dorf 47.
Zürich, Stadt, See und Staat 6, 8–32, 33, 52–64, 67, 81, 110, 180, 182–196, 198, 212, 215, 217, 218, 229–240, 250, 256, 265, 268, 269.

3. Goethes Werke

Lieder und Lehrhaftes in Versen

Ihr verblühet, süße Rosen 16.
Gedichte an Lili 16, 32, 33.
Ohne Wein 31.
Auf dem See 32.
Kennst du das Land 50.
An Lavater 60.
Mahomets Gesang 94.
Gesang der Geister ü. d. W. 95.
Venetianische Epigramme 216.
Xenien 217.
Der Junggesell und der Mühlbach 238.
Amyntas 227, 228, 238.
Schweizer Alpe 244, 260.
Euphrosyne 252–254.

Erzählendes

Werthers Leiden 7, 28, 44, 134, 272, 273.
Wilhelm Meisters theatralische Sendung (Lehrjahre) 50, 130, 206, 207.

Wilhelm Meisters Wanderjahre 268.
Das nußbraune Mädchen 268.
Reineke Fuchs 216.
Hermann und Dorothea 237, 254, 259, 262.
Wilhelm Tell 247, 249, 251, 252, 254, 260, 270.

Dramatisches

Götz v. Berlichingen 3, 28, 60, 237.
Faust 28, 60, 181—266, 270, 271.
Egmont 160.
Erwin und Elmire 192.
Jeri und Bätely 205.
Iphigenie 206, 207.

Abhandlungen

Theologische Flugschriften 3.
Zur Physiognomik 10, 12, 65.
Über Italien und Kunstfragen 220, 234, 254.

Biographisches

Briefe aus der Schweiz und Berichte über die Schweizer Reise 176, 181, 205, 206, 272.
Dichtung und Wahrheit 266, 274.
Italienische Reise 266.
Briefwechsel mit Schiller 266.

Zeichnungen

Kapella Maria im Schnee n. 40.
Gasthaus zum Ochsen n. 41.
Sturz der Reuß n. 50.
Scheideblick nach Italien n. 51.
Reffträger 52.

